

Heinz Kuss

# Schicksal einer Generation



Als Infanterist in Polen,  
Frankreich und Rußland

**Pour le Mérite**

# Stationen von Heinz Kuss während des Zweiten Weltkrieges



 Grenze des Großdeutschen Reiches (Stand: 1. September 1939)

*Stalingrad* Die kursivgesetzten Städtenamen zeigen keine Stationen des Autors, sondern dienen ausschließlich der Orientierung.



1939  
September  
II. IR 94 (32. ID)  
Schneidemühl – Warschau

1940  
Mai bis Juli  
3. IR 509 (292. ID)  
Stolberg – La Roptiere

1942  
Februar bis Mai  
Kriegsschule Dresden  
November 1942 bis März 1943  
5. IR 70 (111. ID)  
Malgobek – Rostow – Bataisk

1943  
März bis Juli  
Lazarettaufenthalt in Stalino, Lem-  
berg, Breslau

August  
Ersatzkompanie für das IR 70  
(111. ID)  
Hildesheim – Taganrog – Rtg. Me-  
litopol

August 1943 bis Frühjahr 1944  
Lazarettaufenthalt in Mariupol,  
Saporoschje, Krakau, Schweidnitz

1944  
April bis Juni  
129. ID (in Reserve liegend)  
Bobruisk

Juni bis November  
Lazarettaufenthalt in Gotha  
Ersatzbataillon in Marburg

November bis Dezember  
129. ID  
Lomscha

1945  
Januar bis Februar  
129. ID  
Lomscha – Sensburg – Mehlsack –  
Eisenberg

März 1945  
Lazarettaufenthalt in Zoppot;  
Führerreserve der Heeresgruppe  
Nord auf der Frischen Nehrung

März  
2. IR 544  
Kampfraum Danzig

30. März bis 4. April  
Transport in das Schleswiger La-  
zarett  
Hela – Kopenhagen – Schleswig



**A**ls Offizier stand der Autor nach kurzer Teilnahme am Frankreichfeldzug ab 1942 drei Jahre lang in der Hölle der Ostfront, zunächst im Kaukasus, dann im Feuer der russischen Sommeroffensive 1943 an der Miusfront, im Partisanenkampf und beim Ausbruch aus dem Kessel von Bobruisk. Am Ende gilt es in besonders harten und verlustreichen Kämpfen deutsche Erde in Ostpreußen vor der Feuerwalze der Roten Armee zu schützen. Der Autor, der hier einen mitreißenden Bericht über das entbehrungsreiche Frontgeschehen als Infanterist vorlegt, stellt seinen persönlichen Mut, seine Taten, Schmerzen und Kriegsverletzungen in den Hintergrund. Er begreift seine eigenen Erlebnisse als Schicksal seiner ganzen Generation und bäumt sich gegen die pauschale Verleumdung dieser Generation auf. Stalin und Churchill brandmarkt er als Kriegstreiber und Massenmörder und fordert Respekt und Anerkennung für die Soldaten der Wehrmacht des Zweiten Weltkrieges.



*Der Autor im Jahre 1942*



**Pour le Mérite**



Umschlaggestaltung unter Verwendung zweier  
Farbfotos aus dem Archiv des Verlages.

Das Foto auf der Titelseite zeigt deutsche Infanteristen während des Vormarsches in Russland.  
Auf der Rückseite ist eine MG-Höhenstellung im Kaukasusgebirge zu sehen.

**Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

*Den gefallen Kameraden  
seien diese Erinnerungen  
ein Gedenken.*

ISBN 978-3-932381-51-5

© 2008 Pour le Mérite. Alle Rechte vorbehalten

Pour le Mérite – Verlag für Militärgeschichte  
Postfach 52, D-24236 Selent

Gedruckt in Österreich

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

## Vorwort

**A**uch im Zweiten Weltkrieg hat der Infanterist die Hauptlast des Krieges zu tragen. Seine Hauptkampflinie, kurz: HKL, bestimmt den Frontverlauf. Alle anderen Waffengattungen, die seinem Fortkommen, seinem Schutz und seiner Stärkung dienen, stehen im rückwärtigen Raum. Einige von ihnen werden gelegentlich unmittelbar an der Seite des Infanteristen eingesetzt, so zum Beispiel Panzerfahrer und Pioniere. Allerdings können die Besatzungen der Panzerkampfwagen auch ohne Schutz des Infanteristen operieren, ausgenommen die der Sturmgeschütze. In der Regel bleibt der Infanterist in der Hauptkampflinie allein.

Die «schwerste Last» des Infanteristen ist seine Unbeweglichkeit. Die Versorgungstrosse halten sich immer ausserhalb des Feuerbereiches auf, und so ist er auf seine eigene Körperkraft angewiesen und muss seine Waffen und Munition selber tragen. Mit diesem ganzen Ballast legt er im Laufe des Krieges viele hundert Kilometer Wegstrecke zu Fuss zurück. Trotz Hitze, Kälte, Nässe, schlechter Bodenverhältnisse und körperlicher Unpässlichkeiten muss er durchhalten. Oftmals ist er am Ende seiner Kraft, und dennoch rafft er sich immer wieder auf. Fehlender Schlaf versetzt ihn manchmal in einen Trancezustand, und das Hirn ist dann nicht mehr in der Lage, das Geschehen rundherum wahrzunehmen. Verzweiflung packt ihn, wenn er zur Ruhe kommt, denn erst dann nimmt er seinen eigenen Zustand wahr. Immer wieder fragt er sich, wie er diese Strapazen überhaupt bewältigen kann.

Der Infanterist ist ständig am Feind. Pausenlos muss er wachsam sein. Vor Überraschungen ist er nie sicher. So tritt zu den körperlichen Strapazen die nervliche Dauerbelastung. Während eines Feuergeftes, und besonders im Nahkampf, sind die Nerven fast bis zum Zerreißen gespannt. Bei vielen

sich Angst in das Gefühlswirrwarr. Da gibt es nur die eine Frage: «Wer ist schneller – du oder ich?»

Die nervliche Anspannung eines Postens in finsterner Nacht, und das noch bei klirrender Kälte, ist kaum vorstellbar. Jeder sich bewegende Strauch oder Grashalm, ein Geräusch oder Knacken wird zum Feind. Der Posten sieht Gespenster. Insbesondere ein Frontneuling steigert sich in Phantasien und Halluzinationen hinein. Angst und Kälte schütteln den Körper.

Es gibt wenige Soldaten mit eisernen Nerven. Fast mehr gefürchtet als der Gegner sind besonders furchtsame Vorgesetzte, weil sie zum eigenen Schutz von den anderen jedes Opfer verlangen. Man hasst aber auch rücksichtslose Offiziere, die sich Anerkennung und Orden auf Kosten anderer verdienen wollen. Es heisst, sie hätten «Halsschmerzen», und man meint damit die Sucht nach dem Ritterkreuz.

In jener Zeit gibt es das, was man Kameradschaft nennt. Sie hat in der Regel mit Freundschaft nichts zu tun, denn Kameraden stehen füreinander gerade in der Not ein, während Freundschaft in der Not oft endet. Ein jeder versucht, den Kameraden zu retten – in jeder Lage. Erst am Schluss des Krieges ist Kameradschaft nicht mehr selbstverständlich, weil einer den anderen nicht kennt und einer so hilflos ist wie der andere, denn Hilfsmittel gibt es dann kaum noch. Und dennoch musste ich selber feststellen, dass man mich am Ende des Krieges nicht im Stich liess, obwohl ich zwölf Stunden lang als Verwundeter bewusstlos lag.

Wer seine Kameraden erbärmlich sterben sieht, leidet unter der Angst, ebenso qualvoll sterben zu müssen. Hinzu kommt die Furcht vor der russischen Gefangenschaft – man spricht generell von «Russland», nicht von der «Sowjetunion». Hat ein Infanterist bei einem Rückzug den Zustand der völligen Entkräftung erreicht, ergibt er sich willenlos seinem Schicksal. «Väterchen Frost» ist ein arger Feind. Es fehlt an ausreichender Winterbekleidung. Selbst wenn diese vorhanden ist, bleibt die Fussbekleidung immer ein

## VORWORT

---

ein Schwachpunkt. Die Knobelbecher werden Steinhart. Man bekommt sie kaum an- noch ausgezogen. Die Strümpfe sind zumeist zerrissen. Auch Fusslappen bieten keinen Kälteschutz. Mit den Handschuhen ist es nicht anders. Einerseits sollen die dünnen Dinger vor Kälte schützen, andererseits muss aber auch das Hantieren mit der Waffe gewährleistet bleiben. Beides in Einklang zu bringen, ist nicht möglich.

Sowohl im Bewegungs- als auch im Stellungskrieg findet der Infanterist selten Gelegenheit, Körperpflege zu betreiben. Manchmal dauert es Wochen oder gar Monate, ehe er Wäsche wechseln und seinen Körper reinigen kann. Der verdreckte Körper hat, jedenfalls in Russland, eine Verlausung zur Folge. Die Kleiderläuse bevölkern den Körper zu Hunderten. Die Wäsche, die Feldbluse und die Hose sitzen voller Nissen. Die Körperhaut ist zerfressen, und der Juckreiz strapaziert die Nerven. Wer sich nicht gegen Flecktyphus impfen liess, kann dem Tode nicht entrinnen. Kopf- und Filzläuse sind dagegen harmlos, weil sie sich leichter bekämpfen lassen.

Die Versorgung der Infanteristen mit Verpflegung bleibt fast immer unzureichend oder ist aus verschiedenen Gründen gar nicht zu gewährleisten. Bei Kampfhandlungen wäre die Versorgung nur unter grossen Opfern möglich. Bei einem schnellen Vormarsch können die Fahrzeuge den Soldaten nicht rasch genug folgen. Bei Rückzügen setzt sich der Tross rechtzeitig ab und bleibt für die nachrückenden Soldaten unerreichbar. Aber auch in festen Stellungen gibt es karge Kost. Hunger ist bei den Soldaten in der Hauptkampflinie die Regel. Das ist bei jedem Feldzug so. Die körperlich geschundenen Infanteristen – ab 1942 nennt man sie Grenadiere – beneiden nicht zu Unrecht andere Truppenteile, die nicht im Feuerbereich liegen und keine Versorgungsschwierigkeiten haben. Besonders verhasst sind Zahlmeister ohne Organisationstalent. Bei Rückzügen verteidigen etliche ihre Lager gegen versprengte, hungernde Soldaten sogar mit der Pistole.

## SCHICKSAL EINER GENERATION

---

Der Verfasser möchte versuchen, die Sorgen und Nöte des Infanteristen, aber auch die der Soldaten anderer Verbände darzustellen. Da es sich um eigenes Erleben handelt, ist es unvermeidbar, dass der Verfasser im Vordergrund bleibt. Dennoch wird der Bericht Leben und Erleben der Soldaten wiedergeben. Die Soldaten aller Dienstgrade sollen im Rampenlicht stehen; Leben und Leiden von Menschen, die ein ungewolltes Schicksal ertragen mussten. Es ist auch nicht das Anliegen, Kampfhandlungen als wesentlichsten Tatbestand in den Vordergrund des Geschehens zu rücken. Die Schilderung sei weniger ein Denkmal, als vielmehr eine Aufklärung über das tatsächliche Geschehen an der Front.

## Eine Soldatenweihnacht in Friedenszeiten

**D**ie 6. Kompanie des Infanterieregiments 94 ist am 21. Dezember 1937 nach einer Geländeübung auf dem Kasernenhof in Köslin angetreten. Ich stehe, wie die anderen Soldaten auch, als Rekrut in Reih und Glied. Neben mir als rechtem Flügelmann des II. Zuges stehen mein Gruppenführer, Unteroffizier Kossatz, und mein Zugführer, Feldwebel Gehrke, angetreten.

Aus der Kaserne tritt Hauptfeldwebel Küster, der Spiess. Ihm folgt gleich der Kompaniechef, Oberleutnant Guttmacher. Der Spiess meldet die Kompanie, und der Chef spricht zu uns mit einer scharfen klaren Stimme: «Das Vergleichsschiessen der Kompanien hat ergeben, dass die 6. Kompanie am schlechtesten abgeschnitten hat. Deshalb fällt die für heute Nachmittag geplante Weihnachtsfeier aus. Stattdessen tritt die Kompanie um 18 Uhr feldmarschmässig zu einem Nachtmarsch an. Der Mantel wird nicht angezogen, sondern im Tornister untergebracht. Feldwebel Paltzek, Sie werden die Kompanie führen.» Damit geht der Chef ins Gebäude zurück. Bevor der Spiess die Kompanie wegtreten lässt, sagt er: «Ja, das habt ihr nun davon. Die anderen Kompanien werden schön Weihnachten feiern, und ihr marschiert.»



*Heinz Kuss, 1938*

Natürlich wird nun nach allen Regeln der Kunst geflucht. Jeder ist nörgelig.

18 Uhr. – Es hat Neuschnee gegeben, und der Schnee liegt dreissig bis vierzig Zentimeter hoch. Der Marsch beginnt zunächst auf fester Strasse und führt über Rogzow nach Südosten, immer am Gollenberg entlang bis nach Lübtow. Diese etwa zehn Kilometer lange Strecke ist trotz des Schnees für uns junge Marschierer kein Problem. Dann aber machen wir einen Schwenk in den bergigen Gollenwald, den wir wohl zwei Stunden lang – oft ohne Schneisen – durchqueren. Die kurzen Knobelbecherschäfte sind schnell mit Schnee gefüllt. Das Reisig knackt. Der Storchengang in dem hohen Schnee kostet Kraft.

Flüche hallen durch die Nacht. Warum kann der Chef so ein Aas sein? Die Soldaten, auch ich, verehren ihn als einen korrekten Offizier. Er ist beliebt. Nun aber verflucht ihn jeder. Keiner findet eine Entschuldigung für diesen Büssergang. Ich hatte recht gut geschossen. Trotzdem quäle ich mich wie ein Sträfling durch diese Wildnis. Ja – das ist beim Kommiss nun einmal so: «Einer trage des anderen Last». Nach dieser langen Quälerei landen wir endlich auf der Chaussee im Gollen, die von Köslin nach Danzig führt. Die Quälerei scheint ein Ende zu nehmen. «Kompanie – halt!» heisst es plötzlich. «Mantel anziehen!» Was soll das nun kurz vor der Stadt? Der Feldwebel gibt die Erklärung: «Folgende Lage. Der Feind hat Köslin besetzt. Wir werden ihn angreifen. Am Waldrand werden wir zunächst in Stellung gehen. – Ohne Tritt, Marsch!» – Wieder setzen die Flüche ein. In dem hohen Schnee sollen wir herum wühlen und vielleicht die Kadettenanstalt angreifen? Die Strafe wird uns immer unbegreiflicher. – Schliesslich führt uns eine Schneise wieder in den Wald zurück. Da aber beginnt ein unvergessliches Winter- und Weihnachtsmärchen: Vor uns tut sich eine Lichtung auf. Am Rande der Lichtung steht eine etwa vier Meter hohe Tanne, die über und über mit brennenden Kerzen geschmückt ist. In der Mitte der Lichtung brennt ein Lagerfeuer, an dem der Kom-

## EINE SOLDATENWEIHNACHT IN FRIEDENSZEITEN

---

paniechef steht. Punschduft durchzieht die Lichtung. Keiner spricht ein Wort. Dieser Anblick treibt selbst einem hartgesottenen Soldaten die Tränen in die Augen.

Der Kontrast des kräftezehrenden und verfluchten Marsches zu diesem Blick auf den Tannenbaum mit den strahlenden Kerzen lässt einfach den Atem stocken. Der Feldwebel befiehlt: «Kompanie halt – Gewehre zusammensetzen. Tornister abnehmen und um das Lagerfeuer setzen.»



*Heinz Kuss, 1938*

Es ist auch jetzt kaum einer fähig, ein Wort zu sprechen. Alle scheinen im wahrsten Sinne des Wortes überwältigt. Der Chef hält eine kurze Ansprache, während ich einfach nur auf den Lichterbaum dort in der freien Natur starre. Tatsächlich, es sind echte Wachskerzen, deren Flammen sich in der Windstille kaum bewegen. Wie haben die Unteroffiziere es nur geschafft, die Kerzen anzubringen und zu entzünden? Welch ein Aufwand! Die Kerle haben für uns arme Seelen wohl doch ein Herz. Keiner hatte durch eine Andeutung etwas verraten.

Plötzlich sind Geschirrschellen zu hören. Ein Pferdeschlitten kommt auf die Schneise gefahren, gelenkt von einem Weihnachtsmann, der wegen seiner Grösse unschwer als Unteroffizier Jüttner zu erkennen ist. Das Fahrzeug hält.

Jeder bekommt von dem Weihnachtsmann eine Tüte, in der Pfefferkuchen, Nüsse, Schokolade, Zigaretten und je ein Apfel zu finden sind. Nun haben die Soldaten trotz der Überwältigung ihre Worte wiedergefunden. Die Stimmen werden fröhlich. Es wird gelacht. Der Deckel der Feldküche hebt sich. Die Trinkbecher werden mit Punsch gefüllt. Es wird geknabbert und geraucht.

Und natürlich, bevor Weihnachtslieder angestimmt werden, wird beim Anblick des Lagerfeuers ein altes Soldatenlied angestimmt: «Jenseits des Tales standen ihre Zelte...» Eine hübsche Melodie mit phantasievолlem Text, die heute wohl besonders melancholisch gesungen wird. Danach folgen die Weihnachtslieder. Es scheint, als fege jeder mit kräftiger Stimme die Zornesausrüche von eben fort. Dabei wird mancher daran denken, dass er das Weihnachtsfest nicht zu Hause erleben kann. Mir selbst ist bereits Weihnachtsurlaub bewilligt worden, weil ich das Grüßen mit Hand an der Mütze gut beherrsche. Das ist für einen jungen Rekruten nun mal Voraussetzung. Einige allerdings freuen sich auch auf die Wache beim Divisionskommandeur, General von Falkenhorst, denn man sagt, die Frau Generalin bereite der Wache einen besonders liebevollen Weihnachtsabend.

So vergeht die Zeit, und alle sind, der Punsch hat seinen Anteil daran, so ausgelassen, als feierten sie ihre Wiedergeburt. Kein Fluchen, kein Zürnen. Mit fröhlichem Gesang vollzieht sich der Rückmarsch in die Kaserne. Der Kompaniechef hat einen Sieg davongetragen. Die Soldaten sind stolz auf ihn und verkünden diesen Stolz auch den Kameraden der anderen Kompanien, die ja nur die übliche Feier im Speisesaal durchführten.

Ja, es war ein toller Tag, eine soldatische Weihnachtsfeier, die bei keinem dieser Soldaten je aus der Erinnerung gelöscht werden wird. Wer von uns später an der Front eingesetzt war, wird wohl zur Weihnachtszeit an diesen Tag zurückgedacht haben, so wie ich.

# Unser Feldzug gegen Polen

vom 1. September – 28. September 1939

---

II. Btl. Inf. Rgt. 94



## Befehl ist Befehl

**E**s ist Anfang August 1939, als unser Kösliner Infanteriebataillon (IL IR 94 der 32. Infanteriedivision) die Kasernen räumen muss und im Raum der alten Grenzmark Posen-Westpreussen, nördlich von Schneidemühl, Quartier bezieht. Es ist zu erahnen, dass das nur den Auftakt zu einem möglichen Krieg bedeuten kann – und das gegen Polen.

Warum haben sich die Polen durch die britischen Garantien zu ihrem unkooperativen Verhalten verleiten lassen? – Meine Verwandten in der einst preussischen Provinz Posen-Westpreussen



waren 1919 in ihrer Heimat geblieben und hatten sich mit den Polen arrangiert. Im alten Netzkreis ging es friedlicher zu als in anderen neupolnischen Gebieten wie zum Beispiel Bromberg, Oberschlesien und Danzig. Zu ihrem eigenen Schutz hatten die Deutschen vielerorts Freikorps als Schutztruppen bilden müssen. Und nun lag ein Krieg im Bereich des Möglichen! Und dies, obwohl im Weltkrieg polnische Soldaten auf deutscher Seite gegen die Russen gekämpft hatten, unter ihnen der spätere polnische Staatschef Jozef Pilsudski. In diesem August 1939 stehe ich mit meinem Bruder Siegfried an der

*General von Falkenhorst,  
Kommandeur der  
32. Infanteriedivision*

Grenze von 1919, – und als Soldaten der deutschen Wehrmacht sollen wir nun nach Polen einmarschieren?

In unserem Grenzabschnitt verläuft alles ruhig. Ein Soldat berichtet, dass einmal sogar ein polnischer General in der Nacht die Grenze überschritten und sich mit ihnen unterhalten habe. Na, dann kann es ja nicht so schlimm werden. Natürlich haben alle Kameraden Angst vor einem neuen Krieg.

Am 26. August marschiert das Bataillon in der Abenddämmerung an die Grenzlinie. Also, der Krieg beginnt.

Irrtum! Wie man heute weiss, war der Aufmarsch eine Antwort auf die Verzögerungspolitik des polnischen Aussenministers Oberst Beck bei den laufenden Verhandlungen um die Einräumung einer freien Verbindung vom Altreich nach Ostpreussen und um die Danziger Frage. So handelte es sich bei dem Scheinangriff wohl nur um ein Bangemachen, denn um Mitternacht marschierten alle Soldaten wieder in ihre Quartiere. – War der Krieg also ins Wasser gefallen? Jedenfalls gibt es ein Aufatmen.

31. August 1939. – Der Marsch an die Grenze wird in den Abendstunden wiederholt. Wir Soldaten haben den Befehl zum Angriff, den der Oberbefehlshaber der deutschen Wehrmacht, Adolf Hitler, am nächsten Morgen im Radio kommentieren wird, selbst nicht gehört: «Seit 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen!» Aber die Kanonen, die auf die Befestigungen der Polen gerichtet sind, beginnen ihr Feuer. Nun gibt es sicher kein Zurück mehr. –

Ich selber durchlebe in dem Krieg gegen Polen, den man später «Polenfeldzug» nennt, keine gefahrvollen Situationen, weil ich, wie zuvor in der Kaserne, Bataillonsschreiber bin, der zum sogenannten Tross gehört. Ich bange aber um meinen Bruder Siegfried, der bei einer anderen Kompanie als Infanterist kämpft.

Ein erschütternder Anblick bleibt mir nicht erspart. Etwas Furchtbares hat sich in der Nähe der Stadt Schwetz zugetragen.

Auf einer freien Fläche liegen etliche tote Pferde. Wir begreifen: Deutsche Panzer wurden von polnischen Kavalleristen angegriffen! Man sagt uns, die Polen hätten geglaubt, unsere Panzer seien in Wahrheit Personenwagen mit einem Aufbau aus Pappe, so wie es früher auf Truppenübungsplätzen der Infanterie der Fall gewesen war. Die Pferde sind erbarmungslos gegen die Stahlkolosse getrieben worden. Bei Kulm soll es das gleiche Trauerspiel gegeben haben. – Als wir das erfahren, wird klar, warum die polnische Armee so unbekümmert und siegessicher einen Krieg gegen die deutsche Wehrmacht riskierte.

Mit weiteren Angriffen der Division erreichen wir schliesslich Praga, ein Stadtteil von Warschau. Der Kampfabschnitt ist schnell erobert. So werden unsere Einheiten sogleich zum Kampf gegen den letzten Widerstand der Polen in der ausgebauten Festung Modlin eingesetzt.

Diese Festung soll uneinnehmbar sein. Tatsächlich kann die Artillerie keine Erfolge erzielen. Also muss die Luftwaffe eingreifen. Dennoch dauert es eine längere Zeit, bevor die Infanterie einen Angriff wagen kann; aber die Soldaten kommen nicht bis an die Betonklötze heran. Hier gibt es den ersten Toten in unserem Bataillon. Es ist der «Bursche» von Hauptmann Freiherr Grote. Schliesslich ergibt sich die Besatzung der Festung. Es ist ja auch ein sinnloses Gefecht, nachdem die polnische Armee bereits besiegt ist.

Ich selbst bin natürlich neugierig und sehe mir die Festung an. Tatsächlich haben die Granaten nur Kratzer verursacht, und die Bomben haben keine entscheidenden Schäden angerichtet. Auch wenn die Gebäude unbeschädigt sind, wurden mit Sicherheit polnische Soldaten durch Granatsplitter verletzt oder gar getötet. Vielleicht haben sie die Festung auch deshalb aufgegeben?

Vor der Festung geschieht etwas, das die Aufmerksamkeit aller auf sich zieht. Ein Fieseler Storch überfliegt den Raum, und Zigaretten werden abgeworfen. Das ist ein Geschenk des Himmels!

## UNSER FELDZUG GEGEN POLEN – BEFEHL IST BEFEHL

---



*Oben: Polnische Kavallerieeinheiten.  
Unten: Kampfwagen-Attrappen der Reichswehr in einem Manöver.*



Der Krieg ist für uns nach 28 Tagen praktisch beendet, was sicher niemand auf dieser Welt erwartet hätte. Wir selber erst recht nicht.

Dann ist es soweit, wir sollen Polen verlassen und freuen uns auf Zuhause; die Kameraden sind in der Kriegszeit von den Wanzen auch genügend geplagt worden. Ich bin zum Glück immun.

Leider unterliegen wir einem grossen Irrtum. Wir wissen nicht, dass andere Staaten Deutschland den Krieg erklärt haben, und begreifen auf dem Bahnhof von Schneidemühl nicht, warum der Zug nicht auf das Gleis einfährt, das zum Standort Köslin nach Norden führt. Freiherr Grote lässt seinen toten Burschen ausladen, und schickt zwei Mann mit dem Sarg in die Heimat. Der Zug fährt weiter in Richtung Berlin. Warum?

Unser Bataillon landet schliesslich in Oberkassel bei Bonn, wo wir in Privatquartieren untergebracht werden. Während die Kameraden ein fröhliches Leben führen können, muss ich das Kriegstagebuch mit der Maschine schreiben.

In der Eifel angekommen, wohin wir anschliessend verlegt werden, stellt mir Kommandeur Major Bartelt die Frage: «Wie stellen Sie sich Ihre weitere militärische Laufbahn vor?» Meine Antwort: «Darüber habe ich nicht nachgedacht, Herr Major!» Zweite Frage: «Wollen Sie Offizier werden?» Mein Gott, ich bin doch erst 19 Jahre alt, und schon jetzt hält man mich dazu fähig? So verstumme ich vor Schreck. Da sagt der Major lachend: «Zwei Stunden Bedenkzeit. Wegtreten!»

Ich bin Gefreiter, und als Schreiber kann ich nicht befördert werden. Im Grunde ist mir das schnuppe. Aber ich werde bestimmt so oder so vom Stab zu einer Kompanie versetzt.

Befehl ist Befehl! Nur ungern sage ich Ja, weil ich mich für unreif halte, und werde bald zum Unteroffizier befördert. Allerdings kann ich die Abordnung zur Kriegsschule noch verzögern, denn der

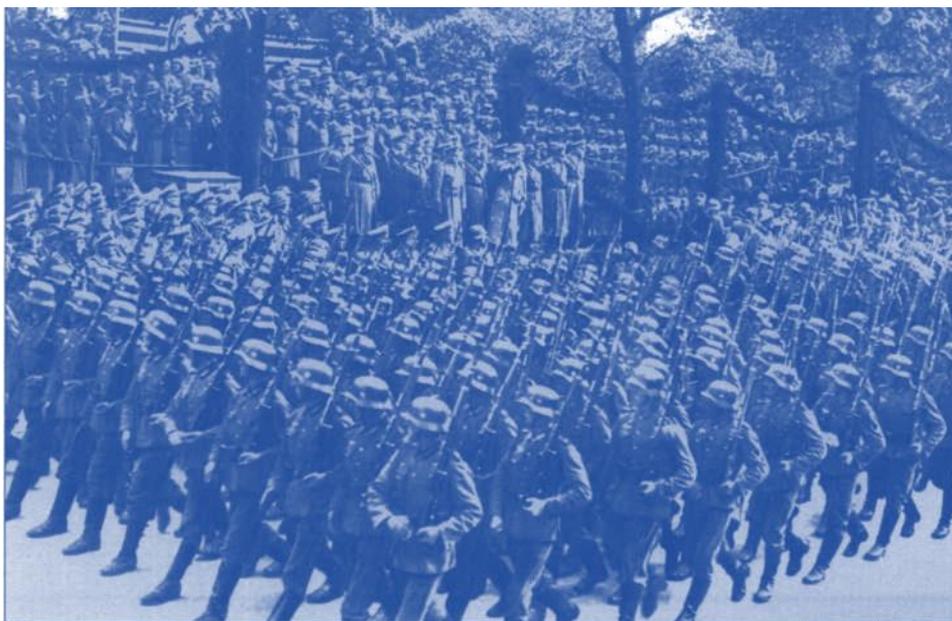
## UNSER FELDZUG GEGEN POLEN – BEFEHL IST BEFEHL

---



*Oben: Der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht, Adolf Hitler, beobachtet die Gefechte um Warschau.*

*Unten: Siegesparade in Warschau am 5. Oktober 1939.*



## SCHICKSAL EINER GENERATION

---

Kompaniechef sagte einmal zu dem Schreiber: «Wenn der zur Kriegsschule will, soll der das sagen.» Gerade das will ich nicht. Also marschiere ich als Gruppenführer im Range eines Unteroffiziers gen Westen. Erst später entdeckt der Bataillonsadjutant, dass ich die Kriegsschule noch nicht besucht habe. Daraufhin werde ich zum Kriegsoffizierbewerber ernannt und gehe im Februar 1942 zur Kriegsschule nach Dresden.

# Unser Feldzug im Westen

vom 20. Mai – 20. Juli 1940

---

3. Komp. Inf. Rgt. 509



## Die Feuertaufe

**M**an schreibt den 7. Juni 1940. – «Fertigmachen!» höre ich eine Stimme im Flüsterton, und sogleich bekomme ich einen Stups. Die Zeltbahn, mit der ich zugedeckt bin, schlage ich beiseite und erhebe mich müde und matt aus meiner Schützenmulde. Es fröstelt mich an diesem frühen Morgen. Meine Uhr zeigt 5.10 Uhr. Jetzt erkennen wir, dass wir uns während der Nacht auf einer Wiese nahe einer Häusergruppe eingegraben haben. Nach Norden hin wird gegen den Horizont ein Ort auf einem felsartigen Berg sichtbar. Das muss Laon sein. Aha, der aus dem Ersten Weltkrieg bekannte Chemin des Dames liegt also vor uns.

Es bleibt keine Zeit zur Besinnung. Schleunigst laufe ich von Mann zu Mann meiner Gruppe und wecke jeden einzelnen. Da ertönt auch schon eine verhaltene Stimme: «Beeilung!» So lege ich eilends meine Zeltbahn zusammen und schnalle sie wieder auf das Sturmgepäck. Dann lege ich das Koppel mit den schweren Patronentaschen, dem Brotbeutel, Feldflasche, Spaten, Seitengewehr und Kartentasche an und schliesse das Koppelschloss mit der Aufschrift «Gott mit uns». Nun hänge ich die Gasmaskenbüchse über die Schulter und hake sie am Koppel an, schnalle das Sturmgepäck auf den Rücken und setze den Stahlhelm auf. Endlich kann ich auch den Karabiner 98k aufnehmen und über die rechte Schulter hängen. Noch schmerzt der Rücken vom gestrigen Marsch bis in die Nacht hinein, und die Oberschenkel brennen. Ich hatte mir «einen Wolf gelaufen». Am schlimmsten schmerzen die Füße. Die verdammten Knobelbecher haben meine Füße übel zugerichtet. Die Blasen unter den Fusssohlen und an den Fersen stechen bei jedem Schritt wie Domen.

Meine Gruppe schart sich um mich. Keiner spricht ein Wort. Nur der MG-Schütze 1, Gefreiter Wilke, der sein Maschinengewehr geschultert hat, flucht vor sich hin: «So eine Scheisse, nicht mal ein



*Oberleutnant Heisler stellt sich als neuer Chef der 3. Kompanie des Infanterieregiments 509 vor. (\* Der Verfasser)*

Bier wird zum Frühstück serviert.» Wenigstens hat er noch Galgenhumor.

Wir gehen an die Strasse, wo die Kompanie sammelt. Sie formiert sich in Marschkolonne, und der Vormarsch wird gen Süden fortgesetzt. Meine Gruppe gehört zum III. Zug. Wir marschieren also am Schluss der 3. Kompanie mit der Bezeichnung 3./IR 509. Neben mir gehen die beiden anderen Gruppenführer, die Unteroffiziere Unrau und Giese. Karl Unrau, ein robuster Mann, ist der Einzige, der noch ein Wort sagt. Er fragt: «Hat einer von euch noch etwas zu futtern?» «Nee», antworte ich, «bloss noch ein Stück Speck. Das kannst du dir aus meinem Brotbeutel fummeln. Ich kann das Zeug nicht vertragen.»

Und schon wühlt Unrau in meinem Brotbeutel. Er lutscht an dem Speck wie an einem Eiszapfen.

Bisher haben wir noch keine Feindberührung gehabt. Zehn Tage nach Beginn des Frankreichfeldzuges, also am 20. Mai 1940, waren



*Angriff auf ein Panzerwerk in der  
Maginot-Linie mit Flammenwerfern  
und Handgranaten.*

wir von Stolberg bei Aachen in Belgien einmarschiert, um in Eilmärschen den Raum St. Quentin zu erreichen, denn das Gebiet um die Schlacht um Dürenkirchen war nach Süden abzuschirmen.

Am ersten Tag hatten wir schon 56 Kilometer Wegstrecke zurückgelegt. Viele bekamen einen Wadenkrampf. Andere mussten sich die Blasen an den Füßen behandeln lassen. An der Straße waren zerstörte Panzer und Kanonen sowie anderes Kriegsmaterial des Gegners zurückgelassen worden. Der Verpflegungsnachschub

klappte wegen der verstopften Strassen nicht. Die Folge war, dass sich sechzehn Mann ein Brot als Tagesration teilen mussten. Findige Landser machten Weinkeller ausfindig und füllten unsere Feldflaschen mit Rotwein. Oh, was waren wir Norddeutschen doch für Esel! Denn so kam es, wie es kommen musste: Wir wurden schläfrig. Beim Marsch fasste ich meinem Vordermann auf die Schulter und ging schlaftrunken mit geschlossenen Augen. Das soll mir ein zweitesmal nicht wieder passieren. Lieber dursten als trunken.

Auf die weichen Teerstrassen brannte die Sonne. Die Knobelbecher klebten darauf wie auf Honig. Das kostete Kraft, und da blieb ein Wadenkrampf eben nicht aus. Trotz der Hitze durfte ohne Be-

fehl kein Knopf der Feldbluse geöffnet werden. Immerhin durfte gelegentlich mal der oberste Knopf geöffnet und der Ärmel einmal umgeschlagen werden. Von meinen Vorgesetzten unbemerkt blieb das kleine Hölzchen, mit dem ich den Hosenschlitz offenhielt, um die Oberschenkel zu kühlen, die stark gerötet waren.

Am 27. Mai hatten wir Seboncourt erreicht. Endlich gab es drei Tage Ruhe. Allerdings konnten wir nicht auf der faulen Haut liegen. Auf Befehl des Bataillonskommandeurs, Major Bartelt, mussten wir alle Häuser, die von der Bevölkerung verlassen worden waren, reinigen und darin Ordnung schaffen. Nun, der Major ist ein Offizier des Ersten Weltkrieges und weiss, wie man sich im Feindesland zu betragen hat. –

Nun also sind wir weiter auf dem Weg nach Süden und haben fast den Oise-Aisne-Kanal bei Urcel erreicht. Da kommt der Befehl, die Marschkolonne aufzulösen und in Reihe rechts und links der Strasse zu marschieren. Jetzt war der Grund nicht schwer zu erraten. Es «stinkt» also, wie wir zu sagen pflegen! Wir stecken mitten in einem grossen Waldgebiet.

4.35 Uhr. – Ein Rauschen erfüllt die Luft. Ein Pfeifton wird daraus. Verdammt – dieser Ton kommt direkt auf mich zu. «Volle Deckung...!» kann ich noch brüllen und springe in den Strassengraben. Die Granate detoniert. Ein entsetzliches Getöse. Der Wald komprimiert den Knall. Aus dem gegenüberliegenden Strassengraben höre ich einen Schrei: «Mein Gemächt ist weggerissen!» O mein Gott! Es ist die Stimme von Unteroffizier Unrau! Ich hebe den Kopf. Ein Bild des Grauens. Fünfzehn Schritte vor mir ist die Granate mitten auf der Strasse eingeschlagen. Es läuft mir kalt den Rücken herunter.

Ich springe auf und schaue entsetzt auf das Menschenknäuel. Brandgeruch zieht durch die Luft. Keiner der vor mir liegenden Soldaten gibt einen Laut von sich. Ich stehe wie angewurzelt, völlig handlungsunfähig.

Von vorn höre ich die Stimme des Kompaniechefs: «Vorwärts – marsch – marsch!» Endlich schaue ich mich um. Meine Gruppe liegt



*14. Juni 1940. – II. Zug der 5. Kompanie des Infanterieregiments 509  
(292. Infanteriedivision)  
(\* Siegfried Kuss)*

im Graben, und alle heben die Köpfe. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Alle haben den Graben noch rechtzeitig erreicht. «Auf – marsch – marsch!» Wir laufen los. Nun muss ich an den toten Kameraden vorbei. Mir treten bei diesem Anblick die Tränen in die Augen. Viele Leiber liegen übereinander. Da! An den Pulk gelehnt erkenne ich trotz des geschwärzten Gesichts den Gefreiten Erich Wachholz. Obenauf liegt der Schütze Willi Marquardt. Alle anderen Gesichter sind so verrusst, dass man sie nicht erkennen kann. Es sind alles Kameraden des II. Zuges.

Wir laufen und laufen. Wieder ein Rauschen in der Luft, aber das Pfeifen bleibt aus. Die Granate schlägt im Wald ein. «Beeilung!» höre ich wieder. Endlich haben wir den Oise-Aisne-Kanal erreicht, laufen über die Brücke und steigen den Hang auf der anderen Uferseite hoch.

Oben auf dem Hang sehe ich meinen Bruder Siegfried stehen. Er gehört zum III. Bataillon. «Gott sei Dank hat es dich nicht erwischt», sagt er. «Wir hörten, dass es bei euch Tote gegeben hat. Da bin ich sofort zurückgelaufen.» Mein Bruder merkt, dass ich kein Wort herausbringen kann. Er gibt mir einen Schlag auf die Schulter und sagt nur: «Kopf hoch, Bruderherz. Mach's gut. Ich muss wieder zu meinem Haufen.»

Nun haben wir den Chemin des Dames erreicht. Es kommt der Befehl, dass die Unteroffiziere die Kragentressen abzutrennen und die Schulterklappen umzudrehen haben, da die Baumschützen die Betressten herauspicken würden. Gefreiter Wilke fackelt nicht lange, holt sein Messer heraus und trennt wie ein Schneider meine Tressen ab.

Einige Landser durchsuchen die aus dem Ersten Weltkrieg stammenden Kasematten. Französische Soldaten werden nicht entdeckt. Immerhin sind etwas Weissbrot und Zigaretten die Beute. Auch ich bekomme eine Schachtel Zigaretten mit der Aufschrift «Troupe 3». Sogleich zünde ich eine an. Nach dem ersten Zug wird mir schon schwindelig. «Mann, ist das ein Teufelskraut!» So werfe ich den Glimmstengel fort.

Später allerdings sollte dies Teufelskraut mir noch einmal einen guten Dienst erweisen, als wir bei Hunger und Durst bei einem Angriff in brennender Sonne liegen. Einige meiner Gruppe stöhnen und sind einem Hitzschlag nahe. Da krieche ich zu denen, stecke ihnen meine Zigarette in den Mund, und schon nach dem ersten Zug sind sie wieder ansprechbar, sogar der Nichtraucher Weber. –

Wir durchkämmen den Wald. Franzosen entdecken wir nicht. Noch vor Einbruch der Dunkelheit wird im Wald eine Rast eingelegt. Tiefe Krater aus dem Ersten Weltkrieg liegen hier dicht an dicht. So brauchen wir uns nicht einzugraben. Ich nehme einen Trichter für mich allein, denn ich möchte nach den Geschehnissen Ruhe haben. Zu tief sitzt mir der Schreck über den Tod meiner Kameraden, mit denen man so oft fröhlich beisammen gewesen war,

in den Knochen. Kaum habe ich mich meiner Ausrüstung im Trichter entledigt, da kommt auch schon ein Mann meiner Gruppe hineingerutscht. Tränen stehen in seinen Augen.

Franz M. – ein Mann, den wohl nur ein fanatischer Truppenarzt für tauglich befand, denn offensichtlich ist er einfältig.

«Franz, was ist los?»

«Ich habe solche Angst!» ist seine Antwort.

Mir ist klar, dass er bei mir bleiben möchte.

«Mensch, Franz, du stinkst ja fürchterlich. Du hast in die Hose geschissen – stimmt's?»

«Ja», wimmert er.

«Wie lange läufst du schon so herum?»

«Als die Granate einschlug, ist das passiert.»

Nun, ich bin der einzige, zu dem Franz Vertrauen hat, weil ich ihm seine Einfalt nicht vorhalte. Im Gegenteil, er tut mir leid, wenn er von anderen gehänselt wird. Es ist ein Wunder, dass er beim Granateneinschlag noch rechtzeitig in den Graben sprang. Ja, und nun sucht er bei mir Schutz. Ich habe aber keine Lust, die ganze Nacht den Gestank zu ertragen. So sage ich zu ihm: «Franz, pass mal auf. Du wirfst jetzt deine Unterhose fort, und morgen wird sich wohl eine Gelegenheit finden, eine neue zu besorgen. Geh' also in einen leeren Trichter, und ziehe die Hose aus. Dann legst du dich schlafen. – Und nun verschwinde!»

Franz M. rührt sich aber nicht. Ein Häuflein Elend sitzt da vor mir. Er ist der einzige in meiner Gruppe, den ich duze, denn man kann ihn nur wie ein Kind behandeln und fürsorglich mit ihm reden. Weil er aber nicht gehen will, herrsche ich ihn doch an: «Franz, geh' jetzt! Sofort!»

«Ich habe doch solche Angst!» bricht es wieder wimmernd aus ihm heraus.

«Hör' mal zu. Wir alle wollen doch nicht sterben. Helden sind wir auch alle nicht. Jedem von uns ist der Volltreffer sprichwörtlich in die Glieder gefahren. Das kannst du doch wohl begreifen. Wenn es

uns erwischt, kann es niemand ändern. Wir sind nun mal Soldaten und müssen unsere Pflicht tun. Also, nun benimm dich wie ein richtiger Soldat. Reiss dich zusammen. Ich kann dich nicht beschützen. Du hast vorhin auch auf dich selber aufgepasst. Da bist du rechtzeitig in den Graben gesprungen. Siehst du, du kannst es doch. So, jetzt geh' und tue, was ich dir gesagt habe. In dem Trichter bist du sicher.»

Ich lege mich hin und tue so, als wollte ich schlafen. Franz aber bleibt stur sitzen. Es hilft nichts. Ich muss energischer werden. Mit starrem Blick brülle ich ihn an: «Franz, du gehst jetzt sofort und ziehst deine Unterhose aus! Geh' mir aus den Augen!»

Bevor ich mich hinlege, gehe ich zu Feldwebel Unger, um Näheres über unseren Schicksalsschlag zu hören.

«Von unserem Zug ist nur Unteroffizier Unrau verwundet, aber er wird nicht überleben», berichtet Unger. «Vom II. Zug ist nur Feldwebel Pawellek unverletzt. Elf Mann waren sofort tot, und dreiundzwanzig wurden verwundet. Es werden aber nicht alle durchkommen.»

Unger nennt die Namen der Gefallenen, von denen mir nur zwei nicht bekannt sind.

«Wie konnte das passieren», frage ich. «Warum hat der II. Zug die Granate nicht kommen hören?»

«Das verstehe ich auch nicht. Ich habe sie ja auch gehört.» Mehr kann Unger mir nicht berichten.

Ich gehe wieder zu meiner Gruppe. Die Landser liegen alle in den Trichtern und schlafen fest. Nur Franz M. hockt erstarrt mit offenen Augen. Auch er wird vor Müdigkeit bald Umfallen.

Endlich bin ich allein. Das böse Ereignis lässt mich nicht los. Im ganzen Polenfeldzug hatte das Bataillon nur wenige Verluste trotz schwerer Kämpfe in der Tucheier Heide, bei Schwetz, Praga und an der Festung Modlin. Offensichtlich sind die Franzosen nicht so naiv wie die Polen, die bei Schwetz ihre Kavalleristen eine Attacke gegen die deutschen Panzer reiten liessen, weil sie meinten, die Panzer seien nur Attrappen. Aber hier in Frankreich? Schon unsere Feuer-

taufe hat einen ganzen Zug hinweggerafft. Während der dreimonatigen Neuaufstellungszeit der 292. Infanteriedivision auf dem Truppenübungsplatz Gross-Born in Hinterpommern hatten wir die neuen Kameraden gut kennenlernen können. Jeder war einem ans Herz gewachsen. Und nun?

Ich kann einfach nicht einschlafen, trotz der Müdigkeit. Mir gehen die Kameraden alle einzeln durch den Kopf. Ich könnte heulen. Ist dies nicht die Stunde zu einem Gebet? – Ich kann es einfach nicht. Da musste ich nun als Junge Sonntag für Sonntag in die Kirche gehen und habe sogar den Gottesdienst mit Orgelspiel begleitet. Ja, und nun? Wen interessiert das schon? Die Franzosen vielleicht? Auch diejenigen, die vielleicht einen festeren Glauben haben, wird es auch weiter nicht hindern, auf uns zu schießen. Wird der Glaube meine Kameraden abhalten, auf Franzosen zu schießen? «Gott mit uns» ist auf unserem Koppelschloss zu lesen. War er beim Volltreffer mit uns? Wäre ich ein Egoist, könnte ich sagen: Ja, mit mir war er. Aber so eine Ironie fällt mir nicht ein. Der Krieg ist erbarmungslos. Hier fragt keiner nach Glauben oder Gläubigkeit. – Ich denke an meine Eltern, die von meiner Not nichts ahnen können. Aber endlich hat auch mich der Schlaf gepackt.

Wie sich später herausstellt, sind von den dreiundzwanzig Verwundeten noch weitere sechs gestorben, so dass die 22 cm-Granate siebzehn Tote gefordert hat. Der Bruchteil einer Sekunde liegt hier an der Front zwischen Leben und Tod. Warum konnten die Kameraden diese nicht nutzen? Warum nicht?

## «SchiesSEN Sie!»

**M**an schreibt den 8. Juni. – Wir haben sämtliche Häuser des Ortes Vailly-sur-Aisne durchsucht. Kein französischer Soldat ist zu finden, aber auch kein Zivilist. Das Städtchen scheint wie ausgestorben. In einem Haus steht noch das warme Mittagessen auf dem Tisch. Es ist kaum etwas gegessen worden. «Les boches!» Dieser Ruf muss wie ein Blitz durch den Ort gegangen sein. Warum hatten sie Angst vor uns Deutschen? Keiner von uns verspürt irgendwelche Hassgefühle gegen die Franzosen – trotz des Versailler Vertrages. Selbst von Lehrern mit Parteiabzeichen hörte man kein böses Wort. Nur *ein* Name war verhasst: Georges Clemenceau. Er war der Vater des Versailler Vertrages und hatte den



*Durch künstlich erzeugten Nebel geschützt durchbrechen deutsche Infanteristen ein französisches Drahthindernis.*

Ausspruch geprägt: «Es gibt zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf der Welt.»

Die Deutschen aber vergessen schnell und denken nicht mehr an die grausame Zeit der Besetzung des Rheinlandes. Aber die Franzosen denken wohl daran und rechnen mit Rache.

Bei den Hausdurchsuchungen hängt Franz M. an mir wie an einem Schürzenzipfel. Er stinkt immer noch fürchterlich, was gerade in den Häusern nicht angenehm ist. Was soll ich mit ihm nur machen? Ein Tross lässt sich allerdings nicht blicken.

Der Marsch geht weiter in Richtung Soissons. Wir kämpfen den Übergang über die Aisne frei. Bis lang nach Einbruch der Dunkelheit marschieren wir immer weiter nach Süden. Trotz der Dunkel-



*Heinz Kuss (rechts) mit seinem Kameraden Dieter Giese während des Frankreichfeldzuges.*

heit igelt sich das Bataillon in einem Waldstück ein. Unsere Kompanie hat eine Waldlichtung vor sich, die anscheinend mit hohem Gras bewachsen ist.

Um Mitternacht beginnt eine Schiesserei. Die Franzosen befinden sich offenbar auf der anderen Seite der Lichtung, nur etwa einhundert Meter weit entfernt. Es sind französische Kommandos zu hören. Die dortigen Soldaten wollen anscheinend nicht gehorchen. Das Gewehrfeuer wird massiver. Da eröffnet ein Maschinengewehr

links von mir das Feuer. Plötzlich tritt Stille ein. Es hallt die Stimme unseres Bataillonsadjutanten in französischer Sprache durch die Nacht: «Soldâtes françaises – rendez-vous! Nous ne tirons pas!“, was soviel heisst wie: «Französische Soldaten, ergebt euch! Wir schiessen nicht!»

Die Franzosen lehnen ab. Die Knallerei beginnt von Neuem. Und wieder tritt Stille ein. Rufe ertönen von hüben und drüben. Die Franzosen beginnen ein erneutes Feuergeschehen. Ein Maschinengewehr links von uns schießt zurück. Es ist stockfinster. Nichts ist erkennbar.

Endlich herrscht Ruhe. Nur die umherirrenden Mäuler der Franzosen schmettern ihr unheimliches «Iah» durch die Nacht. Plötzlich vernehme ich ein Rascheln direkt vor mir. Es kommt jemand auf uns zugelaufen. Verdammte Finsternis. Nicht einmal ein Schatten ist erkennbar. Jetzt kann die Gestalt nur noch drei Schritte von mir entfernt sein.

«Rendez-vous!» brülle ich.

Es gibt einen Plumps. Dann tritt Ruhe ein. Ein schweres Atmen wird hörbar. Der Mann muss auf dem Boden hocken. Neben mir liegen die beiden MG-Schützen Wilke und Weber. Wilke hat das MG an die Schulter gezogen. Er wartet auf meinen Feuerbefehl. Für mich gilt der Grundsatz: Nur schiessen, wenn es notwendig und sinnvoll ist.

Wieder brülle ich: «Messieurs – rendez-vous!»

Aber der Mann vor mir gibt keine Antwort. Verdammte und zugenäht, warum antwortet der nicht? Was hat der vor? Wenn der uns nun eine Handgranate an den Kopf wirft? Meine Gedanken fliegen hin und her. Die beiden MG-Schützen schweigen. Ich spüre aber ihre Erregung.

In ruhigem Ton sage ich erneut: «Messieurs – rendez-vous!»

Versteht der mich nicht? Nun muss ich wohl etwas tun, um uns selbst nicht in Gefahr zu bringen. Die Hintergedanken des Mannes lassen sich ja nicht erraten. Inzwischen sind mindestens fünf Minuten vergangen. Nun müsste ich eigentlich mit meinem Karabiner auf den Mann zielen. Aber ich bin zu feige.

So flüstere ich Weber zu, der eine Pistole trägt: «Schiessen Sie mit Ihrer Pistole, ich kann nicht. Vor mir steht ein Busch.»

Warum lüge ich so einen Quatsch? Den Tod des Franzosen habe ich doch so oder so zu verantworten. Trotzdem kann ich es nicht. Mein eigener Befehl an Weber lässt mich frösteln. «Du blöder Franzose, warum antwortest du nicht», murmele ich. Weber kennt kein Zögern. Er holt die Pistole 08 aus der Lederhülle, lädt durch, zielt und schießt.

Plumps! Getroffen! – Schweigen. Kein Mucks. Eine unheimliche Stille. Auch Weber sagt kein Wort. Was mag in ihm vorgehen? Er hat einen Menschen getötet – das erste Mal in seinem Leben und das auf meinen Befehl. Er hat sich nicht geweigert. Unser aller Schweigen gibt wohl Antwort auf die Fragen, die uns bewegen. Das immerwährende «Iah» der Mulis klingt wie Hohngelächter durch die Nacht.

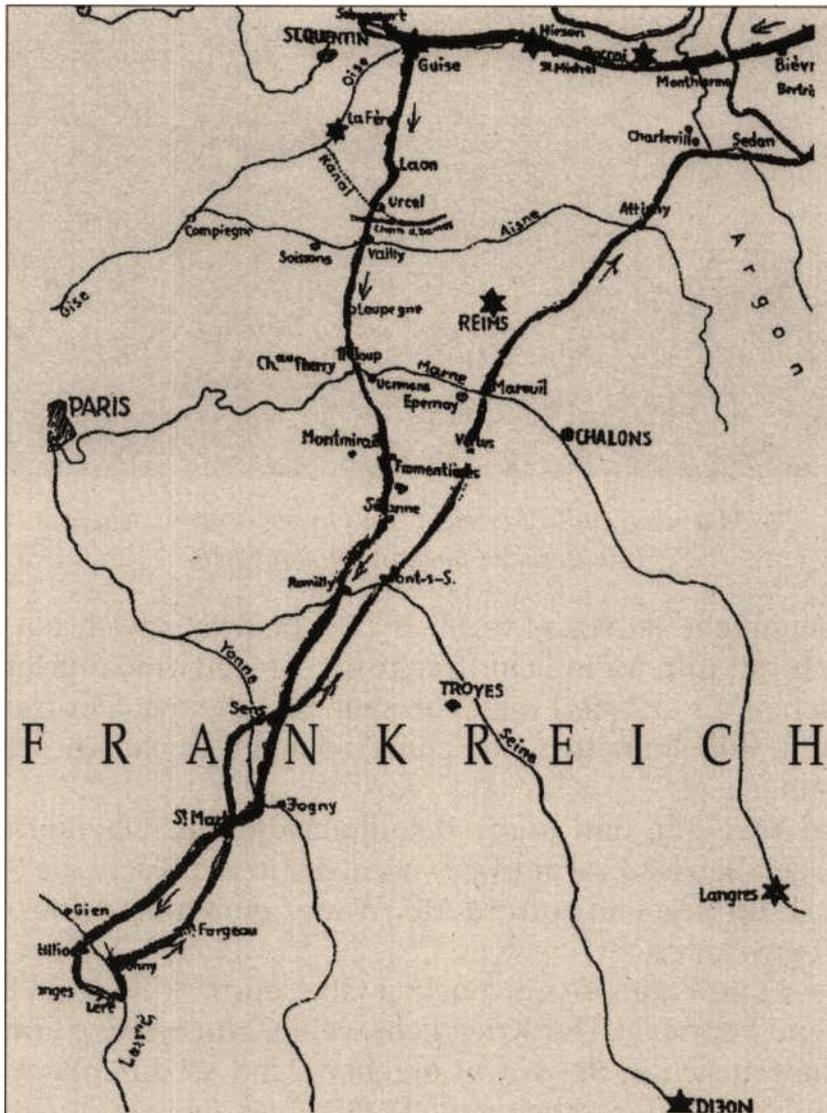
Unheimlich ist's.

Die Morgendämmerung bricht herein. Das Opfer unseres Tuns liegt nur drei Schritte von uns entfernt. Wir erheben uns und gehen zu ihm. Webers Geschoss hat die Schläfe getroffen. Wieder denke ich: «Warum hast du dich nicht ergeben?» Und Weber sagt: «Nun bist du tot. Daran bist du selber schuld!» Er sagt es ohne Unterton. Wir schauen uns den Toten näher an. Er trägt eine neue Uniform und ist ein Mann von etwa 35 Jahren, anscheinend ein Reservist.

Der Ehering an der linken Hand fällt mir ins Auge. «Hättest du nicht wenigstens deiner Familie zuliebe dein Leben retten sollen?» geht es mir durch den Kopf. Neben ihm liegt das Gewehr, sein Koppel ist förmlich gespickt mit Handgranaten. Wenn er sich hätte ergeben wollen, dann hätte er das ganze Zeug weggeworfen. Was mag also in diesem Mann vorgegangen sein? Ja, so stehen wir um unseren toten Gegner herum und trauern um ihn. Mich verwundert, dass nicht einer meiner Gruppe ein Wort der Genugtuung von sich gibt.

## UNSER FELDZUG IM WESTEN – «SCHIESSEN SIE!»

Wir tragen den Toten in den Wald. Dort laufen drei gefangene Franzosen hin und her. Sie würdigen den Toten nicht eines Blickes. Ihr Kamerad scheint ihnen gleichgültig zu sein. Der eigene Gefan-



Marschroute in Frankreich: Vormarschbeginn am 20. Mai 1940  
in Stolberg bei Aachen bis nach La Roptiere/Loire. Rückmarschbeginn  
am 1. Juli bis Gribomont/Belgien.

## SCHICKSAL EINER GENERATION

---



*Die Marne ist endlich erreicht. Im Flossack setzen deutsche  
Infanteristen über ans andere Ufer.*

gene ist sogar fröhlich und beginnt gleich ein Gespräch mit mir. Mein Schulfranzösisch reicht aus, um ihn zu verstehen. Er kritisiert die deutschen Stahlhelme. Der französische Stahlhelm böte mehr Schutz, so meint er, weil dieser flacher sei.

Nun höre ich, dass unser Bataillonsadjutant, Oberleutnant Rost, gefallen ist. Er war es gewesen, der in der Nacht die Franzosen zum Ergeben aufforderte. War er ein Opfer seiner Vernunft geworden?

Unser toter Franzose wird neben Oberleutnant Rost am Strassenrand begraben. Der Krieg geht weiter. Nur wenige Franzosen hatten sich in der Nacht ergeben. Und so durchkämmen wir nun das endlos scheinende Waldgebiet, um die Flüchtigen zu finden. Das dichte Unterholz macht uns zu schaffen. – Ich habe einen Gefangenen bei mir, der uns mit seinem Buschmesser freie Bahn schafft. Ausserdem

ist seine Aufgabe, seine sich vielleicht im Unterholz verbergenden Kameraden aufzufordern, sich zu ergeben. So hallt es durch den Wald: «Soldates françaises de régiment quatre-vingt-dix-neuf – rendez-vous! Il ne tire pas!», was soviel heisst wie: «Französische Soldaten des Regiments 99 – ergebt euch! Der Deutsche schiesst nicht!» Das Unternehmen bleibt ohne Erfolg. Kein französischer Soldat ist zu finden.

Der Vormarsch wird fortgesetzt bei Hunger und Durst. Das letzte Geschehen verblasst. Schnell sind wir wieder in neuen Schwierigkeiten. Unser Bataillon ist im Verhältnis zur allgemeinen Frontlage zehn Kilometer zu weit vorgeprescht, und jede Verbindung zu Nachbareinheiten ist abgerissen. Die Marne liegt vor uns. Wird es ein zweites Wunder an der Mame geben, auf das die Franzosen sicher hoffen?

Nein! Zwar kommt es zu einem verbissenen Kampf, aber das Wunder an der Marne aus der Zeit des Ersten Weltkrieges wiederholt sich nicht.

## Kriegstagebuch der 3. IR 509 (292. ID)

1940

- 6.2. bis 16.5. Neuaufstellung des Infanterieregiments 509 innerhalb des Verbandes der 292. Infanteriedivision und Ausbildungszeit auf dem Truppenübungsplatz Gross-Born/Hinterpommern.
- 17.5. Abtransport mit der Reichsbahn über Stettin, Lübeck, Hamburg, Krefeld nach Aachen.
- 19.5. Ortsunterkunft in Stolberg. Mittags Abmarsch nach Roetgen an der belgischen Grenze.
- 20.5. Marsch über die belgische Grenze - Grenzübertritt 9.38 Uhr - über Eupen, Francorchamps (56 km-Marsch). Bataillon geht längs der Strasse zur Ruhe über. Vormarschstrasse verstopft.
- 21.5. Weitemarsch über La Gleize; gesprengte Brücke noch nicht wieder hergestellt. Vormarsch erst am Nachmittag fortgesetzt: Verbomont, Ardennen-Gebiet; kilometerlange schwere Steigungen nach Grandmenil (36 km-Marsch)
- 22.5. La Roche-en-Ardenne, St. Hubert. Nachts Bomber - Angriff auf St. Hubert. (Marschleistung 43 km)
- 23.5. Libin - Bièvre. Ortsbiwak. Nachts englische Bomber!
- 24.5. Weitemarsch über Gedinne, Willerzie - französische Grenze 17.30 Uhr überschritten - Monthermé/Maas. Die Vormarschstrasse wird eindrucksvoller, der erste zerschossene Ort wird durchschritten. Flieger in grosser Höhe nachts über Monthermé beschossen Flak-Stellungen mit MG. - Ruhe längs der Strasse nach 53 km-Marsch bei Bourg-Fidèle.

- 25.5. Truppe stark ermüdet. Seit 2 Tagen für 16 Mann 1 Brot, das sind pro Kopf 100 g. Nachschubwege sind verstopft. Trotzdem wird durchgehalten und das Bataillon erreicht
- 26.5. über Signy-T Abbaye am 26. Mai um 4.30 Uhr Saint-Michel. Um 7.30 Uhr geht es schon weiter über Hirson, Buir, Origny nach Wiège-Faty. (34 km)
- 27.5. Weitemarsch über Villers-lès-Guise nach Seboncourt. Die Rückzugsstrasse der Franzosen wird immer eindrucksvoller. Schwere französische Tanks, Geschütze, tote Pferde, zurückgelassenes Material beiderseits der Marschstrasse. Ruhetage in Seboncourt.  
Die neuaufgestellten Truppenteile liegen in der Gegend von St. Quentin einsatzbereit, um den Stoss einer französischen Einsatzarmee für die eingeschlossenen Dünkirchen-Armeen auffangen zu können.
- 1.6. Es gibt Frontzulage.
- 2.6. 24 Uhr Abmarsch über Guise – zur Lonory – Ferme, 5 km südlich Guise.
- 3.6. La Hérie – Chatlion – Erlon (Ortsunterkunft).
- 4.6. Erlon, Athies in den Bois-de-Laverigny, wo wir 5 km
- 5.6. ostwärts Laon am 5. Juni früh gegen 3 Uhr eintreffen. Angriff auf den Chemin des Dames beginnt.
- 6.6. Marsch über Laval nach Urcel / Aisne-Oise-Kanal. Artilleriestreufeuer in und um Urcel. Punktfeuer auf die Kriegsbrücke über den Kanal.
- 7.6. 5.15 Uhr ein 22 cm-Volltreff er in den II. Zug.  
11 Tote und 23 Verwundete.  
Gefallen: Gefreiter Willi Bürth

Schütze Otto Guckeisberger  
Gefreiter Erich Wachholz  
Schütze Theodor Koppers  
Gefreiter Alfred Weidler  
Schütze Willi Marquardt  
Schütze Willi Belau  
Schütze Bruno Petrich  
Schütze Arthur Gabbey  
Schütze Walter Selonke  
Schütze Heinrich Grüntjens

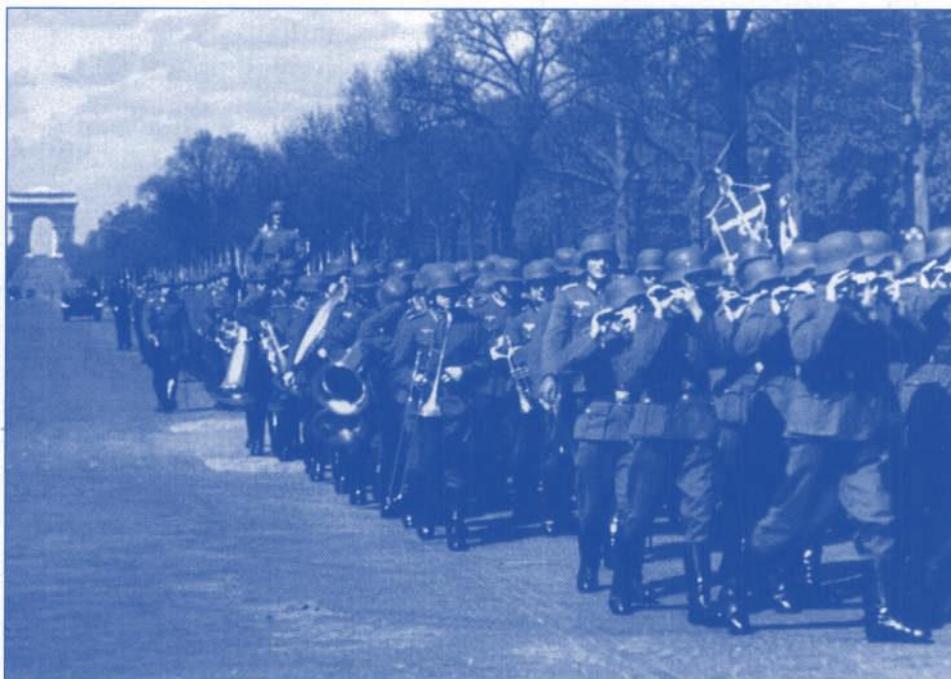
Durchkämmen der Wälder am Chemin des Dames gegen Baumschützen und versprengte Franzosen. Während der Nacht ruht das Bataillon auf dem Chemin des Dames.

- 8.6. Marsch über Joug nach Vailly-sur-Aisne. – Säuberung der Stadt – Kampf bei dem Übergang über die Aisne. Bataillon bildet Brückenkopf südlich der Aisne (Igelstellung). Nachtgefecht mit versprengten Teilen der Franzosen.
- 9.6. Oberleutnant Rost (Btl.-Adjutant) fällt um 1.15 Uhr. 64 Gefangene werden gemacht. Bombenangriff auf Vailly.  
Vorgehen über Brenelles auf Braisne. Truppe stark erschöpft.  
Verfolgungsmarsch nach Loupeigne. Die Verbindungen zu den Nachbarn sind abgerissen, das Regiment steht 10 km tief im Feind und richtet sich während der Nacht zur Verteidigung ein.
- 10.6. Morgens um 7.30 Uhr Angriff auf Loupeigne – Mareuil. Die Leute sind durch den vorhergehenden Marsch stark erschöpft. Grosse Hitze! 3 Verwundete. Auf dem Weitermarsch nach Coulonges 24 Gefangene gemacht. Kompanien richten sich stark ermüdet

- zur Verteidigung ein (6 Uhr Ankunft), um die vom Norden zurückweichenden Franzosen aufzufangen.
- 11.6. Plötzlicher Abmarsch nach Champvoicy (9 Uhr). Die Männer finden endlich 14 Stunden Ruhe.
- 12.6. In der Nacht blinder Alarm. Fröhorgens 2 französische Bomber. Flak-Lehrregiment schießt tadellos. Beide stürzen brennend ab. Marneübergang bei Treloup, 17.30 Uhr westlich Dormans. Dormans vom Feind noch besetzt. 3. Kompanie sichert zum Bahnübergang den Vormarsch des Bataillons. Artilleriefeuer. Starker Regen, alles tief verschlammt. 3. Kompanie wird nachgezogen. In Courthiècy starkes Artilleriefeuer.
- 13.6. Nach einer Stunde vorgezogen nach Château-les-granges-des-bois. In der Nacht Artilleriebeschuss. Weitermarsch über Obais zur Marletet-Ferme. Letzter «Igel».
- 14.6. Über Fromentièrè, Thoult, Sèzanne nach Chichey. Oberleutnant Heisler übernimmt die Kompanie, und Leutnant Hirth tritt zur 3. Kompanie. Die Nachricht vom Fall Paris erreicht uns.
- 15.6. Weitermarsch über Romilly-sur-Seine nach Trancault.
- 16.6. Marsch zur Vanne. – Waffenstillstandsgerüchte.
- 17.6. Weiter nach Villeneuve-sur-Yonne. Die Kapitulation und Beginn der Waffenstillstandsverhandlungen bestätigen sich und werden der Kompanie bekanntgegeben. Weitermarsch nach St.-Julien-du-Sault. Die Kompanie verfügt jetzt über 60 Fahrräder, 1 Krad und 2 Kutschen.
- 18.6. Weitermarsch über Ferreux, St. Martin, Champignelles.
- 19.6. St. Privé, Dammacie, Briare (Kriegsbrücke über die Loire) – Santranges bis Cavillon. 58 km!

## SCHICKSAL EINER GENERATION

---



*Siegesparade in Paris. Im Hintergrund ist der Triumphbogen – ein Wahrzeichen der französischen Hauptstadt – zu sehen.*

- 20.6. Beziehen von<sub>z</sub>Ortsunterkunft bei La Roptiere.  
Gesamtmarschleistung: 786 km!
- 21.6. Sonnenwendfeier.
- 24.6. 35 Mann Ersatz treffen ein.
- 25.6. Abmarsch nach Léré – Houards. Kleiner Dienst,  
Baden.
- 30.6. Sportfest (Schwimmwettbewerbe im Canal de  
Briare)
- 1.7. Rückmarsch über Léré, Bonny-sur-Loire, Ville-  
neuve.
- 2.7. Champignelles, St. Martin, Villefranche, über Pif-  
fons, Subligny nach Parron. Dort am 1.06 Uhr einge-  
troffen.
- 4.7. getroffen.
- 5.7. Marsch über Sens, Trancault
- 6.7. nach Pont-sur-Seine, Confiance, Villiers.

## UNSER FELDZUG IM WESTEN – KRIEGSTAGEBUCH

---

- 7.7. Beim Waffenreinigen werden durch einen Unglücksfall 2 Kameraden verwundet. (Gruppe Kuss)
- 8.7. Über Queudes, Allemant nach Bussy-le-Grand.
- 9.7. Eintreffen 1 Uhr. – Weitemarsch nach Vertus, Mesnil-sur-Oger (Champagner!),
- 10.7. Mareuil / Marne, Tauxières,
- 11./12.7. Beine-Nauroy, Juniville, Ville s.R., 52 km!
- 13.7. Attigny/ Aisne, Mazerny.
- 15.7. Marsch über Sedan nach Douzy.
- 16.7. Weitemarsch über Sachy zur französisch-belgischen Grenze, um 8.06 Uhr überschritten – Muno, Gribomont (St. Medard).
- 16.7. bis 20.7. Ruhetage in Gribomont.
- 20.7. Abtransport nach Polen.

Nach dem Frankreichfeldzug wurde die 3. Kompanie des IR 509 der 292. ID in Gielow/Mecklenburg zur Aufstellung der neuen 302. ID vom November 1940 bis April 1941 einquartiert und bekam die Bezeichnung 7. IR 571 (7. Kompanie des IR 571).

Mein Einsatz an der Westküste bei der neu aufgestellten 302. Infanteriedivision endete im Dezember 1941, damit ich bei meinem Ersatztruppenteil in Rostock auf den Lehrgang an der Kriegsschule Dresden vorbereitet werden konnte. Der begann am 25. Februar und endete am 30. Mai 1942 mit der Führerrede im Sportpalast zu Berlin. Da es an Offizieren mangelte, wurde ich in Neustrelitz als Führer von drei Kompanien eingesetzt.

Erst im August 1942 fuhr ich mit drei Kameraden nach Taganrog am Asowschen Meer.

Meine verlassene 302. ID erlebte zu dieser Zeit gerade den ersten Invasionsversuch der Briten mit den Kanadiern, bei dem so mancher alter Kamerad sein Leben lassen musste.

# Zum ehernen Gedenken



Oberleutnant	Koßt, Karl	gef.	9.6.40
Unteroffizier	Unrau, Karl	gef.	9.6.40
Gefreiter	Bürth, Willi	gef.	7.6.40
	Dummer, Karl	gef.	7.6.40
	Gabben, Arthur	gef.	7.6.40
	Wachholz, Erich	gef.	7.6.40
	Weidler, Alfred	gef.	7.6.40
Schütze	Belau, Willi	gef.	7.6.40
	Bockhoff, Albrecht	gef.	16.6.40
	Grüntjens, Heinrich	gef.	7.6.40
	Guckelsberger, Otto	gef.	7.6.40
	Haß, Erich	gef.	17.6.40
	Koppers, Theodor	gef.	7.6.40
	Lau, Hans	gef.	7.6.40
	Marquardt, Willi	gef.	7.6.40
	Petrich, Bruno	gef.	7.6.40
	Selonke, Walter	gef.	7.6.40
Stadtholte, Clemens	gef.	8.6.40	

# Unser Feldzug im Osten

von August 1942 – 8. Mai 1945

---

5. Komp. Inf. Rgt. 70  
Ersatzkomp. des Inf. Rgt. 70  
129. Inf. Div.  
2. Komp. Inf. Rgt. 544



## Eine kaukasische Nacht

**H**ier am nördlichen Rand des Kaukasusgebirges ist jetzt – seit dem letzten Angriff im Oktober 1942 – die Front erstarrt. Das bedeutet Stellungskrieg. Aber der Traum eines Vorstosses bis nach Transkaukasien zur Eroberung der Ölgebiete ist noch nicht ausgeträumt. Noch liegen die Karten von der Gegend um Tiflis auf den Tischen der Stäbe. Mit Grauen male ich mir einen Vormarsch über das Gebirge aus. Vorerst aber ist daran nicht zu denken. Denn der Winter steht vor der Tür, und die hier liegenden Einheiten sind viel zu schwach, um einen solchen Grossangriff riskieren zu können. Das zeigte sich schon bei dem letzten Angriff im Oktober auf die uns am nächsten liegenden Höhenzüge.

Jetzt im November scheinen hier die Nächte finsterer als anderswo zu sein. Es liegt vielleicht an den im Süden vor uns sich erstreckenden Höhenzügen, in deren Schatten wir Stellung bezogen haben. Allerdings muss ich eingestehen, dass bei mir wohl eine Nachtblindheit besteht. So bin ich selbst erstaunt, mit meiner Kompanie in dieser Finsternis den Grabenabschnitt gefunden zu haben, den ich übernehmen soll. Meine Kompanie soll die 6. Kompanie des Infanterieregiments 70 ablösen.

Der Bataillonskommandeur, Major Nickel, bei dem ich mich zunächst zu melden habe, empfängt mich freundlich. Da meine Einsatzkompanie keine Nummernbezeichnung hat, melde ich also «Kompanie Kuss» zum Einsatz zur Stelle.

Major Nickel, den ich schon kenne, ist für mich ein älterer Herr, der etwas Väterliches an sich hat. Sein Umgangston ist ruhig und verbindlich. Er gehört in seiner Art zu den Raritäten unter den Kommandeuren. Er scheint im militärischen Auftreten nur ein notwendiges Übel zu sehen. Jedenfalls bin ich froh, einen solchen Kommandeur erwischt zu haben. Der Regimentskommandeur, Oberst T., dagegen ist ein Schinder.

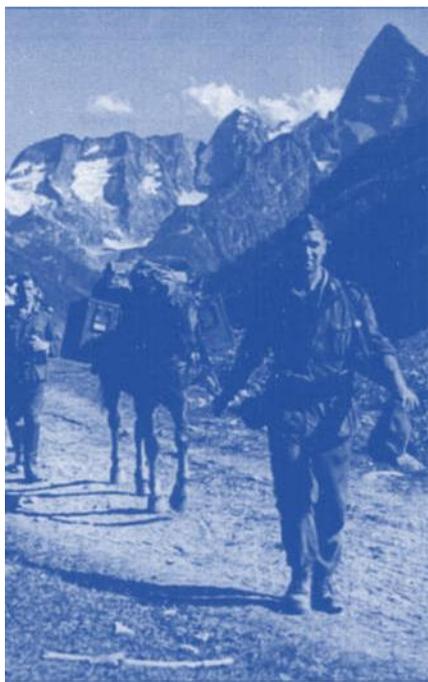


*Der Kaukasus ist im Jahre 1942 umkämpftes russisches Gebiet; er muss durchquert werden, um die Erdölfelder und Häfen am Schwarzen und Kaspischen Meer zu erreichen.*

Nach einem kurzen Gespräch wünscht mir der Kommandeur Hals- und Beinbruch in meinem Abschnitt. Damit bin ich entlassen. Zwei Tage stehen mir zur Verfügung, um aus einem zusammengewürfelten Haufen eine Einheit aufzustellen, eine Kompanie aus 35 Mann, darunter drei Unteroffiziere und ein Funker.

Zum ersten Mal gehe ich nun als Kompaniechef in die Hauptkampflinie. Bisher hatte ich das Glück, als Russlandneuling nicht gleich in der HKL eingesetzt zu werden. Mit drei anderen frischgebackenen und jungen Leutnants kam ich hier zur 111. Infanteriedivision. Die anderen drei wurden sofort in die HKL geschickt, während ich bei dem Divisionsstab als Ordonnanzoffizier blieb.

Zwei Wochen waren wir bei der Führerreserve in Taganrog geblieben, um dort Chinin gegen Wolhynisches Fieber zu schlucken;



*Ab August 1942 befand sich die Heeresgruppe A auf dem Vormarsch in Richtung Kaukasus.*

in dieser Zeit bekamen wir einen ersten Eindruck von den dort am Rande der Ukraine lebenden Menschen. Das Kulturleben war überwältigend, so dass jeder Magendruck wich. Im Opernhaus sah ich Operettenaufführungen, und in vielen Sälen liessen verschiedene Chöre ihre Gesangskunst hören. Ein junges Mädchen, das unser Quartier sauberhielt, liess ihren herrlichen Sopran bei der Arbeit erklingen. Die Stadt schien von und in der Musik zu leben. Man konnte diese Menschen gernhaben. Hier hatten wir deutschen und rumänischen Soldaten ein wenig Zeit, den schönen Sandstrand und das Wasser des Asowschen Meeres zu geniessen.

Leutnant Jahn, mit dem ich schöne Tage bei dem Ersatztruppenteil in Neustrelitz verbrachte, fiel gleich am ersten Tag seines Einsatzes. Es war ein Himmelfahrtskommando gewesen, denn für viele Neulinge, die die Frontlage nicht kennen, aber dennoch bei Tageslicht über die unter Beschuss liegende freie Ebene geschickt werden, bedeutet das den sicheren Tod. Auch ich wurde einmal über eine solche Fläche geschickt. Mein Glück hatte ich dem schlecht schießenden Russen zu danken.

– Leutnant Klöffler landete beim Infanterieregiment 117 und Leutnant Gerhardt beim Infanterieregiment 50. Klöffler war ein unverbesserlicher Witzbold. Er sorgte für eine unbeschwertere und fröhlichere Zeit in Rostock und Neustrelitz, die wir dort über einen Monat gemeinsam nach der Kriegsschulzeit verbrachten.

Leider hat mir der Kommandeur keinen Kenner der Lage mitgegeben. So muss ich die 6. Kompanie selbst suchen. Kaum hatten wir uns in Bewegung gesetzt, höre ich hinter mir einen Schrei. Es hat einen meiner drei Unteroffiziere erwischt. Glatter Halsdurchschuss. Na, das fängt ja gleich kriegerisch an. Nachdem ich ihm einen Verband angelegt habe, lasse ich den Verwundeten zurückbringen.

Die Ablösung der 6. Kompanie geht geräuschlos vor sich. Es gibt keine Probleme. Der Kompaniechef klärt mich über sein Stellungssystem auf. So bilde ich sechs Gruppen, für die jeweils ein Bunker mit MG-Stand vorhanden ist. Ausserdem sind noch Unterstände für die Granatwerferbedienung, der Chefbunker und zwei Reservebunker fertig. Ein ausgebautes Grabensystem gibt es noch nicht. Es bestehen nur Kriechgräben. Es wartet also noch viel Arbeit auf uns.

Wir richten uns häuslich ein. Der Chefbunker hat nur zwei Erdbetten, und so kann ich bei mir nur den Funker aufnehmen. Mein Melder muss anderswo untergebracht werden. Immerhin steht auch ein Bunkerofen da. Leider fehlt es in dieser Gegend an Heizmaterial. Auf dem Tisch brennt ein sogenanntes Hindenburglicht. Die Bunkerdecke macht keinen vertrauenserweckenden Eindruck. Schon beim Aufschlag einer Wurfgranate wird die ganze Chose zusammenbrechen. Holz zur Verstärkung gibt es hier nicht. Aber der Erdboden ist sehr hart, und die Wände werden nicht ins Rutschen kommen. Trotz aller Mängel will ich nicht klagen. Es könnte schlechter sein.

Der Funker scheint eine Pennkeule zu sein. Kaum, dass er seine Klamotten abgelegt hat, liegt er auch schon lang. Doch ich begeben mich in die Stellung. Die Posten stehen auf ihrem Platz. Die Landser sind wortkarg. Ihre Anspannung ist spürbar. Bis auf Unteroffizier Benrath sind sie alle HKL-Neulinge. Es sind Soldaten aus Versorgungseinheiten und aus Infanteriegeschütz-Kompanien. Ein zusammengewürfelter Haufen also. Die Männer müssen sich erst noch kennenlernen. Auch ich kenne nur wenige mit Namen.

Die Unerfahrenheit meiner Soldaten und das fehlende Wissen um die eigene Freund- und Feindlage lassen mich nicht ruhen. Gott sei Dank ist der «Schiesser vom Dienst» fleissig, und so ist mit Dummheiten von seifen der Russen nicht zu rechnen. «Schiesser vom Dienst» wird von uns der russische Posten genannt, der wohl befehlsgemäss von Zeit zu Zeit einen Schuss abfeuert, vermutlich, um unsere Versorgung zu stören.

Gerade fülle ich das Hindenburglicht mit Kerzenresten auf, da läutet das Feldtelefon. Ich melde mich.

«Major Nickel. – Haben Sie sich eingerichtet?»

«Jawohl, Herr Major, es gab keine Schwierigkeiten. Alles in Ordnung, aber einen Ausfall habe ich zu melden. Ein Unteroffizier wurde verwundet.»

«Ja, das hörte ich bereits. Also dann wünsche ich Ihnen eine angenehme erste Nacht bei uns.»

«Danke, Herr Major.»

Wie üblich, ist auch dieses Gespräch militärisch kurz und bündig. Nun sitze ich wieder auf meinem Erdbett und döse vor mich hin. Der Funker aber schläft fest.

Plötzlich höre ich schnelle Schritte auf meinen Bunker zukommen. Die alte Wolldecke, die vor dem Eingang hängt, wird zur Seite gedrückt. Ein blasses Gesicht starrt mich an. Dann sagt der Mann mit erregter Stimme: «W. ist verwundet!»

Dem Funker stosse ich die Faust in die Rippen: «Aufwachen! Ich gehe in die Stellung.»

Schon laufe ich dem Meldenden hinterher. Wir erreichen den Bunker, wo W. auf dem Erdbett liegt. Die anderen beiden Landser sagen kein Wort und starren mich nur an. Ich sehe, dass bei W. Speisereste aus der Nase getreten sind. Ein schlechtes Zeichen. Tatsächlich: Kein Puls – kein Herzschlag. «W. ist tot», sage ich.

Die Männer ahnten es wohl. Keiner zeigt eine Reaktion. Äusserlich ist bei W. keine Verletzung erkennbar. Also öffne ich die Kleidung und lege den Bauchbereich frei. Rechts und links der Magengegend wird jeweils ein roter Punkt sichtbar. Ein glatter Durchschuss, aber dennoch ein Todesschuss. Verdammt! Das ist kein

Treffer des Schiessers vom Dienst. Im Laufgraben kann unmöglich der Unterleib getroffen werden. Ein böser Verdacht wird in mir wach. Die drei Männer stehen noch immer schweigend. Jedem einzelnen schaue ich in die Augen und frage dann: «Wer war das?» Obergefreiter S., der Gruppenführer, senkt den Kopf. «Also Sie, S!» sage ich mit ruhiger Stimme. S. schweigt. «Wer stand vorher auf Posten?» Schütze Buchholz findet den Mut und gibt Antwort: «Obergefreiter S. stand auf Posten, und W. sollte ihn ablösen. Da ist das passiert.»

Mein Verdacht ist damit bestätigt. Weitere Fragen scheinen jetzt sinnlos zu sein, denn nun laufen bei S. die Tränen, und er schluchzt wie ein geprügelter Knabe. Auch den anderen ist die Betroffenheit an den Augen abzulesen.

«S., Sie gehen in den Munitionsbunker und schlafen dort. Von den weiteren Wachen sind Sie befreit. Später sprechen wir darüber.» Dann wende ich mich dem jüngsten, aber aufgewecktesten Soldaten ohne Dienstgrad zu: «Buchholz, Sie übernehmen die Gruppe ab sofort. Ich schicke Ihnen einen Mann der Granatwerferbedienung. Lassen Sie sofort den Posten wieder besetzen. Morgen bringen Sie W. zum Verpflegungswagen.»

Buchholz steht immer noch stramm. Seine Ernennung zum Gruppenführer hat ihn wohl wie ein Blitz getroffen, ihn, den ranglosen Soldaten. S. laufen immer noch die Tränen hinunter. Die anderen stehen auch stramm da. Es stellt keiner eine Frage. Als ich dann «Gute Nacht» sage, donnert es zurück: «Gute Nacht, Herr Leutnant!» Und diese Lautstärke hier in der HKL?

Nachdem ich den Ersatzmann zur Gruppe geschickt habe, sitze ich wieder in meinem Bunker und denke über die Geschichte nach. W. wurde also von einem eigenen Kameraden erschossen. Neunzehn Jahre war er alt. Was soll ich seinen Eltern schreiben? Die schonungslose Wahrheit? Aber ist das nicht schmerzlicher als der übliche letzte Satz: «Für Grossdeutschland gefallen?» Würden es die Eltern verkraften können, wenn sie hören, dass ihr Sohn der Angst eines Kameraden zum Opfer fiel? Würden sie nicht die Strafe für S. erfahren wollen? Fragen über Fragen!

Ein Kriegsgerichtsverfahren könnte anberaumt werden. Wessen würde man den unerfahrenen Soldaten bezichtigen? Totschlag? Fahrlässige Tötung? Mord? Alles ist im Kriege möglich, denn die Umstände zählen da nicht. S. könnte sogar Opfer eines Erschiesungskommandos werden. Ich fühle mich verantwortlich dafür, dass S. eine Strafe erhält, die auch moralisch vertretbar ist, nicht nur kriegsgerichtlich.

Bei dieser Vorstellung fällt mir die Geschichte eines Marinesoldaten in Neustrelitz ein:

Nach der Kriegsschulzeit war ich dort Führer einer Kompanie. Als ich abends in die Kaserne zurückkehrte, wollte ich meine Soldaten, die auf Wache standen, kontrollieren. Im Wachraum spritzten zwar alle Soldaten vom Stuhl, aber die übliche Meldung blieb aus.

«Wo ist der Wachhabende?» war meine Frage.

«Bei den Arrestzellen, Herr Leutnant», meldete ein Soldat.

Im gleichen Augenblick kam mir von den Arrestzellen her ein Oberleutnant der Kriegsmarine entgegen, ein Hüne von Kerl. Er grüsste und stellte sich vor: «Jakubowski. – Ich habe einen zum Tode verurteilten Soldaten eingeliefert. Er wird um 4.30 Uhr zur Erschiessung wegen Fahnenflucht abgeholt. Im Moment ist der Pastor bei ihm. Gute Nacht!»

Jakubowski nahm wieder die Hand an die Mütze und verabschiedete sich per Handschlag. Weg war er.

An den Zellen traf ich auf den Wachhabenden, dem ich die Meldung ersparte. Den Todeskandidaten wollte ich mir ansehen. So blickte ich durch den Spion in der Zellentür.

Auf der Pritsche sass der Marinesoldat, blass und weinend, ein Knabe noch. Hände und Füsse lagen in Ketten, an denen sich eine schwere Eisenkugel befand. Ein kalter Strahl durchzuckte mich. So etwas Mittelalterliches gibt es in heutiger Zeit? Wie grausam. Vor dem Soldaten stand der Pastor mit einem kleinen, aufgeschlagenen Büchlein in der Hand. Ich hörte ihn sagen: «Soll ich nicht doch Ihre Eltern kommen lassen? Ihre Eltern würden Sie bestimmt noch einmal sehen wollen.»

«Nein – nein – nein!»  
brach es aus dem Knaben hervor. Er nahm die Hände vor das Gesicht. Die Ketten rasselten. Eine Szene wie in einem Film. Verfluchter Krieg! Wortlos verliess ich die Wache und nahm kaum das Kommando «Achtung» und das Hackenklappen wahr. – «Gelobt sei, was hart macht!» Gehört eine solche Szene auch dazu? Mir jedenfalls war hundeelend. –

Ja, so sehe ich schon das letzte Stündlein für S. schlagen.

Aber welchen Sinn sollte eine solche Vergeltung haben? Ist sie zur Erhaltung der Disziplin erforderlich? Wem oder was sollte also eine Strafe dienen?

Nach langem hin und her meiner Überlegungen steht schliesslich mein Entschluss fest. Ich werde die Ereignisse so melden, dass dem verstorbenen Wagner, seinen Eltern und S. Recht getan ist. Ich sehe von einer Verfolgung durch die Kriegsgerichtsbarkeit ab und werde selber für die Besserung M.s Sorge tragen. Er ist schon schwer genug gestraft. Ob seine Kameraden eine kriegsgerichtliche Untersuchung forcieren werden? Doch, wer sollte das tun? Sie sehen im Augenblick ihren einzigen Halt in mir. Ihr Schicksal liegt auch in meiner Hand.



*Starkes sowjetisches Artilleriefeuer  
den deutschen Angriff.*

Endlich schimmert die Morgendämmerung durch die kleine Bunkerscheibe. Der Augenblick ist gekommen, um die Lage der Kompanie bei Licht zu betrachten. So gehe ich in die erstbeste MG-Stellung.

Vor uns liegt der erste, dem Kaukasusgebirge vorgelagerte Höhenzug, etwa 800 Meter Entfernung bis zum Fuss der Höhe. Nach links ist die Höhe bewaldet. Und was da an russischen Waffen steckt, ist nicht auszumachen. Auf der Höhe nach rechts stehen die ausgebrannten Ölbehälter des Ortes Malgobek. Ja, dort oben habe ich schon einmal gestanden, nämlich beim letzten Angriff im Oktober im Verbund mit der SS-Division «Wiking». Der Angriff war erfolglos. Die HKL musste zurückgenommen werden. Aber dort oben unterhielt ich mich mit einem gefangenen Leutnant. Er sprach gutes Deutsch und erklärte, dass er in Leningrad Naturwissenschaften studiere. Die meisten Fachbücher seien in deutscher Sprache geschrieben. Deshalb müsse man Deutsch lernen. Ich fragte ihn, was die Russen von Stalin halten. Seine Antwort: «Die Leute mögen Stalin schon, nur das Blutvergiessen nehmen sie ihm übel.» Allerdings sagte er nicht, welches Blutvergiessen er meinte – das der Soldaten oder die Morde an der Bevölkerung.

Etwa 200 bis 300 Meter weit vor uns verläuft die russische HKL. Die Gräben sind auf der Bodenwelle klar erkennbar. Hinter der Bodenwelle ist bis zum Berghang das Gelände nicht einsehbar. Ganz klar haben die Russen die bessere Position. Von der Höhe haben sie einen weiten Blick in unser Hinterland bis zum Fluss Terek. Zwischen der russischen und unserer HKL verläuft eine Bodensenke, die für uns in der ersten Hälfte nicht einsehbar ist.

Meine Stellungen liegen exponiert, innerhalb der Frontlinie springen sie wie eine Nase vor. Meiner Kompanie und mir ist der Gegner also besonders nahe. Wir bieten uns als Angriffsziel geradezu an. Zwar haben die Pioniere etwa acht bis zehn Schritt vor den MG-Ständen einen durchgehenden Stacheldrahtzaun und Stolperdrähte gezogen sowie Springminen verlegt, aber der Russe kann unges-

hen bis an den Zaun herankommen. Besonders exponiert scheint die Stellung von Schütze Buchholz zu liegen. Die Wirkung der Hindernisse erscheint mir zweifelhaft, denn noch bis vor wenigen Wochen kamen viele Überläufer ohne Schaden in die deutschen Stellungen, bei Tag und bei Nacht. Die Zeit der Überläufer ist aber vorbei. Die Propagandakompanie schießt auch keine Passierscheine mehr nach drüben.

Nach Westen hin, etwa 250 Kilometer weit entfernt, liegt der höchste Berg des Gebirges, der Elbrus mit 5.633 Metern. Den werden wir aber von hier aus nicht zu Gesicht bekommen. Einmal sah ich ihn von dem bedeutenden Kurort Pjatigorsk aus, wohin ich erbeutetes Kartenmaterial zum Armeestab bringen musste. In dem hübsch gelegenen Pjatigorsk beeindruckte mich das Kurhaus in altgriechischem Baustil mit prachtvollen Räumen aus der Zarenzeit. Der Elbrus wurde von deutschen Gebirgstruppen erobert und besetzt. In Richtung Osten liegt die Salzsteppe, die sich bis ans Kaspische Meer erstreckt. Dort soll keine feste Front bestehen. Angeblich wird das Gebiet von der Division «Wiking» kontrolliert, vor allem die Bahnlinie Astrachan-Baku.

Hinter uns nach Norden liegen die nicht abgeernteten Sonnenblumen- und Maisfelder, aber auch Baumwollfelder. Diese Erde ist nicht von russischem Schweiss getränkt. Die Ackerflächen gehören zu der deutschen Siedlung Gnadenfeld, in der jetzt unser Divisionsstab untergebracht ist. Das Dorf nimmt sich wie ein Fremdkörper in dieser sonst trostlosen Gegend aus. Die Bauernhöfe haben alle den gleichen Zuschnitt: Die Gebäude sind mit Ziegelsteinen erbaut und sauber weiss gestrichen, also keine Lehmhütten. Dorfstrasse und Bürgersteige haben sogar eine Bitumendecke. Die kleine Kirche ist im deutschen Stil erbaut. Was man hier nicht findet, sind die in anderen Dörfern neben Stallungen errichteten Scheunen. Die Bevölkerung ist von den Russen evakuiert worden. Aber in den Häusern fand ich einmal in Russland gedruckte deutsche Zeitungen und russische Schulbücher. Eine Zeitung stammte aus dem Jahre 1939. Darin war ein Bericht über den Besuch des deutschen Aussenministers

Joachim von Ribbentrop in Moskau abgedruckt. Die Lesebücher zeigten viele Bilder der Roten Armee, so zum Beispiel eine Parade der Roten Armee auf dem Roten Platz in Moskau. Ich fand auch eine Schallplatte mit deutschen Liedern. Das defekte Koffergrammophon drehte ich mit der Hand, unter Benutzung eines angespitzten Streichholzes als Nadel. «Heimat, deine Sterne» krächzte.

Weiter im Norden, etwa 25 Kilometer weit hinter uns, liegt die Stadt Mosdok am Terek. Bis dorthin haben die Eisenbahnpioniere die Bahnstrecke auf deutsche Spur «umgenagelt». Der Nachschub kann also auf der Schiene rollen. Trotzdem ist die Verpflegung sehr knapp bemessen. Wir müssen regelrecht hungern. Es gibt zwei bis drei Scheiben Brot am Tag und wenig – meist den gleichen – Brotbelag. Gummiwurst, unsere Bezeichnung für Jagdwurst, und dies in Dosen, ist die Regel. Abends gibt es ein Hirsesüppchen. Zigaretten gibt es zwei Stück pro Person pro Tag.

Mir ist diese Gegend wegen meiner vorhergehenden Tätigkeit beim Divisionsstab gut bekannt. Gerade hier hatte ich vor Zurücknahme der HKL die Ölpioniere eingewiesen. Alle erreichbaren Einrichtungen, die etwas mit Erdöl zu tun haben, zeigte ich den Leuten, soweit sie nicht unter Beschuss lagen. Die Feldbahnstrecke von Mosdok nach Malgobek ist noch intakt. Die Bohrtürme aber sind durch die Russen gekippt worden. Die Ölpioniere haben angeblich sogar das notwendige Gerät in Mosdok liegen. Aber aus der Ölförderung wird nichts, weil der letzte deutsche Angriff keinen Geländegewinn brachte.

Nun schaue ich mir in aller Ruhe unsere Stellung an. Die Unterstände und MG-Stände sind gut ausgebaut. Die Kriechgräben müssen noch zu Laufgräben ausgebaut werden. Besonders peinlich ist das Fehlen von Donnerbalken, den Latrinen. Das «Abprotzen» auf der Deckung kann zu unnötigen Verlusten führen: Das wird also meine erste Baumassnahme sein, zumal bei dieser Verpflegung und der fehlenden Hygiene der «Dünnschiss» die Regel ist. Wie ich hörte, waren die Lazarette voll von Gelbsucht-Kranken.

Den Soldaten ist die Entspannung, die das Tageslicht gebracht hat, anzumerken, trotz der schlaflosen Nacht. Leider hat eben diese Nacht auch den bedauerlichen Zwischenfall mit sich gebracht. Um den muss ich mich nun kümmern. So suche ich den Unglücksraben auf.

«Guten Morgen, S.!» Der spritzt bei meinem Anblick von seiner Erdbank hoch und bringt nur ein klägliches «Guten Morgen, Herr Leutnant» heraus. Aber sofort fragt er: «Komme ich vors Kriegsgericht?»

«Immer langsam. Erzählen Sie erstmal, wie sich alles abgespielt hat.»

Zunächst zögert S., aber dann spricht er recht entschlossen: «Ich stand auf Posten. Das war das erstmal in der HKL. Vorher gehörte ich zur Infanteriegeschütz-Kompanie.»

«Aber S.», warf ich ein, «auch dort haben Sie Wache schieben müssen.»

«Das ja, aber in der HKL ist das ganz anders. Ich hatte Angst, weil hier doch die Russen so nahe sind. Zwei Stunden sind eine lange Zeit. Immer wieder sah ich etwas auf mich zukommen.»

«Ja, aber als die zwei Stunden herum waren, konnte im Graben doch nur Ihre Ablösung kommen.»

«Ich habe keine Uhr und wusste nicht, wie spät es war. Ich war völlig fertig. Da hörte ich plötzlich Schritte hinter mir. Sofort rief ich ‚Halt – wer da?‘, aber ich bekam keine Antwort. Dann rief ich noch zweimal. Wieder kriegte ich keine Antwort. Da musste ich doch annehmen, dass es ein Russe war. Ja – und da habe ich geschossen.»

S. schlägt die Hände vor das Gesicht und schluchzt.

«S., ich nehme Ihnen einfach nicht ab, dass Sie dreimal gerufen haben. Sie wissen zwar, dass man vor dreimaligem Anruf nicht schießen darf, aber getan haben Sie es nicht. Das ist bei dem kurzen Weg kaum möglich.»

«Warum glauben Sie mir nicht, Herr Leutnant? Ich habe bestimmt dreimal gerufen, sonst hätte ich doch nicht geschossen.»

Während S. spricht, schluchzt er immer wieder. Ich frage mich: Bildet er sich das alles nur ein, oder war es wirklich so? Natürlich wird W. vielleicht verschlafen gewesen sein, oder er hat den Anruf nicht ernstgenommen, denn eine Parole – ein Losungswort – wird hier nicht ausgegeben. Jeder weiss, wer ihn ablöst, und deshalb ruft man einfach seinen Namen. Mein nachdenkliches Schweigen gefällt S. offenbar nicht.

«Glauben Sie mir doch, Herr Leutnant. Es war wirklich so!» Ich weiss nicht, was ich glauben soll. W. ist tot. Ihn kann ich nicht mehr befragen. Vorstellbar ist auch, dass S. zwar den Willen hatte, zu rufen, aber wegen des Zitterns in der Kälte und vor Angst kein Wort herausbekam. Ohnehin hat er von Natur aus eine heisere Stimme, und W. begriff vielleicht deshalb die Worte nicht. – Ja, was soll ich tun? Nach kurzer Bedenkzeit sage ich: «Also, S., über das Verschenden W.s werde ich die richtigen Worte finden. Umgehend übernehmen sie erst einmal die Granatwerfergruppe, damit Sie sich eingewöhnen können. Dann brauchen Sie zunächst auch keine Wache zu schieben. So, ziehen Sie gleich um.»

«Danke, Herr Leutnant!» –

Erstaunlich ist, dass S. von seinen Kameraden in Zukunft nicht geschnitten wird. Das liegt sicher daran, dass sich die Soldaten nur vom Sehen kennen. Einer kennt kaum den Namen des anderen.

Am Abend wird W. dem Verpflegungswagen mitgegeben. Der Spiess wird, obwohl er W. nicht kennt, von mir beauftragt, einen Brief an dessen Eltern zu entwerfen. Am nächsten Abend unterschreibe ich und fühle mich sehr elend dabei.

Damit ist, wie sich zeigen wird, das Kapitel der Unglücksnacht beendet. Es wiederholt sich ein solcher Fall nicht. Die erste Angst ist gewichen.

## Es weihnachtet

Seit Übernahme des Frontabschnitts vor Malgobek durch meine Kompanie sind mehr als sieben Wochen vergangen. Der Winter hat seinen Einzug gehalten. Allerdings liegt nur ein Hauch von Schnee auf der Landschaft. Es herrschen Temperaturen unter Null, obwohl wir uns hier etwa auf dem 43. Breitengrad befinden. Die Posten frieren zur Nachtzeit fürchterlich. Wir haben keine Winterbekleidung. Immerhin wurden einige Fellunterziehjacken geliefert, die aber bei der Bewegungslosigkeit eines Postens keinen ausreichenden Kälteschutz bieten. Meine fortwährenden Klagen haben immerhin den Erfolg, dass wir einige gefütterte Män-



*Ein deutscher Scharfschütze in Winterausrüstung nimmt den Feind ins Visier. Auf dem Schneegraben liegt griffbereit das Kochgeschirr für eine kurze Pause.*

tel – sogenannte Fahrermäntel – bekommen. Dann aber klagen die Soldaten über die dünnen Handschuhe. Daraufhin werden Handwärmer geliefert. Das sind kleine Beutel mit einer karbidhaltigen Substanz. Der Inhalt muss angefeuchtet werden. In den Manteltaschen kann man sich so die Hände warmhalten. Das ist gut und schön, aber die Wirkung ist nur von kurzer Dauer. So ist der Vorrat schnell verbraucht. Nun gibt es nur noch eine Lösung: Die Wachzeit der Posten muss auf eine Stunde verkürzt werden, allerdings auf Kosten der Ruhezeiten. Trotz dieser ganzen Beschwerden habe ich keine Krankmeldungen. Auch Meckerer oder Drückeberger habe ich nicht. Ein gutes Zeichen.

Unser Schiesser vom Dienst hat Nacht für Nacht sein Soll erfüllt. Nur bei Tag muss sich ein Posten unvorsichtig benommen haben. Ich fand ihn mit einem tödlichen Kopfschuss. Das Geschoss hatte den Stahlhelm durchbohrt. Mich selbst hätte es auch einmal fast erwischt. Der Bataillonskommandeur Nickel hatte mich besucht, und wir verabschiedeten uns an einer Grabenabzweigung, die offenbar von russischen Kanonieren eingesehen wurde. Wir hatten nach der Verabschiedung drei Schritte getan, als die Grabenecke von einer «Ratschbumm», einem sowjetischen 16 mm-Geschütz, zusammengeschoben wurde. «Glück gehabt!» rief mir Major Nickel zu.

Das Grabensystem ist jetzt voll ausgebaut. Zum schnelleren Ausbau wurden uns für einige Nächte Kriegsgefangene zur Verfügung gestellt. Allerdings verloren wir einen Kriegsgefangenen durch eine Wurfgranate. Ihm wurde die Schädeldecke abgerissen, und doch blieb er noch einige Zeit bei Bewusstsein.

Für Zeitvertreib ist gesorgt: Die Jagd nach Kleiderläusen und Mäusen beschäftigt uns ständig. Die Plagegeister machen uns das Leben im Bunker schwer. Komme ich in einen Bunker, so sehe ich die Landser stets mit offener Jacke sitzen, um Läuse zu knacken. «Ah, da habe ich wieder eine Grossmutter erwischt», ist die Erfolgsmeldung. Die Haut, besonders an der Brust und am Bauch, ist völlig zerkratzt. Die Läusejagd bleibt im Grunde zwecklos, denn die ra-

sende Vermehrung der Biester ist nicht aufzuhalten. An den Nähten der Jacke und der Hose sitzen die Nissen wie Perlenketten. Gott sei Dank sind alle meine Soldaten gegen Fleckfieber geimpft. Es ist dennoch verwunderlich, dass es trotz fehlendem Wäschewechsel und ohne Wasser keine Krankmeldungen gibt. Ruhr und Cholera dürften nicht zu erwarten sein, denn auch dagegen sind alle geimpft. Allerdings ist Wolhynisches Fieber möglich. Zum Glück hatte ich vor meinem Einsatz im Kaukasus Chenintabletten schlucken müssen.

Allmählich treiben mich die Läuse doch zur Raserei. Da kommt mir eine Idee. Die Felljacke lege ich in den Schnee, um die Läuse erfrieren zu lassen. Das gelingt. Dann ziehe ich mein wochenlang nicht gewechseltes Unterhemd aus. Die Felljacke ziehe ich mit der Lederseite nach innen wieder an. So liegt nun die Lederseite direkt auf der Haut. Damit habe ich am Oberkörper tatsächlich Ruhe. Mir scheint sogar, dass auf diese Weise die Körperwärme besser erhalten bleibt.

Eine nicht geringere Plage sind die Mäuse, die es wegen der Sonnenblumen- und Maisfelder hier zu Tausenden gibt. Aufgrund der Aussentemperaturen haben sie sich in unseren Bunkern einquartiert. Hier fühlen sie sich wohl und quietschen vor Übermut. Das hat zur Folge, dass das Erdreich der Bunkerabdeckung laufend herunterrieselt. Deshalb heften wir Gasplanen an die Decke. Das missfällt den Tierchen, denn sie sind neugierig. Also fressen sie Löcher in die Planen.

Die Frechheit der Mäuse kennt keine Grenzen. Sie knabbern uns während des Schlafes an. Die Fingerkuppen, die Ohren und sogar die Nase werden angenagt. Mein Funker, der wegen Arbeitsmangels häufig schläft, ist trotz angezogener Handschuhe und des Kopfschützers ein dankbares Opfer. Es ist lustig anzusehen, wenn die Mäuse auf seinem Bauch herumtanzen und endlich seine Nasenspitze erreichen. Dann aber schreckt er hoch. Blitzschnell greift er sich den Übeltäter und zerschmettert ihn auf dem Erdboden. Das bringt ihn schliesslich auf die Idee, einige Krümel Brot zu opfern,



*Generalmajor Hermann  
Recknagel, Kommandeur der  
111. Inf.-Div. Unteroffizier Kuss  
dient in seinem Divisionsstab  
zeitweise als Ordonnanzoffizier.*

die er auf den Boden streut. Dann greift er die zielstrebigen Tierchen und zerschmettert sie. Aber den Nachwuchs stört das nicht.

Dann erfolgt ein Grossangriff der Mäuse auf die Brotbeutel und Adventspäckchen von zu Hause. So hängen wir diese an die Wände und an die Decke. Auch das nützt nichts. Als ich meine Adventskerzen benutzen will, fehlen zwei. Eine dritte ist nur noch zur Hälfte da. Stearin und Gewehröl scheinen besondere Leckerbissen zu sein. In einem weckglasartigen Gefäss sammeln wir die Kerzenreste zur Auffüllung der Hindenburglichte. Siehe da, das Glas ist voller Mäuse.

Zornig nimmt der Funker das Glas und lässt die Tierchen auf dem Bunkerofen schmoren. Sogar die MG-Ölflasche war mit Mäusen angefüllt.

Major Nickel empfiehlt seine Mausefalle. Auf den Tisch legt er eine überstehende Latte und streut auf das Ende Brotkrü

mel. Darunter stellt er einen Eimer mit Wasser. Diese Todeswippe habe sich bewährt. Nur, woher bekommen wir Wasser? Auf meinen Wunsch wurde mir doch ein Fass mit Wasser gebracht, damit wir wenigstens die Kochgeschirre auswaschen könnten. Als aber die Landser das Fass von der Deckung holen wollen, ist es leer. Der Schiesser vom Dienst hatte es wohl getroffen. Aus der Traum.

Die Suppe wird weiterhin sauer sein, wenn sie in die Kochgeschirre gefüllt wird, und Nickels Mausefalle können wir auch nicht nachbauen, und an Körperwäsche und Rasieren ist auch nicht zu denken, denn ein neues Fass kann der Spiess nicht besorgen.

Ja, so ein Frontleben in einer Erdbehausung unter Kontrolle des Gegners hat seine Tücken. Die schwache Abdeckung des Bunkers hält selbst der kleinsten Granate nicht stand. Die Bunker der Russen sollen stabiler sein, denn sie haben auf der bewaldeten Höhe ausreichend Holz zur Verfügung. Meine Vermutung will ich bestätigt sehen. So lasse ich den schweren Granatwerfer (Kaliber 8 Zentimeter) aufbauen und einen auffälligen Bunker unter Feuer nehmen. Die ersten beiden Wurfgranaten liegen dicht neben dem Ziel und detonieren. Die dritte ist ein Volltreffer. Aber was sehe ich durch mein Fernglas? Keine Detonation! So lasse ich weitere zehn Granaten hintereinander abfeuern. Ich traue meinen Augen nicht. Die Granaten springen nach dem Aufschlag hoch und zerfallen in zwei Teile. Einige passen nicht einmal in das Rohr, weil sie ellipsenförmig sind. Wie ist das möglich? Da gibt es wohl nur eine Erklärung: Sabotage in der Munitionsfabrik.

Heute nun schreiben wir den 24. Dezember 1942. Alle freuen sich auf den Abend, denn eine Sonderzuteilung ist angekündigt. Na, was da wohl kommt? Lange genug hat man die magere Kost damit begründet, dass für Weihnachten angespart würde.

Endlich ist es soweit. Ich höre die schweren Belgier – die beim Tross Verwendung findende Pferderasse –, die die Feldküche und den Verpflegungswagen ziehen, durch die Nacht stampfen. Strahlend begrüße ich dann den Spiess und den Rechnungsführer, die beide zur Feier des Tages mitgekommen sind. Sie überreichen mir eine Liste der heutigen Zuteilung: vier Tannenbäumchen, Hühner, Enten, Gänse, Brot, Dosenwurst, Suppe mit Fleischeinlage, Wodka, Tee mit Wodka, Zigaretten, Zigarren, Tabak.

Oje, das gibt eine böse Teilerei. Um jeden Ärger zu vermeiden, lasse ich alles in meinen Bunker bringen. Danach wird die Suppe in die Kochgeschirre, Tee in die Trinkbecher und Wodka in die Feldflaschen gefüllt.

Der Tross zieht wieder davon. Die Verteilung der Sonderration beginnt. Von jeder Gruppe – sechs an der Zahl – lasse ich einen Mann mit Zeltbahn kommen.

Selbst die Aufteilung des Geflügels bereitet keine Schwierigkeiten. So müssen sich zum Beispiel zwei Mann ein Huhn, vier Mann eine Ente teilen.

Als ich mit den Zuteilungen fertig bin, bleibt ein Überschuss an Tabakwaren. Beim Durchzählen stellen mein Funker und ich fest, dass wir genau die doppelte Menge der Ration bekommen haben. Den Grund kapiere ich schnell und lasse sofort auch diese Menge verteilen. Da lachen die Herzen der Landser. Wie erwartet lässt ein Anruf des Chefs der 5. Kompanie nicht lange auf sich warten.

«Oberleutnant H. am Apparat. Haben Sie zuviel an Tabakwaren erhalten?»

«Davon ist mir nichts bekannt, Herr Oberleutnant», schwindele ich. «Die Tabakwaren sind verteilt, und es ist mir nicht gemeldet worden, dass ein Überschuss vorhanden ist.»

Oberleutnant H. meckert noch eine Weile herum, aber zwischendurch höre ich, wie er zu dem Spiess sagt: «Ja, da müssen Sie noch einmal kommen.» Damit ist für mich alles klar. Die Kameraden der 5. Kompanie kommen nicht zu kurz. Den Trossleuten schadet der doppelte Weg nicht, denn die Burschen geniessen zur Zeit den Krieg und leben wie die Made im Speck.

Meine Einsatzkompanie hat keinen eigenen Tross, und so bekommen wir die Verpflegung von der 5. Kompanie. Der Rechnungsführer hätte heute doch wohl wissen müssen, welche Mengen er an Tabakwaren verladen hat. So wusste er auch, dass ich gelogen habe. Warum sagt er das nicht? Nun, es könnte einen bestimmten Grund

haben. Oberleutnant H. nämlich hatte den Rechnungsführer einmal beschuldigt, mir zusätzliche Zigaretten zukommen zu lassen. Tatsächlich hatte mir der Rechnungsführer einmal eine Schachtel Zigaretten – zehn Stück «R 6» – gegeben mit dem Hinweis, dass diese aus einem Päckchen von seinen Eltern stamme. Er selbst sei aber Nichtraucher. Jedenfalls wurde diese Geschichte ruchbar und brachte mir einen Rapport beim Kommandeur ein.

Nun, Major Nickel hielt mir die Intrige vor. Er glaubte aber mir, weil er wusste, dass es zur Zeit Zigaretten der Marke «R 6» bei uns nicht gibt. Da konnte der Major nur sagen: «Ja, da fragt man sich, wie solche Verdächtigungen entstehen können.» Aber er verriet mir den Intriganten nicht. Vielleicht ist das Verhalten des Rechnungsführers eine kleine Rache für die damalige Intrige.

Nachdem mein Funker und ich «gespeist» haben, gehe ich von Bunker zu Bunker. Trotz des Wodkas und der Verpflegungsraritäten herrscht keine fröhliche, sondern eher eine stille Weihnacht. Die Soldaten denken alle an zu Hause. Sie erzählen von früheren Weihnachtsfeiern, von den Eltern und Geschwistern. Bei den Erzählungen wird ihnen letztlich klar, wie weit wir tatsächlich von der Heimat entfernt sind. Ja, es sind rund 3.000 Kilometer.

Da fällt natürlich der bekannte Satz: «Selig ist, wer nach Westen Land gewinnt, denn er wird die Heimat wiedersehen!» Darauf folgt die Frage: «Werden wir die Heimat jemals wiedersehen?» Die Zweifel sind gerade für einen Infanteristen berechtigt. Unsere Armee sitzt hier am Kaukasusgebirge praktisch in einer Mausefalle. Der Weg gen Norden ist spätestens am Asowschen Meer leicht abzuschneiden. Voraussetzung für das Gelingen eines Rückmarsches ist natürlich, dass man die 1.000 Kilometer weit entfernte Stadt Rostow am Don erreicht.

Zur angelegentlichen Erbauung greift hier und da auch jemand mal das «Thema Nr. 1», nämlich Mädchen, auf, das in allen Köpfen spukt. Erstaunlich ist, dass kein vulgäres und primitives Geschwafel

## SCHICKSAL EINER GENERATION

---



*Wegen des Wintereinbruchs erlahmt die deutsche Offensive im Süden der Sowjetunion. Versprengte Grabenpostierungen halten im Schutz der Schneewehen ihre Stellung.*

daraus wird. Man spürt die Ernsthaftigkeit des Themas; jedenfalls in meiner Gegenwart.

Später kommt ein Soldat zu mir, um sein Herz auszuschütten. Seine Frau habe ihm geschrieben, dass sie einen anderen Mann gefunden habe und sich nun scheiden lassen und sein Einverständnis haben wolle. Nun erhoffe er sich von mir einen Rat. Warum fragt er gerade mich, den jungen Spund? Bin ich der einzige, der sein Vertrauen genießt? Aber von Eheproblemen habe ich nun wirklich keine Ahnung. Mein Vorsatz lautet ganz einfach: Im Kriege zu heiraten, ist blanker Unsinn. Treue ist unter den gegebenen Umständen eine oft nicht eingehaltene Tugend. Der Soldat in der HKL kann die Treue nicht brechen, aber wie steht es mit der Frau daheim? Bei vielen Frauen, die einen anderen charmanten Mann in der Heimat entdecken, zerfließen alle Treueschwüre. So kann ich dem vor mir

sitzenden Soldaten nur sagen: «Eine Frau, die nicht treu sein kann, ist es nicht wert, dass man um sie weint. Sie taugt nicht für eine Ehe. Das ist so, und daran können auch Sie wohl nichts ändern. Diese Frau werden Sie nie mehr zurückgewinnen. Der Sexualtrieb ist eben bei ihr stärker ausgeprägt als der Hang zu einer dauerhaften Liebe. Sie würde immer wieder untreu werden. Wenn sie sich sogar von Ihnen trennen will, kann man auch nicht nur von einem Fehltritt sprechen. An Ihrer Stelle würde ich vorerst nicht antworten.»

Ich für mich selber bin gegen eine Kriegsehe schon deshalb, weil ich mit einer Heimkehr von der Front nicht rechne.

Ja, ich bin weder Psychologe, noch habe ich aus eigener Erfahrung Einsichten gewinnen können. Mein Gerede, so will es mir scheinen, nützt dem Soldaten nichts. Mit rationalem Denken ist in unserer Lage nichts aus der Welt zu schaffen. Das ist mir klar. Aber wie grausam kann eine Frau sein, wenn sie ihrem Mann, der täglich zwischen Leben und Tod schwebt, zur Weihnacht ungeschminkt die Liebe aufkündigt. Damit ist der Lebenswille, zu dem eine liebende Frau beitragen kann, gebrochen. Mir ist klar, dass der Soldat die Heimat nicht wiedersehen wird. Das Eheproblem löst sich auf diese Weise von selbst. Ist das die Absicht jener Frau? Jedenfalls hat das Schwert der Frau entschieden: Todesurteil! – Der Soldat schweigt und geht.

## Heldentod?

**D**er Weihnachtsabend ist ohne Zwischenfälle verlaufen. Der Russe blieb friedlich. Der heutige frühe Morgen des 1. Weihnachtstages verspricht ein ideales Weihnachtswetter. Die leichte Schneedecke liegt noch, und die Sonne strahlt. Die Soldaten sind gut gelaunt, nachdem sie endlich mal wieder satt geworden sind und sich ihren Kummer von der Seele geredet haben. Der eine Posten, zu dem ich komme, hält eine Hühnerkeule hoch und ruft laut in Richtung der russischen HKL: «Kommt – holt sie euch!» Da bin ich wirklich froh, dass auch er ein richtiger Fronthase geworden ist. Dabei fällt mir ein, dass ich dem ranglosen Gruppenführer Buchholz ein Weihnachtsgeschenk machen sollte. Er soll Gefreiter werden. Mit seinen achtzehn Jahren wirkt er noch recht knabenhaft. Nun, ich bin auch erst zweiundzwanzig und werde von den älteren Soldaten respektiert. Niemand hat bisher gegen einen Befehl gemurrt. Das stimmt mich natürlich froh. Mir ist nunmal das Ansehen bei den mir untergebenen Soldaten wichtiger als das bei meinen Vorgesetzten. Bei denen genieße ich nicht immer Wohlwollen. Natürlich weiss ich, dass dies meistens daran liegt, dass ich durch meine Wortkargheit ihnen gegenüber in ein falsches Licht gerate. «Radfahren» liegt mir aber nicht.

Ich lasse Buchholz in meinen Bunker kommen.  
«Grenadier Buchholz zur Stelle, Herr Leutnant!»  
Ach ja, jetzt heisst es nicht mehr «Schütze», sondern «Grenadier».  
«Buchholz», sage ich, «Sie haben Ihre Gruppe tadellos geführt. Ich befördere Sie hiermit zum Gefreiten!»  
Da strahlt der junge Mann. Mit einem Händedruck spreche ich ihm meinen Glückwunsch aus.  
«Danke, Herr Leutnant!»

«Geben Sie mir Ihr Soldbuch!»

Sogleich trage ich die Beförderung ein.

«Na, Gefreiter Buchholz, das wollen wir mit einem Wodka begiessen!»

Der Funker stellt unsere zwei Trinkbecher auf den Tisch und giesst ein.

«Also, Gefreiter Buchholz, Hals- und Beinbruch!»

«Danke, Herr Leutnant!»

Noch haben wir nicht getrunken, als ein Landser in meinen Bunker brüllt: «Der Iwan ist da!»

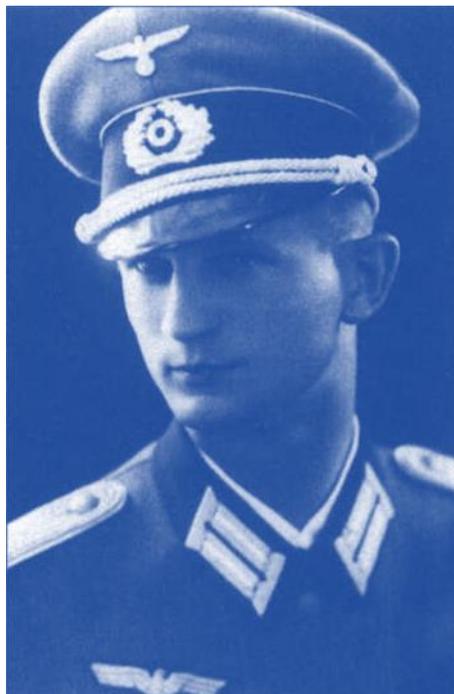
«Mensch, Buchholz, das kann nur bei Ihnen sein», murmle ich.

Sofort laufen wir in seine Stellung. Da steht der Posten mit dem MG im Anschlag.

«Was ist los?» frage ich.

«Hinter dem Stacheldraht liegen Russen. – Direkt am Zaun.» Eine Weile beobachte ich. Tatsächlich, es bewegt sich etwas Weisses. Aha, die Burschen haben Schneehemden an. Da schnappe ich mir eine Handgranate aus der Nische unter der MG-Auflage. Sogleich ziehe ich die Stielhandgranate ab und zähle 21 – 22 – und – weg. Die Handgranate segelt durch die Luft und detoniert kurz hinter dem Zaun, in 50 Zentimeter Höhe. Genauso habe ich es mir gedacht. Also weiter! Fünf Stück werfe ich auf diese Weise, mit etwas Verzögerung. Etwa einen Meter über dem Erdboden detonieren sie.

Buchholz fragt leise: «Darf ich auch mal werfen?»



*Heinz Kuss, 1942, Chef der  
5. Kompanie des II. Bataillons  
des Infanterieregiments 70.*

Das gefällt mir gar nicht. Auf der Kriegsschule erlebte ich, dass einer die Übungshandgranate beim Ausholen fallen liess, und ob Buchholz schon mal eine Handgranate geworfen hat, weiss ich nicht. Um ihn nicht zu kränken, stimme ich aber zu: «Also, dann los. Aber Sie werfen ohne Verzögerung!»

Er hält sich daran. Nur, wo landet sein Wurf? Noch vor dem Zaun.

«Na, Buchholz, das wird wohl nichts. Sie zerstören den Stolperdraht.»

«Ich versuche es noch einmal.»

Schon greift er nach einer neuen und wirft. Wieder detoniert sie vor dem Zaun. Da kann ich mir die Bemerkung nicht verkneifen: «Ein Sportler waren Sie wohl nicht, was?»

Während ich das sage, nimmt er eine neue Handgranate, springt auf die Deckung, zieht ab und wirft. Ihn hat der Ehrgeiz gepackt. Der Wurf ist etwas besser, aber auch nicht ausreichend. Verhalten brülle ich ihn an: «Sie sind wohl wahnsinnig. Machen Sie das nicht noch einmal!»

Betroffen antwortet Buchholz: «So komme ich aber genauso weit wie Sie.»

«Das ist mir egal. Lassen Sie das gefälligst.»

Unmittelbar hinter dem Zaun fällt das Gelände zu einer Senke ab. Deshalb haben die Russen natürlich diese Stelle ausgesucht. Mit dem MG können wir sie nicht erwischen. Man sieht auch nicht, wie viele Leute sich da aufhalten. Was mögen sie vorhaben? Es gehört schon eine Portion Frechheit dazu, am hellichten Tag bis an den Zaun zu kommen, wenn sie keinen Besuch im Graben versuchen wollen. Jedenfalls müssen sie schon während der Nacht hierhergekommen sein. Es ist schon mehr als drei Stunden hell. Warum hat der Posten sie nicht früher entdeckt? Ich kann mir darauf einfach keinen Reim machen. So will ich nun mal versuchen, ob ich von einer anderen Position aus etwas entdecken kann.

Damit verlasse ich die Stellung Buchholz. Zunächst besorge ich mir einen Karabiner und suche einen geeigneten Punkt. So warte

ich darauf, dass sich etwas bewegt. Endlich sehe ich ein sich bewegendes Schneehemd. Schuss! Habe ich getroffen? Ich weiss es nicht.

Aufgeregt kommt ein Landser gelaufen und ruft: «Buchholz ist verwundet!» Sofort renne ich zurück. Eine böse Ahnung kommt in mir hoch.

Mein Gott – Buchholz liegt auf der Deckung neben dem MG. Beide Beine sind unmittelbar unter dem Becken weggerissen.

«Hebt ihn herunter», sage ich mit fast abgeschnürter Stimme.

Da liegt Buchholz nun im Graben. Die Augen sind weit geöffnet – blass und blutleer. Das rohe Fleisch unterhalb des Beckens blutet nicht. Ich könnte heulen. Die beiden Kameraden stehen schweigend. Endlich fasse ich mich und fühle den Puls. Ein leichter Schlag ist spürbar. Ein Verband ist da mit unseren Mitteln nicht möglich, aber wohl auch ohne Bedeutung. Die blassen Augen sind starr.

«Bringt ihn in seinen Bunker.»

Ich will herausfinden, wie das passiert ist. Eine Möglichkeit wäre: Er ist wieder auf die Deckung gesprungen, hat eine Handgranate abgezogen, ist von einem Russen getroffen worden und auf die detonierende Handgranate gefallen. Das will ich untersuchen. Nachdem ich seine Kleidung geöffnet habe, entdecke ich zwei Zentimeter unter der linken Brustwarze einen roten Punkt. Damit ist meine Vermutung bestätigt. Buchholz wird sterben. «Buchholz, warum hast du nicht auf mich gehört?» flüstere ich. Und zu den Kameraden sage ich dann: «Lasst ihn hier in seinem Bunker sterben.» –

Nun sitze ich wieder auf meinem Beobachtungsplatz. Da sehe ich drei Russen auf ihre Stellung zugehen. Nur wenige Schritte – dann haben sie den Graben erreicht. Zwei stützen einen vermutlich verletzten Dritten. Warum schießt niemand auf sie? Ich auch nicht. Sollen sie den Verletzten in Sicherheit bringen. – Diese Entscheidung sollte ich noch bereuen, denn jetzt konnten sie Bericht erstatten.

## SCHICKSAL EINER GENERATION

---

«Buchholz ist tot. Er kam noch einmal zu Bewusstsein und sagte:  
,Grüsst meine Eltern und meine Schwester/ Dann war es vorbei.»

Dem berichtenden Kameraden ist anzumerken, dass Buchholz ihm ans Herz gewachsen war.

«Bringt ihn in den Reservebunker und gebt ihn nachher dem Verpflegungswagen mit.»

Noch am gleichen Abend sitze ich in meinem Bunker und schreibe an die Eltern von Buchholz, was eigentlich der Spiess mit der Schreibmaschine zu tun pflegt. Dabei kommt mir die Frage in den Sinn: «War Buchholz ein Held?»

## Der Postenklaus

**D**er 1. Weihnachtstag 1942 dauert noch an. Die leichte Schneedecke ist verschwunden. Mein Brief an die Eltern des gefallenen Gefreiten Buchholz ist fertig. Es ist jetzt nach MEZ 18.15 Uhr. Hier auf dem 45. Längengrad wird es immerhin zwei Stunden früher dunkel als in Berlin. Es wird Zeit, mal wieder etwas zu essen.

«Haben wir noch etwas von unserem Huhn?» frage ich den Funker.

«Aber natürlich. Wir waren ja sparsam.»

«Also, her mit dem Rest.»

So verzehren wir den nicht gerade üppigen Rest des Hühnchens. Zum Nachtisch naschen wir aus meinem Weihnachtspäckchen. Ich hatte nicht nur von meinen Eltern ein Päckchen bekommen, sondern auch von einem meiner früheren Lehrer und von einer Brieffreundin aus Bremen. Auf dem Tisch brennt eine Weihnachtskerze.

Propos «unbekannte Brieffreundin». Wie kommt man zu so etwas? In meinem Fall war es so: Im April 1941 wurde unser Bataillon in Malchin/Mecklenburg zum Bahntransport verladen. Die Fahrt ging über Bremen an die Kanalküste. Während der Fahrt durch Bremen und andere Orte warfen einige Landser den an einer Schranke stehenden Mädchen – mit einem Steinchen beschwert – ihre Adressen zu. So auch mein Kamerad Hanke. Eines Tages bekam er tatsächlich Post von einem unbekanntem Mädchen aus Bremen. Nachdem er den Brief gelesen hatte, sagte er zu mir: «Das ist nichts für mich. Die ist mir eine Nummer zu hoch.» «Dann übernehme ich», konnte ich nur antippen, nachdem ich den Brief gelesen hatte. So nahm ich die Korrespondenz auf, die mir in den restlichen Kriegsjahren viel gegeben hat. – Eine weitere Brieffreundin bekam ich durch ein Päckchen, dass an einen unbekanntem Soldaten geschickt

## SCHICKSAL EINER GENERATION



*Im sowjetischen Mörserfeuer durchschneiden feindliche Pioniere ein deutsches Stacheldrahthindernis.*

wurde. Auf diese Weise kamen viele Verbindungen zu Mädchen im Heimatland zustande. –

Der Vorfall vom Vormittag bereitet mir Sorgen. Das Unternehmen der Russen muss doch einen Sinn gehabt haben. Mich lässt der Gedanke nicht los, dass in dieser Nacht noch etwas passieren wird. So lege ich mich auch nicht schlafen, sondern bleibe wach und spitze die Ohren. Das Koppel mit der Pistole bleibt umgeschnallt. Die Pistole ist eine Mauser 7,65 Millimeter, die mir mein Vater aus seinem Besitz anlässlich meines Waffenschulabschlusses schenkte. Für den Kampf ist sie praktisch nicht zu gebrauchen, aber auch ich denke an die bekannte «letzte Patrone», die im Notfall mir selbst gehören soll, da ich vor einer russischen Gefangenschaft Furcht empfinde. Im Übrigen soll der Offizier die Soldaten führen und nicht selber schießen. Im Verlauf des Krieges wird sich aber auch für mich noch zeigen: Selbst ist der Mann!

Es geht auf Mitternacht zu. Eines meiner Maschinengewehre beginnt zu feuern. Nun, das ist nichts Aussergewöhnliches, denn die Landser schiessen sich gelegentlich Mut an. Doch plötzlich werde ich skeptisch. Das sind keine normalen Feuerstösse, sondern Dauerfeuer!

Verdammt – meine Vermutung war richtig. Das ist die Stellung Buchholz. Da gibt es keinen Zweifel. Ich renne den Graben entlang, nachdem ich den Funker geweckt habe.

«Was ist los?» flüstere ich dem Posten zu, der gerade das MG absetzt.

«Ich weiss nicht. Da knackte was.»

«Deshalb brauchen Sie doch nicht gleich den ganzen Kasten leerzuziessen. «

Da kommt auch schon S. angelaufen, der jetzt wieder Gruppenführer ist. Ihm befehle ich: «Holen Sie meine Leuchtpistole mit weisser Munition, aber schnell!»

Der Posten, ein langer dürrer Mann, und ich horchen. Es rührt sich nichts. Es ist stockfinster, und ich sehe nichts.

Endlich wird die Leuchtpistole gebracht. – Schuss! – Als die Leuchtkugel die volle Leuchtkraft entwickelt hat, brülle ich sofort: «Feuer!»

Der Posten schwenkt das MG hin und her. Sicher ist auch er beim Anblick der Lage zusammengefahren. Da liegt doch zwei Schritt vor der MG-Mündung ein Russe, schräg dahinter ein Zweiter und ein Dritter.

Ich klopfe dem Posten auf die Schulter. «Aufhören!»

Nun werfe ich wie am Vormittag eine Handgranate nach der anderen in verschiedene Richtungen. «Holt mehr Handgranaten!»

Da fällt mir ein, dass wir an den Zaun eine geballte Ladung gelegt haben, die mit einem Zugdraht verbunden ist. Also ziehe ich daran. Es rührt sich nichts. «Verdammt, die Burschen haben anscheinend den Draht an einen Pflock angebunden und damit ausser Funktion gesetzt.»

Wieder schiesse ich eine Leuchtkugel. Das Bild ist unverändert. Die drei Russen vor dem Zaun hat es natürlich erwischt.

Mir ist aber klar, dass jenseits des Zaunes das Gros der Angreifer liegt. Sie befinden sich dort, wie der Vormittag gezeigt hat, in guter Deckung. Trotzdem sage ich zum Posten: «Schiessen Sie in den Erdboden am Zaun. Die Querschläger werden ihnen die Hölle heiss machen.»

Der Posten, der inzwischen einen neuen Gurt in das MG gelegt hat, beginnt sein Feuerwerk. Hinter mir taucht Unteroffizier Benrath auf, den offenbar unsere Knallerei nicht bei seiner Gruppe hielt. In seiner trockenen Art fragt er: «Was ist denn hier los?» «Das will ich Ihnen zeigen», und schieße eine weitere Leuchtkugel ab.

Dass Benrath aus Hessen stammt, ist nicht zu überhören. Er hat eine bewundernswerte Ruhe an sich. Er vermittelt den Eindruck, als sei unser Tun nichts anderes als ein Handwerk. Angst kennt er nicht. So wundert es mich auch nicht, als er ganz trocken bemerkt: «Das muss ich mir anschauen.»

Schon springt er auf die Deckung. Mit ruhiger Stimme höre ich ihn sagen: «Der ist tot. Dem habt ihr ja fast den Hals durchgesägt. – Der ist tot und der auch.»

Verdammt, was hat der Mann für Luchsaugen. Das ist ja ein Teufelskerl. Für mich unbegreiflich ruft er plötzlich: «Pan komm – hahrosch Pan – komm!»

Kaum hat er das ausgesprochen, muss ich auch schon zur Seite hüpfen. Ein – zwei – drei Mann springen mich fast um.

«Mehr sind da nicht», sagt Benrath wieder ganz trocken und springt den Russen hinterher. «Die sassen rechts hinter dem Wall. Mehr hab ich nicht entdecken können.»

Ich bin einfach fassungslos. Eine solche Kaltschnäuzigkeit und ein so gutes Auge findet man nicht gerade häufig. Wenn er allerdings gewusst hätte, wie viele Russen noch hinter dem Drahtzaun lagen, hätte er die Bärenruhe sicher nicht gehabt.

«Herr Leutnant, Sie sollen den Kommandeur anrufen!» höre ich die Stimme des Funkers.

«Der Kommandeur muss sich gedulden. Ich habe keine Zeit. Sagen Sie ihm das. Nehmen Sie aber gleich die drei Gefangenen mit in

meinen Bunker. Sie gehen vorweg und Sie, Benrath, hinterher.»

Mir ist völlig klar, was sich hier abspielen sollte und was ein Knacks verhindert hat. Ich weiss deshalb, dass ein Gros Russen noch hinter dem Zaun liegt, soweit man überlebt hat. Noch ist also die Situation nicht bereinigt. Aus Verärgerung über das Misslingen des Unternehmens könnten die Russen noch ein Spielchen mit uns vorhaben. Also werfe ich noch einige Handgranaten, um die Russen abzuschrecken.

«So», sage ich zu dem Posten, «der Spuk wird ein Ende haben. Deshalb werde ich Sie wohl alleine lassen können. Sagen Sie Ihrer Ablösung, dass ab und zu ein Feuerstoss nicht schaden kann. Auf jeden Fall wachsam bleiben.»

Damit gehe ich in meinen Bunker. Die drei Gefangenen haben auf meinem Erdbett Platz genommen und lächeln mich freundlich an, als seien sie geladene Gäste. Der Funker drängt mich. «Sie sollen sofort den Kommandeur anrufen und ihm die Gefangenen schicken.» So ein Trottel! Warum hat er etwas von den Gefangenen gesagt?

So eilig habe ich es nicht. Erst möchte ich mir die Russen näher ansehen. Alle drei tragen dunkle Wattejacken und dunkelblaue Pelzmützen. Waffen und Munition tragen sie nicht bei sich. Dass sie dem Tode entronnen sind, scheint sie fröhlich zu stimmen. Und so sagt der eine gleich ungeniert zu mir: «Ich – Fahrer!» Die anderen beiden nicken zustimmend. Na, da schau her, was sich da drüben so herumgesprochen hat. Wo mag er nur die beiden deutschen Wörter gehört und gelernt haben? Jedenfalls begreife ich sein Anliegen sofort. Er möchte bei unserem Tross als Hiwi – als Hilfswilliger – arbeiten. Von den Kriegsgefangenen sind bereits mehrere als Hiwis eingesetzt. Sie haben ein besseres Leben als wir. Sie kriegen gut zu essen, pflegen die Pferde und ersetzen als Kutscher deutsche Soldaten, die an der Front benötigt werden.

Die drei Gefangenen scheinen nicht die Dümmeren zu sein. Die freundliche Art uns gegenüber lässt darauf schliessen, dass sie hier

aus dem Kaukasus stammen. Trotzdem glaube ich nicht, dass unsere Landser drüben in Gefangenschaft so kiebig sein dürfen. Offenbar haben die Russen eine bessere Meinung von uns als wir von der Roten Armee. Mir könnten sie schon als Hiwis gefallen, aber darauf habe ich keinen Einfluss. Sie werden erstmal beim General landen. Dort hält sich ein kaukasischer Leutnant auf, der als Dolmetscher fungiert. Dieser Leutnant ist ein prächtiger Bursche. Er hat bis vor einiger Zeit nachts vor der russischen HKL gelegen, um Gespräche abzuhören. Nun wird er unsere Gefangenen ausquetschen müssen, denn bei den Verhören will man viel Wissen aus den Leuten herausholen.

Ich beauftrage zwei Mann, die Gefangenen zum Kommandeur zu bringen. Alle drei verabschieden sich von mir mit fröhlichen Gesichtern und einem Handschlag. So marschieren sie in das Schicksal einer Gefangenschaft. Es heisst zwar: «Lever dood as Slaav», aber das sehen die drei wohl nicht so. Sicher ist auch, dass nicht jeder Kompaniechef sie so behandelt hätte.

Nun muss ich aber den Bataillonskommandeur Major Nickel anrufen. Kaum habe ich mich gemeldet, da donnert es auch schon los: «Na, das wird auch Zeit, dass Sie sich endlich melden. Warum sind die Gefangenen noch nicht hier? Die Division wartet schon auf sie.»

Sowas Dummes. Hätte der Funker bloss nichts gesagt. Nun bin ich der Prügelknabe. So ist das eben. Die Herren machen nach oben Kratzfuss, und nach unten schaffen sie Verdruss.

«Ich habe die Gefangenen in Marsch gesetzt», ist meine Antwort. «Sie werden gleich eintreffen.»

«Was war denn überhaupt bei Ihnen los?»

«Ach, anscheinend wollte man mir einen Posten klauen. Jedenfalls liegen drei tote Russen vor der MG-Mündung.»

«So – also – Sie schicken in einer Stunde einen Spähtrupp los, um festzustellen, ob mit einem weiteren Angriff zu rechnen ist.»

«Jawohl, Herr Major!»



*Eine Winterstellung in den Weiten Russlands.*

«Erstatten Sie mir dann Bericht. Ende!»

Peng – das war's! So ist das. Man bemüht sich, den eigenen Stall sauber zu halten, und der Dank sind barsche Töne; nur weil er es so eilig gehabt hatte, aufgrund der Mitteilung des Funkers gleich bei der Division die Glocke zu läuten. Und nun auch noch der Spähtrupp. Was soll das? Weiss der Kommandeur tatsächlich nicht, was der «Postenklaus» ist? Was heisst hier «neuer Angriff»? Gescheitert ist gescheitert. Die Russen haben solche Spezialisten doch nicht wie Sand am Meer.

Ja, wen schicke ich als Spähtruppführer los? Da fällt mir der Unglücksrabe S. ein. Er kann nun zeigen, dass er ein Frontsoldat geworden ist. Ich lasse ihn also kommen.

«S., wir sollen einen Spähtrupp nach vorne schicken. Da dachte ich an Sie als Spähtruppführer. Sie können sich drei Männer selbst aussuchen.»

«Danke, Herr Leutnant, ich freue mich, dass Sie mich ausgewählt haben.»

«Also, der Kommandeur will wissen, ob mit weiteren Angriffen der Russen zu rechnen ist. Sie gehen also bis auf zehn Meter an den Graben heran und bleiben dort liegen. Alle ziehen dazu den Mantel an und nehmen den Karabiner mit. In jede Manteltasche wird ein Magazin Munition gesteckt. Sonst nehmen Sie nichts mit – kein Koppel – kein Soldbuch. Die Taschen müssen sonst leer sein. Es darf nichts klappern. So, und kommen Sie um 2 Uhr 15 mit den drei Mann zu mir.» S. klappt die Hacken zusammen und geht.

So, nun beginnt ein grosser Aufwand. Die eigene Kompanie und die Nachbarkompanien müssen verständigt werden. Sie müssen auch das Kennwort erfahren. Vor allen Dingen darf in der Zeit nicht geschossen werden. Von dem gesamten Vorhaben müssen die Nachbarn Kenntnis haben.

Pünktlich um 2.15 Uhr stehen die vier Männer in meinem Bunker. So beginne ich meinen Monolog: «Vielen Dank, dass ihr euch freiwillig für den Spähtrupp zur Verfügung stellt. Also: Ihr werdet unseren Graben dort verlassen, wo der Russe angegriffen hat. Passt auf, dass ihr euch nicht im Stolperdraht verhakt. Den Zaun müsst ihr übersteigen. Dabei muss jeder jedem helfen. Aufpassen, dass ihr die Springminen nicht auslöst. Vorher werde ich eine Leuchtkugel abschiessen, damit ihr euch die Richtung einprägen könnt. Dann geht ihr bis auf Hörweite an den Graben der Russen. Dabei müsst ihr durch die Senke. Dann geht es bergan. Geht langsam, damit ihr nicht zu schnaufen anfangt. Am Ziel legt ihr euch hin und achtet auf jedes Geräusch und eventuelle Kommandos. Um 3.15 Uhr schiesse ich eine Leuchtkugel. S., Sie schauen sich um, damit Sie die Richtung des Rückwegs sehen. Dann geht ihr zurück. Solltet ihr mit Russen Berührung haben, bleibt ruhig liegen. Geschossen wird nur im Notfall. Die Parole lautet, Weihnacht'. Die Nachbarkompanien wissen das. Wenn ihr zurückkommt, ruft, ohne auf Anruf zu warten, das Kennwort – laut und deutlich. Nochmals – Vorsicht am Zaun der Springminen wegen. Hat noch einer eine Frage? – Nein? Dann also los.»

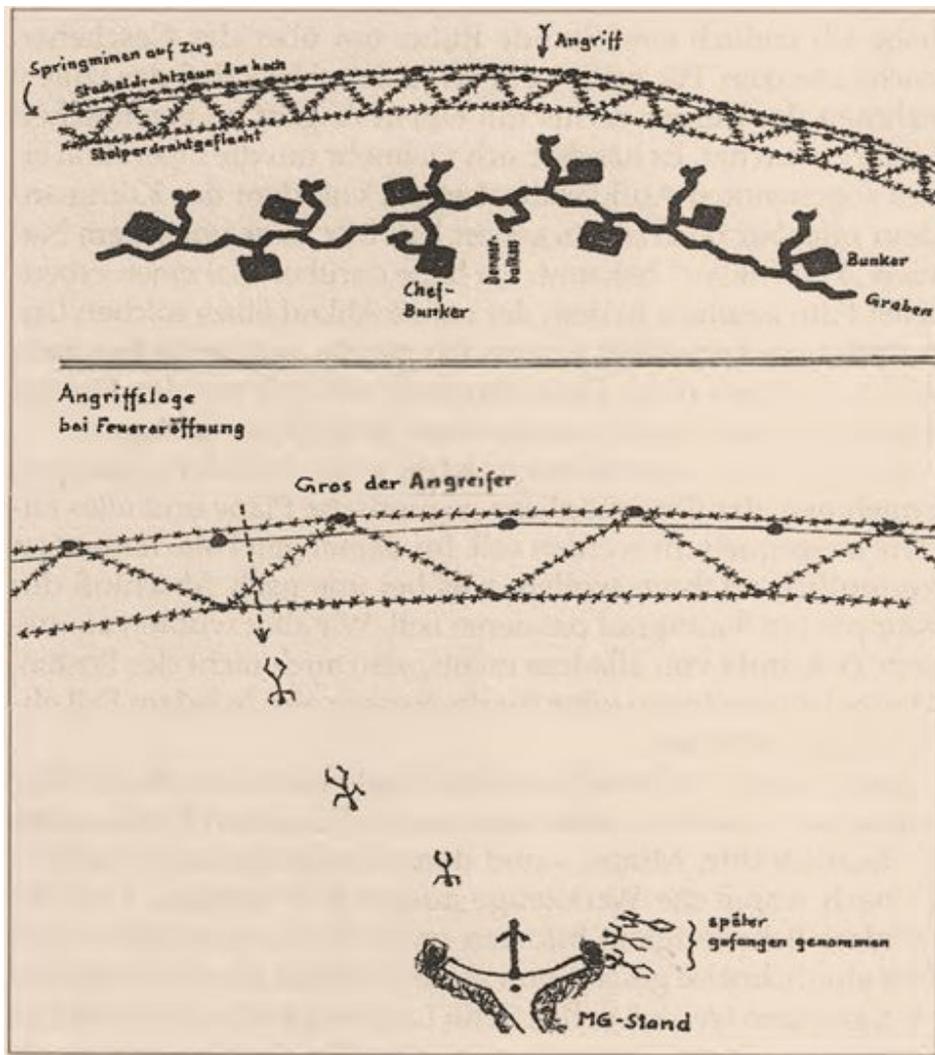
Die Männer machen alle einen fröhlichen Eindruck. Das beruhigt mich. Wir gehen in die Stellung, und ich schiesse die Leuchtkugel ab. Die Männer übersteigen den Zaun. Just in diesem Augenblick beginnt der Schiesser vom Dienst seine Nachtmusik. Das ist beruhigend, denn dann befindet sich im Vorfeld kein Iwan. Aber durch den Schreck legen sich die Männer gleich hinter dem Zaun auf den Bauch. Dann gehen sie ruhig weiter. Nun habe ich endlich eine Stunde Ruhe, um über das Geschehen nachzudenken. Für mich steht zweifelsfrei fest, dass das Unternehmen der Russen nichts mit einem Angriff im eigentlichen Sinne zu tun hat. Es handelt sich vielmehr um die Operation eines sogenannten Aufklärungstrupps, von dem der Kommandeur offenbar noch nichts gehört hat. Mir ist er unter dem Namen «Postenklaus» bekannt. Ich habe darüber mal einen erbeuteten Film gesehen, in dem der ganze Ablauf eines solchen Unternehmens dargestellt wurde. Ich glaube, auf deutscher Seite gibt es so etwas nicht. Das kann auch wirklich nur den Russen einfallen. Diese Naturburschen sind dafür besser geeignet.

Also: Ziel des Unternehmens ist es, einen Soldaten gefangenzunehmen, der über mögliche gegnerische Pläne und alles andere ausgequetscht werden soll. Im damaligen Falle hatte man vermutlich erfahren wollen, was bei uns nach Abschluss der Kämpfe um Stalingrad passieren soll. Wir aber wussten zu diesem Zeitpunkt von alledem nichts; also auch nicht der Posten. Dieses Unternehmen wäre für die Russen also in jedem Fall ohne Erfolg geblieben.

Zum Ablauf: Technisch versierte Leute haben durch das Vormittagsunternehmen alles über die vorhandenen Hindernisse – Stacheldrähte, Minen – und deren Beschaffenheit erfahren. Danach waren die Werkzeuge ausgewählt worden. Eine besondere Schwierigkeit bildeten wohl die Stolperdrähte, weil hier eine Schneise geschnitten werden musste, durch die der Posten gezogen werden sollte, denn Lautlosigkeit ist oberstes Gebot bei so einem Unternehmen. Aber Stacheldraht in dieser Vielzahl zu zerschneiden, ist ein Problem.

## SCHICKSAL EINER GENERATION

Die drei Mann, die Benrath gefangen hat, sind vermutlich als erste nach links vorgerobbt, um dort zunächst zu verharren. Dann ist der Leutnant durchgerobbt, der dann zwei Schritt vor dem MG lag. Er musste das dicke Tau mit der Schlinge mitschleifen, wobei die jetzt Gefangenen ihm behilflich waren. Bis zum Erfolg des Unternehmens waren, nach Lage beim Leuchtsignal nur noch wenige Augen-



*Angriff des Stosstrupps «Postenklaus».*

blicke nötig gewesen. Der Leutnant war kurz vor dem Ziel. Er musste jetzt nur noch aufspringen und die Schlinge des Taus im richtigen Augenblick blitzschnell über den Kopf des Postens legen. Die Hintermänner und das Gros hätten sofort kräftig anziehen müssen, denn die Erfahrung lehrt, dass das Opfer sofort in die Schlinge greift, um nicht zu ersticken. So wird es durch die Gasse gezogen. Einer bereitet das MG zum Transport vor. Der andere nimmt es mit und ein weiterer die Munition.

Ein einziger Knacks wenige Augenblicke vor dem Zuschlagen brachte vielen Soldaten auf russischer Seite den Tod. Das Feuern des Postens beruhte nur auf einem Verdacht. Ja, im Kriege sind Erfolg und Misserfolg immer mit Opfern verbunden.

Und eine solche Unternehmung kennt der Bataillonskommandeur nicht? Immerhin hat nun der Divisionskommandeur, Generalmajor Recknagel, das Vergnügen, gleich drei Gefangene ausquetschen zu lassen. Der russischen Seite aber ist das Vergnügen entgangen.

Es ist 3.15 Uhr. Die vereinbarte Leuchtkugel steigt hoch. Unruhig laufe ich im Graben hin und her. Wo wird der Spähtrupp landen? Endlich, nach einer halben Stunde, kommen sie mir im Graben entgegen.

«Wo seid ihr denn gelandet?» frage ich S. sofort.

«Bei der 7. Kompanie, aber es hat alles geklappt.»

«Na, dann kommt erstmal in meinen Bunker.»

Bei Kerzenlicht bekomme ich einen Schreck.

«Wie seht ihr denn aus? Eure Mäntel sind mit Blut beschmiert, als hättet ihr im Blut gebadet.»

Die Männer schauen an sich herunter und staunen selbst.

«Unser Blut ist das nicht!» frohlocken sie und lachen.

Einer hält eine russische Maschinengewehrtrommel in der Hand und ist stolz auf seine Beute. «Davon liegt eine ganze Menge herum.»

«Habt ihr tote Russen gefunden?» will ich wissen.

«Da lag alles Mögliche herum, aber Tote haben wir nicht gefunden.»

S. berichtet nun. Der Stolz darauf, dass er die Gruppe ohne Zwischenfall wieder heil nach Hause gebracht hat, ist seiner Stimme deutlich anzumerken.

«Das habt ihr prima gemacht», lobe ich. «Diese Nacht habt ihr natürlich wachfrei. Also, gute Nacht!»

S. freut es offensichtlich, dass ich ihn nie wieder auf sein Versagen in der ersten Nacht angesprochen habe. Er ist richtig glücklich.

Nachdem ich den Kommandeur unterrichtet habe, frage ich mich, wie wohl die Russen in der Finsternis die richtige Stellung gefunden haben, wenn mein Spähtrupp den gleichen Weg nicht zurückfand. Der russische Trupp am Vormittag muss also den Weg markiert haben. – Woher haben meine Männer nur das viele frische Blut an den Mänteln? Der eine sah wirklich so aus, als hätte er im Blut gebadet. Da fällt mir ein, dass der Spähtrupp sich wegen des Schiessers vom Dienst gleich hinter unserem Zaun hingelegt hat. Da muss also viel russisches Blut geflossen sein. O wie furchtbar. Was haben wir nur für ein Blutbad angerichtet! Ich muss den Russen Achtung zollen. Es war kein Schrei, kein Stöhnen zu hören. Jeden Toten und Verwundeten haben sie mitgenommen. Ganz unwillkürlich nicke ich bei meinen Gedanken anerkennend.

Hätten die Russen am nächsten Morgen einen kurzen Waffenstillstand erbeten, um auch die noch in der HKL direkt vor uns liegenden Kameraden zu holen, wäre ich einverstanden gewesen. So aber werden die Männer von unserem Tross beigesetzt.

Nachdem es endlich hell geworden ist, gehe ich in die umkämpfte Stellung. «Nanu? Was ist denn das?» staune ich. An einem Zaunpfahl prangt ein riesiger Strauss aus Grashalmen. Was mag das bedeuten? Eine Anerkennung für meinen Posten sicher nicht. Ist es ein Abschiedsgruss für die gefallenen Kameraden? Oder ist es lediglich

ein Kontrollzeichen, damit sie sehen konnten, dass sie an der richtigen Stelle gewesen sind? Donnerwetter! Das waren wirklich Spezialisten.

Leider habe ich nie gehört, ob ein solches Unternehmen noch jemals anderswo versucht worden oder geglückt ist.

Der Mann, dessen Aufmerksamkeit das Scheitern des Unternehmens zu danken ist, steht zufällig wieder auf Posten.

«Na – haben Sie mal darüber nachgedacht, wo Sie jetzt wären, hätte das Vorhaben der Russen geklappt?» frage ich ihn.

«Ja, da wäre ich sicher im Himmel!»

«Irrtum! Sie sässen einem Kommissar gegenüber und würden ausgehört.» Dann erkläre ich ihm, was die Russen mit ihm vorhatten. Da fasst er sich intuitiv an den Hals, als spüre er die Schlinge.

Ich klopfe ihm auf die Schulter und füge hinzu: «Sie sehen ja, die Russen haben Ihnen einen prächtigen Gräserstraus als Anerkennung für Ihre Aufmerksamkeit gebracht. Hoffentlich welkt er nicht so schnell!»

## Kaukasus ade!

**E**in Marsch von etwa 1.000 Kilometern Wegstrecke liegt hinter uns. Der Rückzug von der Terekfront begann um 0 Uhr des 1. Januar 1943, also in der Silvesternacht. Seit diesem Tag ist ein Monat vergangen. Wir haben den Ort Bataisk, etwa fünf Kilometer südlich der Stadt Rostow am Don, erreicht. Es ist ein dichtbesiedeltes und langgestrecktes Dorf mit zwei parallelen Dorfstrassen. Die einstöckigen Häuser sind mit Holz verkleidet. Alles macht einen sauberen Eindruck. Es scheint hier – nahe am Don – ein gewisser Wohlstand zu herrschen. Anscheinend übt auch die Stadt Rostow mit ihrer Industrie einen nicht unerheblichen Einfluss aus. Durch den Ort führt die Bahnstrecke Rostow am Don nach Mosdok am Terek, die in etwa unserem Marschweg entspricht. Auf dem Bahnhofsgelände stehen lange Reihen von Güterzügen der Deutschen Reichsbahn, aber es fehlen die Lokomotiven. Die Güterwagen seien nicht entladen und deshalb noch mit Verpflegungsnachschub gefüllt, wie man so hört.

Das Gebiet zwischen Schwarzem Meer und Kaspischem Meer, das wir nun vom Gebirge bis zum Don durchstreift haben, machte auf unserem Marschweg einen recht armseligen und auf weiten Strecken einen toten Eindruck. Auf dem Mittelrücken zwischen den beiden Meeren gibt es nur eine sehr dünne Besiedlung. Es liegen wenige Dörfer am Wege. Zum grossen Teil gleicht die Landschaft dort einer Steppe. Sie grenzt ja auch an die Salzsteppe am Kaspischen Meer. Der Küstenstreifen am Schwarzen Meer ist dagegen fruchtbar. Dort wird sogar Wein angebaut. Wir berührten auch das Kubangebiet. Dort «durchwanderten» wir grosse Waldungen. Wir wunderten uns, dass dort einige Truppenverbände liegenblieben, denn von der Bildung eines Kuban-Brückenkopfes hatte niemand gesprochen.

## UNSER FELDZUG IM OSTEN – KAUKASUS ADE!

---



*Nach jahrelanger Unterdrückung durch das Sowjetregime empfanden viele Karatschaier, eine turksprachige Ethnie des Kaukasusgebietes, den Einmarsch der Deutschen als Befreiung und schlossen sich ihnen an.*

Die Bevölkerung, die wir auf unserem Marschweg antrafen, war zumeist auffallend herzlich und auch gastfreundlich. Obwohl die Leute wohl mutmassten, dass am jeweils folgenden Tage die russischen Truppen Einzug halten würden, wurden wir vielfach mit Brot und Salz empfangen. Am Kuma zum Beispiel, wo wir für einige Stunden Stellung bezogen, bereitete eine Frau extra für mich eine Art Kartoffelkuchen. Dabei hatte ich nicht den Eindruck, dass ihr Handeln einem Angstgefühl entsprang.

In vielen Häusern – meistens nur einfache Lehmhütten – fand man einen Hausaltar mit geschmückter Ikone und einem Kruzifix. Typisch für diese Gegend sind die Lehmöfen als Kochstelle und Wärmequelle. In der waldlosen Gegend ist allerdings das Brennmaterial knapp. Vielfach nimmt man einfach das Steppengras. Die Öfen sind etwa 1,80 Meter hoch und breit. Die Feuerstelle entspricht einem offenen Kamin. Der ganze Koloss wird gut durchwärmt. Dennoch schlafen die Leute im Winter darauf in ihren Wattejacken. Es bietet schon ein fremdartiges Bild, wenn man die Leute dort wie die Heringe liegen sieht. Auch ich probierte es einmal, aber nie wieder. Am nächsten Tag war ich von der Wärme wie erschlagen.

Trotz der Einöde fällt mir der Abschied vom Kaukasus schwer. Das mag wohl an den freundlichen Menschen liegen. Manchmal wurden wir wie Freunde des Hauses aufgenommen. Wir saßen mit den Hausbewohnern an einem Tisch und löffelten mit Holzlöffeln aus einer gemeinsamen Schüssel. Mit Händen und Füßen verständigte man sich. Gelegentlich fand man auch Leute, die recht gut Deutsch sprachen. Die hatte es wohl aus deutschen Siedlungen dorthin verschlagen. Eindeutig feindselige oder abweisende Leute traf man nur selten. Beim Marsch durch Dörfer kam es aber schon mal vor, dass ein Landser ein Huhn «abschoss» oder auch Kartoffeln klaute. Nun, der Hunger trieb manchen dazu, denn die bespannten Trosse waren uns weit voraus.

Jetzt stehen wir am Tor zur Ukraine, der Kaukasus liegt hinter uns. Hier in Bataisk haben sich die Einheiten der 111. Infanteriedivision, oder was davon noch übriggeblieben ist, zusammengefunden. Die Regimenter werden neu geordnet. Es muss grosse Verluste gegeben haben. Jetzt gibt es nur noch das Infanterieregiment 50 und Infanterieregiment 117. Ich gehöre jetzt zu dem Infanterieregiment 50. Zu meinem Leidwesen werde ich Oberleutnant H. zugeteilt, zu dem Bataillonskommandeur Nickel immer noch kein Vertrauen zu haben scheint. Mit Recht, denn jener kümmert sich wenig um die Soldaten in seiner Obhut.

Schon während des Rückzuges bin ich einmal auf Oberleutnant H. getroffen. Mit vierzig Mann marschierten wir quer durch die Landschaft immer in Richtung Norden. Es war eine kalte und dunkle Nacht. Als es hell wurde, hörten wir hinter uns Gefechtslärm. Panzerkanonen donnerten. Das Dorf, in dem geschossen wurde, lag in einer Mulde, so dass wir nicht erkennen konnten, was dort geschah. Dank H.s schlechtem Orientierungssinn waren wir dicht an dem Dorf vorbeimarschiert. Das war aber unser aller Glück, denn dadurch sind wir dem Debakel entronnen. Nun sahen wir aus der Mulde ein Gespann mit Feldküche auf uns zu kommen. Der Fahrer peitschte auf die Pferde ein. Bei uns hielt das Gespann. Der Fahrer sprang vom Bock und schaute nach den Pferden. Eines hatte im Brustfleisch einen Durchschuss. Diese schweren Belgier sind aber hart im Nehmen, sie haben den Feldzug von Anfang an mitgemacht.

Aufgeregt erzählt nun der Fahrer, was geschehen war: «Die Trossfahrzeuge standen auf der Strasse abmarschbereit, als plötzlich Panzer mit aufsitzender Infanterie ins Dorf fuhren. Sie ballerten gleich in die Menge. Alles flog durcheinander. Meine Pferde wurden wild, aber ich konnte gerade noch auf den Bock springen. Der Koch schaffte es nicht mehr. Die Pferde waren nicht zu halten. O mein Gott, der ganze Regimentstross ist futsch!» Der Fahrer war dem

Heulen nahe. Er fluchte, weil sein Freund, der Koch, es nicht mehr geschafft hatte. «So eine Scheisse!»

Wir sahen niemanden mehr aus der Mulde kommen. Ein Eingreifen unsererseits wäre Selbstmord gewesen. Ausser Karabinern hatten wir keine Waffen zur Hand. So gingen wir mit der Feldküche in Richtung Norden, wo wir auf ein weiteres Dorf stiessen. Dort angekommen war die Suppe in der Feldküche fertig zubereitet, und wir konnten endlich einmal nach langer Zeit etwas Warmes essen. Da fiel mir natürlich der Spruch ein: «Den een sien Dod, is den annern sien Brot!» Aber hier klingt der Spruch grausig. – Zum Glück konnte ich bei einer Pioniereinheit noch Brot und Wurst für unser Häuflein ergattern.

So waren wir wieder einmal davongekommen. «Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten.» Bei Eis und Schnee war uns der Russe ständig auf den Fersen. Die Körperkräfte waren erschöpft. Man befand sich in einem Trancezustand. Deshalb habe ich auch nur Bruchstücke dieses entsetzlichen und langen Rückzuges im Gedächtnis behalten können. Oft dachte ich daran – wie auch andere Kameraden –, einfach liegenzubleiben. Man wäre schnell erfroren, noch bevor der Iwan zum Genickschuss hätte ansetzen können. Wie viele tatsächlich liegenblieben, ist nicht abzuschätzen. Helfen konnten wenige, weil jeder froh war, sich selbst gerade noch auf den Beinen halten zu können. Dazu kam die «Schieteritis», die auch an den Kräften zehrte. So gibt die Erinnerung an den Rückzug nur ein verschwommenes Bild wieder. Die Strapazen haben das Geschehen überdeckt. –

Hier in Bataisk bezieht unsere Kompanie abseits des Dorfes Quartier. Die aufgestaute Müdigkeit lässt alle Gefahren vergessen. Was soll hier schon passieren. Die 7. Kompanie hat ja Wache am südlichen Dorfrand bezogen. Doch wie sich jetzt zeigen soll, sind auch sie übermüdet.

Wir werden durch eine Knallerei geweckt. Es ist bereits heller Tag. In Eile machen wir uns fertig und rennen ins Dorf. Dort treffen wir auf den Bataillonskommandeur, Major Nickel.

«Der Russe ist in das Dorf eingebrochen», berichtet er aufgeregt. «Sie müssen hier sofort abriegeln.»

Damit verschwindet er wieder. An einer Querstrasse beziehen wir Stellung. Die Knallerei hat aufgehört. Vor uns ist kein deutscher Soldat zu entdecken. Gelegentlich taucht ein Russenkopf auf. Keiner weiss, was hier gespielt wird. Zivilisten, die am Vortage die Eisenbahnwaggons fleissig geplündert haben sollen, sind auch nicht zu sehen. Sie sind wohl in die Keller geflüchtet, und einige von ihnen sind vermutlich auch bewaffnet. Ich kann mir aber nicht denken, dass wir von seifen der Zivilisten etwas zu befürchten haben. Sie haben sich ja bisher neutral verhalten.

Nach etwa einer halben Stunde lässt sich der Kommandeur wieder sehen. Nun erklärt er uns, was geschehen ist: «Die 7. Kompanie hatte den Auftrag, den Südrand des Dorfes abzuriegeln. Wie mir jetzt bekannt wurde, hatten die Soldaten aus den Eisenbahnwaggons alkoholische Getränke geholt, und vermutlich haben sie tief und fest geschlafen. Jedenfalls konnte der Russe während der Nacht ins Dorf einsickern. Die 7. Kompanie scheint aufgerieben zu sein. Der Kompaniechef allerdings lebt noch. – Ich habe meinen Gefechtsstand verlassen müssen. Das ganze Kartenmaterial und alles andere ist dageblieben. Ausserdem lagern dort auch noch die MG 42, die angeliefert wurden.» Wir, die Offiziere der 5. und 6. Kompanie, schauen uns verblüfft an. Da werden die neuentwickelten Maschinengewehre geliefert, aber nicht sofort verteilt. Na, wenn die Russen die Dinger finden, schlagen sie uns mit unseren eigenen Waffen.

Der Major fährt fort: «Ihre beiden Kompanien werden einen Gegenstoss machen. Dazu erhält jede Kompanie ein Sturmgeschütz. Um 10 Uhr startet der Gegenstoss. Bis dahin sind die Sturmgeschütze hier. Sie gehen bis zur zweiten Querstrasse hinter den alten Gefechtsstand vor. Dort bilden Sie eine HKL. Also – Hals- und Beinbruch!»

Der Chef der 6. Kompanie und ich einigen uns. Er nimmt die östliche und ich die westliche Dorfstrasse. So warten wir auf die Sturm-



*Sturmgeschütze, ursprünglich zur Unterstützung der Infanterie vorgesehen, bewähren sich nach Umrüstung hervorragend bei der Vernichtung der sowjetischen T-34.*

geschütze. Inzwischen sehe ich den Chef der nicht mehr existierenden Kompanie auf offener Strasse stehen und den Gegner erwarten. Damit ist mir klar, dass er nun seinen toten Soldaten folgen will. Er ist sicher zehn Jahre älter als ich.

Die Sturmgeschütze rollen an. Der Kommandant des mich begleitenden Fahrzeuges, ein Leutnant, springt heraus und begrüsst mich.

«Ist der Auftrag klar?» frage ich ihn.

«Alles klar - von mir aus kann's losgehen.»

Das zweite Fahrzeug steht in der Nebenstrasse. Ich gebe das Startzeichen.

Wir halten uns dicht an den Zäunen der Höfe. Das Sturmgeschütz rollt mitten auf der Strasse. Es bleibt immer in meiner Höhe. Das ist verständlich, denn ein Sturmgeschütz hat keinen Turm und ist oben offen. Ich sehe, wie das Scherenfernglas hin- und hergeschwenkt

wird. Plötzlich: Schuss! Eine 7,5 cm-Granate jagt durch die Luft. Der Einschlag liegt etwa hundert Meter weit vor mir im Zaun. Da war also etwas.

Endlich lugt der Kommandant einmal aus seinem Panzerhaus. Ich winke ihm, dass ich die Höfe durchsuchen will und er halten soll. Gerade von den Höfen können uns Gefahren drohen, denn rechts der Strasse ist im Moment freies Gelände. Die Landser folgen mir auf die Höfe. Das Bild, das sich mir bietet, verschlägt mir den Atem. Vor einem Hauseingang liegt verstreut eine ganze Gruppe deutscher Soldaten. Sie tragen keine Stiefel und keine Jacken. Offensichtlich wurden sie im Schlaf überrascht. So wie sie aus dem Haus liefen, wurden sie abgeknallt.

«Beobachtet genau Fenster und Türen!» rufe ich den Landsern zu.

Auch vor anderen Hauseingängen liegen deutsche Soldaten. In den Zimmern, die ich durchsuche, erkennt man, dass die Soldaten nur aufgesprungen und davongerannt sind. Warum? Die Fensterläden sind noch geschlossen. Hat die Dunkelheit sie irritiert?

Verdammt! Ausgerechnet jetzt drängt mein Dünnschiss. Die Winterbekleidung, die ich mir gestern organisiert habe, ist kompliziert auszuziehen. Ich schaffe es nicht mehr. Das bisschen Darminhalt läuft wie Wasser in die Unterhose. Ein Abprotzen hätte mich ohnehin in Gefahr gebracht. So muss ich mich damit abfinden. Der Angriff muss weitergehen.

Da ist die Stelle, auf die das Sturmgeschütz geschossen hat. Ein zeretzter Mann in Steppjacke hängt im Staket. Wir kehren zur Strasse zurück, und das Sturmgeschütz rückt auf. Ab und zu bellt das Geschütz. Der Grund ist für mich nicht immer ersichtlich. Doch nun sehe ich einen russischen Panzer über die sehr breite Strasse rasen. Entfernung: Nur 300 Meter. Schuss! Das Sturmgeschütz trifft ihn noch eben vor einem Haus, wo er Deckung gefunden hätte.

«Donnerwetter, das ist gekonnt», murmele ich. Die Burschen verstehen ihr Handwerk. Das gibt uns allen ein Gefühl der Sicherheit.



*Deutscher Landsers nach Jahren des entbehrungsreichen Kampfes.*

So rücken wir peu à peu weiter vor. Endlich entdecke ich in einer Seitenstrasse den Stander des alten Gefechtsstandes. Ich warte, bis die Nachbarkompanie aufgerückt ist. Dann winke ich mit dem Stander den anderen zu.

Weiter geht's. Dank des Geschützes erreichen wir ohne Verluste unser Ziel. Dem Kommandanten des Sturmgeschützes rufe ich ein «Danke!» zu. Sogleich fährt das Geschütz rückwärts davon. Wir beziehen Stellung.

Zwei Landsern gebe ich den Auftrag, eines der neuen Maschinen-

gewehre mit Munition zu holen. Dieses MG 42 mit seiner enormen Schussfolge kenne ich bereits. Da ich in Taganrog bei der Führerreserve selbst damit geschossen habe, weiss ich, wie schwer es in der Schulter zu halten ist. Als der Gefreite mit dem MG zurückkommt, baut er es auch gleich auf. Ein Ziel habe ich ausgemacht, was ich dem Gefreiten nenne. Die Handhabung fällt ihm nicht schwer, denn es entspricht im Prinzip dem MG 37. Allerdings warne ich ihn; er möge das MG fest in die Schulter einziehen. Der erste Feuerstoss bestand nur aus drei Schuss. Der Landsers konnte das MG nicht festhalten. Prompt folgt: «So eine Scheisse!» Da kann ich mir ein leises

Lachen nicht verkneifen. Beim nächsten Feuerstoss klappt es schon besser. Die Russen scheinen von diesem neuen Mordwerkzeug schockiert zu sein, denn sie schweigen.

Plötzlich schreit der MG-Schütze auf und greift zum Bein. Der Iwan war böse geworden und hat ihm ein Explosivgeschoss ins Bein verpasst. Wieder einmal zeigt sich, die Russen haben ausgezeichnete Scharfschützen. Meistens schießen sie mit Explosivgeschossen. Die Dinger detonieren beim Aufprall und reißen furchtbare Wunden. Am Leib und Kopf bedeuten sie den sicheren Tod. Ein weiteres Feuergefecht will ich nicht provozieren.

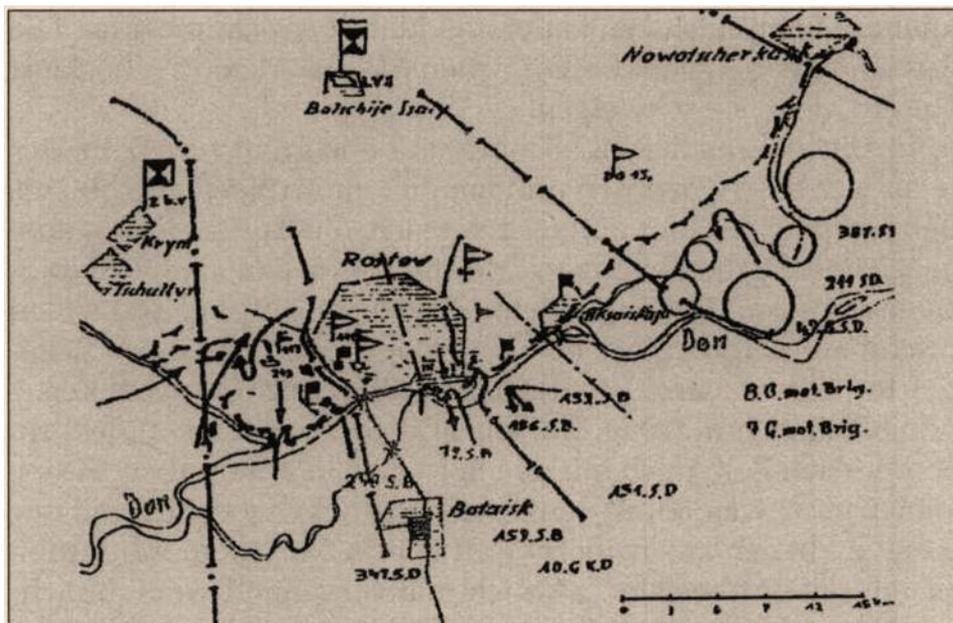
So bleibt es nun ruhig. Russen sind auch nicht zu entdecken. So finde ich Zeit, mich mit den Soldaten zu unterhalten. Sie erzählen gern, was sie auf dem Rückzug erlebt haben. Es sind nur wenige, die ich aus früherer Zeit kenne. Vor allem schimpfen sie auf die Zahlmeister. «Als ich mal versprengt war», berichtet einer, «da wollte ich in einem Verpflegungslager etwas zu essen haben. Doch der Zahlmeister hielt mir die Pistole unter die Nase. Wenige Tage später hat er den ganzen Laden in Brand gesetzt – dieses Schwein.»

Ein anderer erzählt: «Hier in Bataisk wurden gestern ein Leutnant und zwei Mann gerichtet, weil sie Schokolade aus einem Eisenbahnwagen, der ohne Lok herumsteht, geholt haben. Dabei haben sich die russischen Zivilisten zentnerweise Zucker genommen. Aber denen wurde kein Haar gekrümmt.»

Ja, irgendein Fanatiker soll das Strafgesetz «Plünderung» selbst in dieser Lage angewendet haben? Es ist einfach nicht zu begreifen.

In der Gegend von Miralnyje Wody habe ich einmal auf freier Strecke – etwa 300 Meter weit von der Rollbahn entfernt – Eisenbahnwagen in einer Länge von fast einem Kilometer stehen sehen, natürlich ohne Lok. Noch nicht entkräftete Landser liefen dorthin und nahmen, was sie tragen konnten. Darin lag alles – so berichteten sie –, was wir in der HKL vermissten; zum Beispiel Winterbekleidung, Schokolade, Likör, Zigaretten aller Sorten, Bohnenkaffee, und sogar

## SCHICKSAL EINER GENERATION



*Bataisk-Rostow, Lage am 8. Februar 1943. Kuss' 5. Kompanie  
bezieht Stellung östlich der Eisenbahnbrücke.*

eine Menge Bonbons in Dosen. Leider fühlte ich mich zu schwach, um dort zu plündern. Wir fragten uns natürlich, für wen die Leckerereien wohl bestimmt gewesen waren. Versickerte alles bei den Stäben und bei den Nachschubeinheiten? Zahlmeister hatten die Verwaltung. Waren sie korrupt? Wie gerne hätten wir hungrigen Seelen mal etwas Schokakola zur Auffrischung gehabt. Ja, die feisten Zahlmeister waren die bestgehassten «Kameraden». Selbst unser Bataillonszahlmeister hat sich einmal unverständlich benommen. Nach Beginn des Rückzuges hatten wir neun Tage lang keinen Verpflegungswagen gesehen. Als ich dann den Tross endlich mal erwischte, erbat ich vom Zahlmeister für hungernde vierzig Mann Verpflegung. Nach viel Rederei stellte er mir ein Fahrzeug zur Verfügung, aber wir durften nur für zwei Tage Verpflegung mitnehmen. Ausserdem wünschte er eine Bescheinigung über die Menge. Ich nahm

das Fahrzeug mit und sagte dann, angekommen bei meinen Landsern, nur ein Wort: «Ausräumen!» Jeder steckte sich die Taschen voll und nahm, was er tragen konnte. Dem Fahrer rief ich zu: «Schönen Gruss an den Herrn Zahlmeister. Eine Bescheinigung kann er selbst schreiben.» Der Fahrer mit seinem Hiwi zog von dannen. Apropos Hiwi! Solche Burschen sah ich einmal vor einem Butterfass schwelgen. Kein Wunder, dass meine Gefangenen am Terek gerne Fahrer bei uns werden wollten. Sie hatten wohl von dem Schlaraffenland für «Hiwis» gehört...

Es ist derweil dunkel geworden. Der Iwan könnte uns jetzt überraschen. So leid es mir tut, muss ich befehlen, ein Haus vor uns in Brand zu setzen. Zwar kokelt es im Hause nur etwas, aber es genügt zur Ausleuchtung.

Um Mitternacht erreicht mich der Befehl zum Absetzen um 5 Uhr. Inzwischen erfahre ich, dass der Chef der 7. Kompanie gefallen ist. Also hat er den Tod gesucht und auch gefunden. Zur angegebenen Zeit verlassen wir als Letzte das Dorf Bataisk und marschieren in Richtung Rostow. Bei Tageslicht erreichen wir den hier recht breiten Don, der mit einer dicken Eisschicht bedeckt ist. So könnten wir auch über das Eis in die Stadt gehen, benutzen aber die von den Pionieren im Vorjahr erbaute Holzbrücke. Nun sind wir also in der Stadt, von der mir ein Onkel mütterlicherseits schon viel erzählt hat. Er war hier im Ersten Weltkrieg in Gefangenschaft und hat in einer Werft am Don als Ingenieur gearbeitet. Er entschloss sich, zu fliehen. Allen Strapazen trotzend erreichte er nach vielen Monaten Petersburg, von wo aus er mit falschem Pass nach Schweden übersetzte. Eine fast unglaubliche Geschichte eines flüchtenden Kriegsgefangenen.

Inzwischen haben wir auch von Stalingrad und den dortigen Kämpfen erfahren. Jetzt erst wissen wir, dass wir den Kaukasus räumen mussten, um nicht bei einem russischen Vorstoss von Stalingrad aus von der deutschen Front abgeschnitten zu werden.

Hier in Rostow werde ich zunächst an der Eisenbahnbrücke, der Nahtstelle zur Nachbardivision, eingesetzt. Mein Versuch, Verbindung zum Nachbarn aufzunehmen, gelingt jedoch nicht.

Kein Soldat weit und breit. Auch meine Meldung darüber ändert den Zustand nicht. Am nächsten Morgen bekommen wir die Quittung. Die Russen sind über das Eis in die Stadt eingedrungen. In dieser Lage bewährt sich wieder mal mein treuer Unteroffizier Benrath, der erneut zu mir gefunden hat. Er entlockt den Russen Feuerstöße. So entdecken wir, dass sie in den Häusern auf der anderen Seite des Bahndamms stecken. Bei dieser Knallerei verliere ich zwei meiner Männer. Einer wird wahrscheinlich noch angetrunken gewesen sein, denn er hatte, wie er mir noch beichtete, während der Nacht die Flasche Wermut, die ich in einer Kiste zusammen mit Wurst auf dem zugefrorenen Don gefunden hatte, ausgetrunken.

In dieser Lage bekomme ich den Befehl, die 6. Kompanie zu übernehmen. Es fällt mir besonders schwer, mich von Benrath zu trennen. Er war wohl der verlässlichste Soldat, den ich kennengelernt habe. Er muss nun die Suppe hier allein auslöffeln. «Des schaff' ich schon», sagt er, als ich mich von ihm verabschiedete. Nun muss ich wieder mal das Gestänge in einem Dock durchklettern.

Im Abschnitt der 6. Kompanie ist alles ruhig. Der Kompaniegefechtsstand liegt in einem Haus am Hang zum Don. Von hier aus habe ich einen weiten Blick über den Don bis nach Bataisk. Funker und Melder sind prächtige Kerle. Der Melder bietet sich gleich als Putzer an. Einen sogenannten Putzer habe ich bisher nicht gehabt. Hier soll sich aber zeigen, dass so ein Mann nützlich sein kann. Er bereitet mir warmes Wasser. Endlich kann ich mich nach dem langen Rückmarsch aus dem Kaukasus gründlich reinigen und rasieren. Er besorgt mir auch neue Wäsche. So bin ich nun wieder ein Mensch.

Es ist ein Glück, von der Eisenbahnbrücke weggekommen zu sein, denn ich stelle fest, dass sich am Unterleib und an den Beinen Eiterflechten angesiedelt haben. Der Bursche, wie der Putzer auch genannt wird, weiss Rat. Er bewickelt mich mit Mullbinden. Eine Ver-

eiterung an den angefrorenen Zehen ist zwar fast abgeklungen, aber auch die behandelt er mit Geschick.

Der Spiess besucht mich, seinen neuen Chef, noch im Laufe des Tages. Er ist ein Prachtkerl. Wie er sagt, hat er sich beim Rückzug Gelenkrheuma zugezogen und leide unter erheblichen Schmerzen. Ja, da hat sich so mancher etwas eingefangen. Der Spiess bringt für die Kompanie auch Verpflegung mit. Endlich scheint sich mal wieder jemand um die Kompanien zu kümmern. Das ist leider nicht immer der Fall. Nach all dem Durcheinander während des Rückzuges habe ich das Gefühl, wieder eine richtig intakte Kompanie gefunden zu haben.

Wenn es dem Esel zu wohl wird, geht er auf's Eis. Eine alte Weisheit. So komme ich auf die Idee, mir aus dem Nachbarhaus das Klavier herüberbringen zu lassen. Vier junge und kräftige zivile Russen, gut gekleidet, schleppen das Klavier ins Haus. Just über dem neuen Standplatz hängt ein Hitlerbild mit kyrillischen Buchstaben darunter. Ich frage die jungen Russen, wie der Text wohl lautet. Mit Pathos übersetzt der eine: «Hitler – unser Befreier.» Ich glaube ihm sein Pathos nicht. Weiss der Teufel, wer hier das Bild aufgehängt hat. Die vier Russen machen einen sehr gepflegten Eindruck und sind aufgeweckte Männer. Offenbar sind sie mit den Deutschen fraternisiert, denn viele Ukrainer sind, wie auch die meisten Kaukasier, unsere Freunde.

Nun sitze ich am Klavier und übersehe, dass das Fenster weit offensteht. Ich spiele einige Schlager, die ich auswendig spielen kann. Die Klänge überfliegen den Don und den Bahndamm. Die Antwort ist eine Panzergranate, die hinter mir das Haus durchschlägt. Zum Glück ist es eine Stahlkerngranate. Ja, das war ein kurzes Konzert. Schade, dass es den Russen nicht gefällt, aber russische Lieder kann ich nicht auswendig spielen.

Kurze Zeit später ruft jemand: «Die Russen kommen!»

Ich schaue aus dem Fenster. Tatsächlich! Sie kommen über den Bahndamm und laufen auf den Don direkt auf der Höhe meines Kompanieabschnitts zu. Sofort laufe ich in die erste Etage des Hau-



*Wartung eines DO-Werfers.  
Die sechsrohrigen «Nebelwerfer»  
können sechs 150 mm-Raketen  
hintereinander abschiessen.*

ses, wo sich ein vorgeschobener Beobachter – ein VB – der Artillerie einquartiert hat. Na, wenn man einen so seltenen Gast im Hause hat, dann soll er auch eine Aufgabe bekommen.

«Können Sie etwas dagegen tun?» frage ich ihn und zeige auf die angreifenden Russen.

Der VB schaut sich die Sache an und gibt sofort über Funk seine Kommandos. Ein Probeschuss rauscht über uns hinweg. Dann folgt eine Salve. Plötzlich gehe ich fast in die Knie. Ein höllisches Geheule fegt über uns hinweg. Der VB grient und sagt trocken: «Das sind unsere

Do-Werfer!» Meine Güte, machen die ein Geheul. Zwar weiss ich um ihre Existenz, aber erlebt habe ich sie noch nie. Man nennt die Geschütze, was sie eigentlich nicht sind, Nebelwerfer. Sie sind eine Weiterentwicklung des Granatwerfers. Donnerwetter, wenn die einschlagen, dann wackelt aber die Wand. Natürlich sind auch die Russen verschreckt und laufen, sofern sie noch können, über den Bahndamm zurück. Wir haben wieder Ruhe.

Es ist schon erstaunlich, dass hier die Artillerie schießt, wenn sie angefordert wird. Das war in der Terekstellung nicht so. Da wurde lakonisch nur geantwortet: «Wir können unsere Stellung nicht ver-

raten.» Was sind wir Infanteristen doch für arme Seelen – unsere Stellung kennt jeder Iwan.

Fünf Tage haben wir Rostow verteidigt, aber nun heisst es wieder Abschied nehmen. Eine neue Front wird zwischen Rostow und Taganrog am Asowschen Meer gebildet. Die Stellungen sind schon ausgebaut, denn hier war im Jahr 1942 die Ausgangsstellung zum Angriff auf das Kaukasusgebiet. Hier sollen wir endgültig bleiben. Man nennt diese Linie nach dem nahegelegenen Fluss «Miusfront».

Obwohl mein Bursche sich rührend um mich kümmert, kann ich die fortschreitende eitrige Masse an meinem Körper nicht mehr ertragen. Liegen kann ich schon gar nicht mehr. Schweren Herzens suche ich den Bataillonsarzt auf. «Ab ins Lazarett!» ist die einzige Antwort. Das gefällt mir nicht, denn in dieser Kompanie habe ich nette Kameraden gefunden. Mein Bursche jammert am meisten. Er wolle mich doch gerne weiterhin versorgen, meint er. Nun, es hilft ja nichts. Auch den Spiess, der so fürsorglich ist, verlasse ich ungerne. Aber bei ihm gehe zum Abschiednehmen noch vorbei. Auch er ist traurig und klagt über sein Gelenkrheuma. Also, 6. Grenadierregiment 50 ade!

Stalino (später hiess die Stadt Donezk) heisst der Ort im Donez-Becken, wo ich in ein Lazarett eingewiesen werde. Die Stadt soll nach dem Ersten Weltkrieg aus dem Boden gestampft worden sein, nachdem hier Bodenschätze entdeckt worden waren. In einem Schulgebäude, das als Lazarett dient, werde ich endlich meine Kleiderläuse los. Auch die Kopfläuse habe ich durch ein Kopfbad mit heissem Wasser abtöten können. Wie ich feststelle, bin ich in einem HO-Lazarett gelandet. Die Patienten sind in der Hauptsache Geschlechtskranke. Zwar habe ich bisher von Freudenhäusern in Russland nichts gehört, aber das Geschlechtsleben der rückwärtigen Truppenteile scheint dennoch zu florieren. Die Nachschubeinheiten werden wahrscheinlich, und sei es auch nur durch Gegenleistungen in Form von Lebensmitteln, ausreichend Gelegenheit dazu haben.

Von alledem kennen wir «Frontschweine» nichts. Die grosse Zahl der Geschlechtskranken stimmt mich allerdings bedenklich.

Zunächst liege ich hier mit einem italienischen Oberleutnant in einem Zimmer. Ich spreche kein Italienisch und er kein Deutsch. Das ist aber sicher nicht der Grund, warum der Mann mich keines Blickes würdigt. Stundenlang hat er seinen Burschen um sich. Der schleppt alle Arten von Delikatessen an und bewirtet den Herrn Oberleutnant wie ein Etagenkellner. Natürlich fällt ihm nicht ein, mir von seinen Überschüssen etwas anzubieten. Meine Verpflegung ist schlecht, aber mein Stolz verbietet mir, seine abgewiesene Normalverpflegung mir geben zu lassen. Der Mann ist für mich das Symbol des verrufenen «Spaghetti». Wenn alle Italiener so vornehme Pinkels sind, wundert es mich nicht mehr, dass mit ihnen kein Krieg zu gewinnen ist. Die königlichen Offiziere haben ihre Privilegien. Dieser Snob ekelt mich regelrecht an. Wenn ich den hier erlebe, kann ich das Gerücht fast glauben, dass die Italiener bei Stalingrad ihre Waffen an Russen verkauft haben.

Zu meiner Freude werde ich zwei Tage später in ein anderes Lazarett, das in einer Schule untergebracht zu sein scheint, verlegt. Hier gibt es auch russische Krankenschwestern. Eine Erbauung für mich sind übergelaufene russische Soldaten, die hier täglich vorbeimarschieren und russische Volksweisen singen.

Sechs Wochen lang probiert der Arzt alle Salben und Wässerchen, aber mein Zustand bleibt unverändert. So werde ich schliesslich in die Heimat verfrachtet. Erste Station ist Lemberg/Ukraine, wo ich drei Tage bleibe. Hier erlebe ich den 20. April 1943 – Führers Geburtstag. Es gibt ein Frühstück, wie ich es noch nie erlebt habe. In einem besonders schön hergerichteten Raum ist ein Tisch mit süssen und leckeren Sachen gedeckt; man kann sagen: er ist überladen. Auch sonst kann man hier den Krieg vergessen. Die adretten DRK-Schwwestern betreuen uns wirklich liebevoll. Aber auch die sogenannte Truppenbetreuung wird hier grossgeschrieben. Sogar Ukrainer betreuen uns. Im Opernhaus geniesse ich den «Vogelhändler».

Da singt der ukrainische Tenor so schön in Deutsch mit offenem «O»: Man schenkt sich Rohsen in Tirohl!

Lemberg ist eine erstaunlich hübsche Stadt und unverkennbar eine österreichische Stadt geblieben, die sie bis 1919 etwa 150 Jahre lang war.

Das Wetter ist herrlich, und wir können in den Lazarett- beziehungsweise Schulanlagen auf Bänken mit dienstfreien Schwestern freundliche Worte wechseln. Das ist nach all den Strapazen eine herrliche Erholung. –

Des Nachts hört man Schüsse. Die Schwestern vermuten, dass die Gestapo Jagd auf verdächtige Polen macht. Viele von ihnen sollen sich als Schmuggler betätigen.

In Breslau ist Endstation; im Lazarett der Technischen Hochschule finde ich einen Platz. Als ich hier meine Eiterflechten betrachte, scheinen sie fast wie weggeblasen. Ist es – wie man sagt – der Einfluss der Luftveränderung? Es sind nur noch Reste der Pyodermie vorhanden. Aber Vernarbungen zeigen noch das vergangene Ausmass an. Immerhin braucht der Rest noch einen Monat zur Heilung.

Völlig unerwartet taucht hier eine Dame auf, die sich als meine Schwägerin bezeichnet. Einen entsprechenden Zettel fand ich nach einem Spaziergang vor. Und dann erschien sie persönlich. Es stellte sich heraus, dass mein Bruder Siegfried für ein Semester an der Universität in Breslau Studienurlaub erhalten hatte und sich mit ihr, seiner Kommilitonin, verlobt hatte. Ja, an der Front erfährt man nicht einmal, was in der eigenen Familie passiert. Immerhin lernte ich durch die angehende, in Breslau geborene Schwägerin Barbara Rossband alles Sehenswerte dieser schönen und hübsch gelegenen Provinzhauptstadt an der Oder mit dem berühmten Bauwerk «Jahrhunderthalle» kennen und schätzen. Dieser einmonatige Lazarettaufenthalt in Breslau ist unvergessen geblieben. Niemand konnte zum damaligen Zeitpunkt ahnen, dass es den Polen nach der Niederlage der deutschen Wehrmacht gelingen sollte, ihrem Staat die ostdeutsche Provinz mit der Hauptstadt Breslau einzuverleiben.

## Eine verdammte Kompanie

**N**ach Genesung und Urlaub bekomme ich Anfang August 1943 den Auftrag, in Hildesheim eine Ersatzeinheit für die 111. Infanteriedivision aufzustellen. Es klappt alles ausgezeichnet, dank der beiden Brüder Karl und Walter Grupe aus Hannover, die mir als Schreiber und spätere Melder geeignet erscheinen. Der ältere Bruder Karl ist wahrlich ein Hans Dampf und weiss in jeder Lage die richtige Lösung.

Ausgerechnet an einem Sonnabend um die Mittagszeit bekomme ich den Befehl, die Einheit am nächsten Tag zu verladen. Der Zug würde um 13 Uhr abfahren. – Da sitze ich nun ganz schön in der Tinte. Mehr als die Hälfte der Männer habe ich in Wochenendurlaub gehen lassen. Mit Rücksicht auf den bevorstehenden Einsatz war ich grosszügig. Zwar haben alle eine Telefonadresse angeben müssen, aber dennoch ist die Frage, ob man auch alle erreichen wird. Zunächst rufe ich die Brüder Grupe zurück. In einer Stunde sind sie zur Stelle. Sogleich beginnen sie mit den Telefonaten. Immerhin sind achtzig Mann zurückzurufen. Die Grupes telefonieren bis in die Nacht hinein. Schliesslich fehlen immer noch zehn Mann. Also geht am Sonntag früh das Telefonieren weiter.

Da sitze ich nun ganz schön im Druck. 150 Soldaten habe ich mitzunehmen. 160 Mann hat man mir zugeteilt. So hatte ich bereits zehn, die besondere Gründe angeben konnten, freigestellt. Wegen der nicht erreichbaren Männer muss ich von den Freigestellten wieder fünf herausuchen. Das gibt lange Gesichter.

Um 11 Uhr am Sonntagmorgen steht die Kompanie mit 150 Mann angetreten. Die Zugführer prüfen die Ausrüstung, Karabiner, Munition, Tornister, Wäschesack und alles andere. Dann richte ich einige Worte an die Männer. Und so marschieren wir durch die Stadt zum Güterbahnhof.

Unsere Transportwagen bestehen aus einem Personen- und vier geschlossenen Güterwagen. Diese sind an einen langen Güterzug angekoppelt. Einer meiner säumigen Soldaten erscheint am Zug ohne Ausrüstung. Er bittet, mitgenommen zu werden. Es nützt nichts. Zu spät ist zu spät. Unteroffizier Fehling, der Offiziersanwärter, hält bis zur Abfahrt des Zuges seine Verlobte im Arm. Ihr kullern die Tränen, als der Zug sich in Bewegung setzt. Es werden nicht die letzten Tränen sein. Noch aber ahnt niemand das Schicksal unserer verdammten Kompanie.

Im Allgemeinen herrscht eine fröhliche Stimmung. Das ist für einen Kompaniechef eine grosse Erleichterung. Mit den Brüdern Grupe habe ich wirklich einen prächtigen Fang gemacht. Sie erweisen sich als ausgezeichnete Organisatoren.

Bei unserem zweistündigen Aufenthalt in Brest, dem ersten Aufenthalt auf russischem Gebiet, kommt Walter Grupe aufgeregt zu mir.

«Herr Leutnant – Herr Leutnant – der Zahlmeister verlangt Sie zu sprechen!»

«Warum das?»

«Wir haben für zwei Tage Verpflegung erbettelt. Natürlich haben wir ihm kein Wort davon gesagt, dass wir in Hildesheim ausreichend Verpflegung erhalten haben. Er verlangt von Ihnen eine Unterschrift.»

Au Backe! Das ist mir peinlich. Aber der Zahlmeister stellt tatsächlich keine Fragen. Ich unterschreibe. So schleppen nun die Landser Kisten und Kartons in die Wagen. Es ist kaum zu glauben, was die Grupes da erschwindelt haben. Sowas von Marschverpflegung habe ich noch nicht gesehen. Alles, was die Grupes ausgesucht haben, ist da. Sogar für jeden eine viertel Flasche Schnaps und reichlich Zigaretten. Im Zug gibt es ein richtiges Freudenfest. Über seinen Erfolg hoch erfreut, fragt der Gefreite Karl Grupe, der Pralinenmacher, ob wohl sein Bruder auch Gefreiter werden könnte. Immerhin sei Walter schon ein Jahr Soldat. «Na klar!» Die Zeremonie wird vollzogen,

und siehe da, Karl hat für seinen Bruder vorgesorgt, er holt aus seiner Tasche einen Gefreitenwinkel. Schon sitzt Walter und näht. Nun offenbart Karl auch, wie er den Zahlmeister beschwindelt hat. Erstens hätte er gesagt, dass wir in Hildesheim nur für einen Tag Verpflegung bekommen hätten, und zweitens, dass die Kompaniestärke 200 Mann betrage. Ach du lieber Himmel – was habe ich da bloss unterschrieben? Karl muss ja einen vertrauenserweckenden Eindruck gemacht haben, oder der Zahlmeister musste dringend mal den Lagerbestand austauschen. Na, die Fahrt nach Taganrog dauert ja auch noch lange.

Nach einer Dreitagefahrt haben wir ein Dorf am Asowschen Meer erreicht. Von dort fahren wir mit LKW in einen Vorort von Taganrog. Hier hat der Stab der 111. Infanteriedivision das Hauptquartier. Wir werden in einem Lagerhaus untergebracht. Nach kurzer Zeit erreicht mich ein Befehl des Generalmajors Recknagel: «Der Herr General wird Sie und die Kompanie morgen um 10 Uhr vor dem Hauptquartier empfangen. Dazu wird der Musikzug antreten.»

Donnerwetter, ist das ein Empfang. Der General scheint mich ja noch in guter Erinnerung zu haben. Nun ja, ich war mal sein Ordonnanzoffizier. Mein Befehl lautet: «Morgen 8 Uhr Wecken. 8.30 Uhr Putz- und Flickstunde. Alles wird auf Hochglanz gewienert. Um 9.30 Uhr feldmarschmässig antreten zum Appell. Um 10 Uhr Empfang beim General.»

Heute schreiben wir den 18. August 1943. Wegen des würdigen Empfangs gehen die Landser am nächsten Morgen frisch ans Werk. Doch während des Putzens gibt es eine Hiobsbotschaft: Der Russe ist zum Grossangriff angetreten. Und so kommt, was kommen muss. Mir wird ein Befehl übermittelt: «Befehl vom Hauptquartier. Die Kompanie macht sich sofort marschbereit. Das Gepäck verbleibt im Lagerhaus. Um 9.30 stehen LKW zur Abholung bereit.»

Verdammt Mist. Das kommt einen Tag zu früh. Statt des Generals geben die Russen einen Empfang. Nun lassen nicht nur die

Landser die Köpfe hängen. Statt Fröhlichkeit sehe ich nun bittere Gesichter. Sie ahnen Böses, aber nicht nur sie. Und das zu Recht.

Beim Hauptquartier wird mir erklärt, dass ich mich beim General zu melden hätte. Auf einer Karte wird mir das Haus gezeigt, in dem sich der General aufhalten soll. Die Fahrt beginnt – und damit auch eine Fahrt in ein grausiges Schicksal. So schnell wendet sich an der Front das Blatt.

Sind wir eigentlich eine Infanteriekompanie? Als Ersatz kamen wir hier an die Front. Die Soldaten sollten der Auffüllung von Kompanien dienen und also auf solche verteilt werden. Danach ist auch unsere Bewaffnung ausgerichtet. Fast alle haben nur Karabiner, einige nur Pistolen. Uns fehlen Schnellfeuerwaffen, Handgranaten, Ferngläser und andere Dinge. Zwar hat meine Kompanie Friedensstärke, was es sonst an der Front nicht mehr gibt, aber wir sind ohne eigene Versorgung. Die hier eingesetzten Kompanien haben oft kaum 40 Mann, aber ausreichende Bewaffnung. Mein Gott, was soll aus uns werden?

Die LKW fahren uns in Richtung Norden, aber schon bald müssen wir zu Fuss weiter. Als es schummerig wird, haben wir das einsam gelegene Haus des Generals gefunden. Ich gehe hinein. In dem Zimmer brennt eine Kerze. Der General ist allein. Freudig sagt er zu mir: «Ach, mein lieber Kuss, da sind Sie ja wieder. Ich freue mich, Sie gesund wiederzusehen. Leider kann ich Sie nicht wie geplant empfangen. Der Russe hat es anders gewollt. Aber, setzen Sie sich erstmal. Ich habe gerade eine Flasche Sekt geöffnet. Trinken Sie ein Glas mit mir.»

Der General trinkt auf mein Wohl und wünscht mir Hals- und Beinbruch. Dann erklärt er mir meinen Auftrag. Noch in dieser Nacht müsse ich eine Auffangstellung errichten, um einen eventuellen weiteren Vorstoss der Russen abzufangen. Bis zum frühen Morgen würden die Einheiten neu formiert sein und einen Gegenstoss vorbereiten. Bis zu deren Eintreffen müsste ich die Stellung halten. Dann erklärt er mir den Geländeabschnitt, in dem ich Stellung zu beziehen habe.

«Verzeihen, Herr General. Wir sind nur mit Karabinern ausgerüstet.»

«Das lässt sich nicht ändern.»

Damit bin ich entlassen.

Nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, erkläre ich den Zugführern unseren Auftrag. Ich verhehle ihnen nicht, dass wir mit dem General allein auf weiter Flur sind. Nachdem wir das vermutlich richtige Gelände gefunden haben, graben wir uns ein. Noch finden die Landser in ihren Brotbeuteln genug zu essen. Ich geselle mich zum Essen zu meinem Kompanietrupp. Die Grupes sind still geworden. Die gute Laune ist dahin. Alle haben Fronterfahrung und wissen, in welcher Lage wir uns befinden. Nur bei Feldweibel Schulz, Träger des EK I, gibt es keinen Stimmungswechsel.

Der Morgen graut. Ich frage mich: Wer kommt zuerst? Von vorne oder von hinten? Unsere Verbände oder die Russen?

Endlich tut sich was. Panzerketten sind zu hören. Woher kommt das Geräusch? Wir haben Glück. Es kommt von rückwärts.

«Aufpassen, dass ihr nicht überrollt werdet!» brülle ich in die Gegend. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Infanterie rückt in breiter Front an. Dahinter rollen vier Sturmgeschütze. Welches Glück wir haben, zeigt sich jetzt.

Das Gros der Infanterie hat 400 Meter weit vor uns eine Mulde erreicht. Die Sturmgeschütze stehen in der Mulde noch gut 200 Meter entfernt von uns, als von einer 1.000 Meter entfernten Höhe etliche T-34 herunterrasen. Die Sturmgeschütze bellen sofort. Sie stehen in Deckung und sind deshalb noch nicht gesehen worden. Treffer – Treffer – Treffer! So geht es Schlag auf Schlag. T-34 rasen hin und her. Sie haben nicht erkannt, woher sie Feuer bekommen. Es nützt nichts. Die Sturmgeschütze landen jeden Schuss.

In zehn Minuten ist der Spuk vorbei. Etwa zwanzig russische Panzer stehen bewegungslos am Hang. Gott sei's gelobt, getrommelt und gepfiffen. Nicht auszudenken, sie hätten uns in den Schützen-



*Sowjetische Rotarmisten ziehen an den hochentwickeltesten T-34/76 vorbei in den Kampf.*

mulden zermahlen. Ein grausamer Tod. Darüber denkt sicher jeder von uns nach.

Der Gegenangriff des Regiments wird fortgesetzt. Ich höre, dass ein Sturmgeschütz allein elf Panzer abgeschossen hat. Meine Männer und ich stehen nun und warten, aber auf was? Werden wir jetzt aufgelöst? Ich bin für 150 Mann mit miserabler Ausrüstung verantwortlich. Da kann sich kein Kompaniechef in seiner Haut wohlfühlen. Mir tut jeder Mann leid, falls er als Kanonenfutter geopfert werden soll.

Aber nein, man hat uns nicht vergessen. Ein Melder erscheint. Meine Kompanie sei dem Grenadierregiment 70 – dem ehemaligen Infanterieregiment 70 – unterstellt worden. Wir hätten uns beim Regimentsadjutanten, Hauptmann B., zu melden. Wir traben also nach vorne. Der Hauptmann empfängt mich aufgeregt und schnodderig.

Er kennt mich nicht und ich ihn auch nicht. Kurz und bündig erteilt er mir den Auftrag, vor dem Regimentsgefechtsstand eine Auffanglinie zu bilden. Also schippen wir wieder einmal. Der Tag und die Nacht verrinnen ohne Zwischenfall. B. sitzt in der Nähe in einem Keller und kümmert sich nicht um uns. Gibt es keinen Regimentskommandeur? Das könnte doch nur Oberst T. der Schreckliche sein.

Der folgende Morgen kündigt die Verdammung meiner Kompanie an. Gefechtslärm ist zu hören. Es dauert nicht lange, bis das ganze Regiment in breiter Front über die Höhe zurückflutet – unaufhaltsam kommen sie auf uns zu. Unsere Artillerie beginnt zu feuern. Aber, was ist denn das? Die Einschläge liegen zwischen den zurückgehenden Soldaten und meiner Stellung! Ich renne zum Regimentsgefechtsstand. In einem Keller hockt Adjutant B. mit Ari-Offizieren. Ich brülle: «Stellen Sie sofort das Feuer ein! Sie schießen ja meine Kompanie zusammen!» Die Ari-Offiziere schauen mich stur und wortlos an. Oh, was bin ich für ein Dummkopf! Das war Absicht! B. will die zurückgehenden Soldaten zur Umkehr zwingen! Den Kerlen, die apathisch so einen Befehl ausführen, wünsche ich inbrünstig das an den Hals, was sie den Infanteristen angedeihen lassen. «Scheren Sie sich zu Ihrer Kompanie!» brüllt Adjutant B.

Aha, das ist der Übeltäter! Er springt auf, rennt nach draussen und knallt mit seiner Pistole wie ein Wahnsinniger in die Menge und brüllt: «Zurück – zurück – zurück!» Die Soldaten lassen sich aber nicht einschüchtern und gehen ruhig weiter. Ein Mann meiner Kompanie kommt zu mir und meldet, dass er verwundet sei. Er hatte Glück. Man – vielleicht B. selber – hat ihm nur einen Armdurchschuss verpasst. Mein erster Verwundeter. Ein Unglück kommt selten allein. Ein anderer Soldat meldet mir: «Unteroffizier Fehling ist tot. Ein Ari-Splitter hat ihn getroffen.»

«Lassen Sie gefälligst meine Soldaten am Leben!» brülle ich B. an. Es kocht in mir. Unteroffizier Fehling, der Offiziersanwärter und Führer meines zweiten Zuges, ist Opfer der eigenen Ari, des Adju-

tanten B. geworden! Er ist der erste Tote der Kompanie, und nur durch den Wahnsinn eines Adjutanten, der seinem Kommandeur nachzueifern scheint. Lag Todesahnung in den Tränen von Fehlings Braut am Bahnhof Hildesheim? Armes Mädchen!

Bei welchem Haufen bin ich hier nur gelandet? Es bleibt mir ein Rätsel. B. gibt keine Antwort. Wie soll das bloss weitergehen? Sind wir die Aschenbrödel des Regiments? Die regulären Regimenter hauen ab, und was wird mit uns? Was mögen die Männer nur denken? Ich werde das Gefühl nicht los, dass wir von B. nur als Kanonenfutter verwendet werden. Meine Vermutung soll sich noch bestätigen.

B. konnte das Regiment nicht aufhalten und kommt später kleinlaut zu mir: «Sie bleiben mit Ihrer Kompanie hier liegen – bis 13 Uhr. Bis dahin werden wir das Regiment geordnet haben. Dort hinten auf der Höhe werden wir eine neue HKL errichten. Sie kommen dann in Reserve-Stellung.»

«Wer soll uns eigentlich versorgen? Wir haben keinen Tross. Die Männer haben Hunger.»

«Ich werde für alles sorgen. Also – bis 13 Uhr!»

Damit schwingt er sich auf ein Krad und verschwindet.

Das fehlt mir noch. Wir sind allein auf weiter Flur. Die Kompanie liegt am Fusse eines Hanges. Ungünstiger geht es nicht. Also ziehe ich die Kompanie in eine Häusergruppe zurück. Hier ist die Verteidigung nach allen Seiten möglich.

Nach etwa anderthalb Stunden höre ich Panzerketten.

«Volle Deckung!» brülle ich. Die Landser verschwinden in den Häusern. In Höchstgeschwindigkeit fahren drei russische Panzer von rechts kommend durch die Häusergruppe. Gott sei Dank kommen die Russen nicht auf den Gedanken, dass wir hier in den Häusern stecken. An der Strassengabelung hinter dem letzten Haus bleiben die drei Panzer stehen. Der kleinste schießt einfach in die Gegend. Natürlich haben die Leute im Panzer eine sehr begrenzte Sicht. Aber wir haben nicht einmal Handgranaten, um sie auf den Motorraum zu werfen. Irgendeiner von ihnen wird uns schon ent-

decken. Da sind wir nun 150 Mann, aber wehrlos gegen eine Handvoll Russen im Panzergehäuse. Es ist schier zum Verzweifeln. Ich starre auf die Panzer, die ihre Türme drehen. Plötzlich gibt es eine Explosion. Die Kuppel des kleinen Panzers fliegt durch die Luft. Die beiden anderen Panzer drehen und rasen den Weg, den sie gekommen sind, zurück.

«Puh – Gott sei Dank!»

Die beiden Grupes hören wohl den Stein von meiner Seele plumpsen. Aber wie ist die Explosion zu erklären? Wer kann den Panzer abgeschossen haben? Es ist doch kein Mensch weit und breit zu sehen, so meine ich. Da steige ich auf einen Erdbuckel, um herumzuschauen. Mitten auf der Strasse nach Süden steht ein Mannschaftswagen mit einer angeprotzten 8,8 cm-Kanone. Die Männer von der Flak sehen mich. Ich winke zum Dank. Sie winken zurück. Es ist kaum zu glauben, was die Männer da vollbracht haben. Steht uns ein Schutzengel bei? So scheint es. Ausgerechnet bei uns hatte die Flak offenbar eine Panne. Sie haben eine ganze Kompanie gerettet!

13 Uhr. – Die beiden Grupes übermitteln den Befehl zum Absetzen. Die Kompanie geht in breiter Front zurück. Es geht bergauf. Die Flak ist inzwischen verschwunden. Plötzlich feuert die russische Artillerie. Eine volle Salve liegt direkt in unserer Linie. Wir laufen um unser Leben. Ich spüre einen harten Schlag an meiner linken Brustseite. Aus? Nein! Angstvoll schaue ich an mir herunter. Nanu, es ist ja alles heil. Der Schlag traf die Brusttasche mit dem Soldbuch. Vor mir liegt ein Erdklumpen. Der war's also. Karl Grupe ist stehengeblieben und schaut zurück. «Das war nur Dreck!» rufe ich und wir laufen weiter. Salve auf Salve folgen, aber nun liegen die Einschläge zu kurz. Alle Männer erreichen die Höhe unversehrt.

Ja, wo ist die versprochene HKL eines Regiments? Verfluchter B. Nichts ist zu hören oder zu sehen. Dann könnte ich also auch wei-

terlaufen – wie die anderen. Nein, das will ich nicht. Also: «Eingraben!» rufe ich.

Es vergeht noch eine Stunde, bis B. auf seinem Krad erscheint. «Es tut mir leid», höre ich erwartungsgemäss, «aber das Regiment ist noch nicht einsatzbereit – erst in zwei Stunden. Bis dahin müssen Sie die Stellung halten. Dann aber werden sie abgelöst.»

«Errare humanum est!» entfleucht es mir.

«Sie können sich darauf verlassen.»

«Ich darf noch mal darauf hinweisen: Meine Männer haben Hunger. Ausserdem, gegen Panzer sind wir machtlos. Mit Karabinern hat noch keiner einen Panzer geknackt.»

«Beruhigen Sie sich. Sie werden ja abgelöst.»

Schon schwingt B. sich wieder auf das Krad und fährt davon. So ein Schwindler. Wir bleiben eine verdammte Kompanie. Sie wird nicht einmal mit meinem Namen genannt, sondern immer nur die «Genesenenkompanie». Niemand ist da, der die Namen meiner Männer registriert hat. Niemand kümmert sich um die Registrierung der Verwundeten und Gefallenen. Niemand ist für uns zuständig. Keiner würde für uns eine Pak hinstellen.

Alles ist für die «ordentlichen» Einheiten da, die sich hinten herumdrücken, weil wir ja die Front halten. Immerhin trage ich eine Kompanieliste bei mir. Eine zweite hat Karl Grupe. Wir beide registrieren die Ausfälle. Was aber, wenn uns was passiert? Die Angehörigen werden von dem Schicksal meiner Soldaten nichts erfahren. Ja, beim Vormarsch war alles anders. Aber auf dem Rückzug, jedenfalls bei diesem Sauhaufen, ist der Mann nichts wert. Uns plagen Hunger, Durst und Müdigkeit. Die regulären Regimenter können hinten nun futtern und pennen. Sie lassen sich Zeit. Stunden vergehen. Gott sei dank habe ich zur Beruhigung der Magennerven noch Zigaretten, dank des Nichtrauchers Karl Grupe. Nur Streichhölzer werden knapp. So kriecht einer zum anderen, um seine Flamme zu küssen, wie wir sagen.

## SCHICKSAL EINER GENERATION

---

Im Abendschummer sehe ich tatsächlich rechts und links meiner Linie Soldaten in Stellung gehen. Mir wird kein Wort gesagt. Wäre ich bloss wie die anderen nach rückwärts verschwunden, aber B. hätte mich dann vermutlich wegen «Feigheit vor dem Feinde» angezeigt. Das traue ich dem zu.

Schliesslich kommt ein Melder: «Befehl von Hauptmann B. Sie müssen in Stellung bleiben. Eine Ablösung ist nicht möglich.» Typisch, da kommt der Herr nicht selbst. Ach, ist das eine Lumperei. Damit ist klar, dass wir nur Kanonenfutter sind. Sogar Karl Grupe, der sonst soviel Zuversicht und Ruhe ausstrahlt, scheint körperlich am Ende zu sein. Er schweigt. Ich selbst bin auch müde und erschlagen. Es fehlt mir der Schlaf. Aber in dieser Situation traue ich dem Frieden nicht und muss wach bleiben. Wir haben kein Funkgerät und erhalten keine Informationen. Wir sind einfach in der Schwebel. Da meine Frontlinie gegen Norden gerichtet ist, muss also die Lü-



*Der Vorgeschobene Beobachter verfolgt aus sicherer Position durch das Scherenfernrohr die Aktionen des Gegners.*

cke in der Nord-Sü-HKL gewaltig sein. Der Russe wird weiter westlich nach Süden zum Asowschen Meer umschwenken, um uns abzuschneiden. Damit wäre der Kessel dicht.

Die Nacht verläuft ruhig. Am Morgen eröffnet die russische Artillerie das Feuer. Ein Teil der Einschläge liegt in meinem Bereich. Ein Schrei! Ich höre die Stimme von Karl Grupe, der in seiner Schützenmulde liegt. «Mich hat's erwischt», sagt er. Mit seinem Bruder Walter krieche ich zu ihm. Ein Granatsplitter hat einen langen Riss am Rücken verursacht. Wir verbinden ihn.

«Walter, bringen Sie Ihren Bruder zum HVP, und nehmen Sie gleich einige Feldflaschen mit. Sie werden sicher Wasser finden. – Also, Karl, ich danke Ihnen für Ihre treue Hilfe. Hoffentlich sehen wir uns wieder. Baldige Genesung wünsche ich Ihnen. Übrigens, geben Sie Walter Ihre Kompanieliste.» Walter stützt seinen Bruder, und beide gehen davon. Lange schaue ich ihnen nach. Diesen Organisator Karl Grupe, dem wir viel zu verdanken haben, werde ich nicht vergessen. –

Es ist Mittag geworden, und Walter Grupe ist immer noch nicht zurück. Wir warten auf die Feldflaschen. Da muss etwas nicht stimmen, denn Walter ist zuverlässig. Also schicke ich einen anderen Melder hinterher. Auch er nimmt wieder Feldflaschen mit. Nach zwei Stunden kehrt der Melder zurück: «Ich habe Walter Grupe nicht gefunden. Das Dorf, in dem sich der HVP befindet, wurde von Artillerie beschossen. Es habe Verluste gegeben. Ein Sani meinte, dass ein Walter Grupe unter den Verwundeten gewesen sein kann. Karl war jedenfalls nicht mehr da. Mehr habe ich nicht erfahren können.»

So ein Mist! Beide Brüder sind fort und auch die zweite Kompanieliste. Wenn nun auch meine Kompanieliste verloren geht, herrscht über meiner Kompanie Dunkelheit. Aber das alles interessiert offenbar den Herm Kommandeur und seinen Adjutanten, der alle Vollmachten zu haben scheint, nicht. Ein Alptraum.

Während der Nacht bekomme ich den Absetzbefehl. Ganz vergessen sind wir anscheinend doch nicht. Wir werden aber weder abge-

löst, noch kümmert sich irgendwer um die Versorgung. Ich selbst getraue mich nicht, den Regimentsstab aufzusuchen. Es könnte einer auf die Idee kommen, mir ein Strafverfahren anzuhängen. Wie gesagt, dem Hauptmann B. traue ich alles zu.

In der neuen Stellung bleibt zunächst alles ruhig. Meine Kompanie liegt auf einem Steilhang. Die Gefahr eines russischen Angriffs erscheint bei mir gering. Aber ein besonderes Ereignis – jedenfalls für mich – gibt es hier doch.

Ein anschwellendes Dröhnen von rückwärts her ist zu hören. Stukas kommen. Die hatte ich bisher nur im Polen- und im Frankreichfeldzug erlebt. Was wollen die hier? Vom Steilhang habe ich ein weites Blickfeld, aber ich kann nicht erkennen, was sich bei den Russen tut. Verdächtig erschien mir vorher ein Aufklärer, eine Doppelrumpfmachine, die hier durch das zerklüftete Gelände kurvte. Anscheinend hat der Pilot lohnende Ziele ausgemacht. Die Stukas fliegen über uns hinweg. Es ist ein Geschwader. Sie werden, wie ich sehe, von der russischen Flak empfangen. Die Detonationswölkchen am Himmel mehren sich, aber die Stukas lassen sich nicht stören. Mit Geheul stürzen sie sich auf ihre Ziele. Das wiederholen sie dreimal und fliegen ohne Verluste zurück. Nur eine Maschine dreht wieder ab und kurvt unmittelbar vor mir herum. Drei verstreut stehende Panzer nimmt die Stuka mit der Bordwaffe unter Beschuss und zerstört sie. Dann fliegt auch diese Maschine davon. Wer kann sich solche Extravaganzen erlauben? Das kann nur der Geschwaderkommodore Rudel sein. Er hat – ihm sei gedankt – «vor unserer Tür gekehrt».

Der Stuka-Angriff zeigt, dass sich die Russen zu einem massierten Angriff formiert haben. Der starke Einsatz der Flak lässt darauf schliessen. Die Bereitstellung der Russen scheint zu unserem Glück zerschlagen zu sein, denn in den nächsten Stunden rührt sich nichts. Mir fällt es immer schwerer, die Augen noch offenzuhalten. Auch der Hunger quält. Immer noch habe ich «Karl-Grupe-Gedächtnis-Zigaretten», die meine Magennerven beruhigen.

Meine Soldaten verhalten sich ruhig. Sie werden sicher in ihren Schützenmulden pennen. In der Nacht bekomme ich wieder einen Absetzbefehl. Mein Auftrag lautet, mich bei der Luftwaffenfelddivision zu melden, die mich in eine neue Stellung einweisen soll. Ach du lieber Himmel. Luftwaffenfelddivision? Sowas gibt's? Immerhin finde ich deren Bataillonsgefechtsstand. Meine Landser haben sofort den Essensduft geschnuppert.

O, da gibt es Futter! Daher ist auch meine erste Frage an den Luftwaffenmajor: «Haben Sie etwas zu essen für uns? Meine Kompanie ist ausgehungert.»

«Haben wir – jawohl – haben wir» ist, fast singend, seine Antwort. Der Major gibt sofort eine entsprechende Anweisung. Die Kochgeschirre klappern. Ich aber gehe leer aus, denn ich muss eine Lagebesprechung absolvieren. Später frage ich Feldwebel Schulz, was man gespendet habe. Er lacht: «Keine Hirsesuppe, nein, ein vollständiges Menü mit Pudding und dazu noch Kaltverpflegung.»

Das ist kaum zu glauben. Immerhin sind wir noch 140 Mann. Ja, die Luftwaffe hat es eben. Das sind nicht so arme Schlucker wie wir. Erst kommt das Leben und dann erst der Krieg. Aber eine Frage bleibt: Stirbt es sich mit vollem Bauch leichter?

Nun weiss ich gar nicht mehr, wohin ich gehöre. Der Luftwaffenfelddivision (LFD) bin ich nicht direkt unterstellt. Also muss ich Krieg auf eigene Faust spielen. Ich überlege, dass der Sinn meines Einsatzes wohl in der Verstärkung der LFD liegen soll, denn dieser Verband ist ein zusammengewürfelter Haufen aus ehemaligen Piloten und Flugplatzpersonal. Vom Bodenkampf haben sie keine Ahnung und werden wohl auch nur als Kanonenfutter gebraucht werden. Die Leute tun mir leid.

Ich muss mich auf die Einweisung eines Oberleutnants verlassen, und so beziehe ich an einem Waldrand Stellung. Bei Tageslicht stelle ich fest, dass wir einen offenen linken Flügel haben. Das kann ja heiter werden. So ist es dann auch. Plötzlich fahren zwei russische Panzer nur 50 Meter weit hinter mir durch einen jungen Fichtenwald.

Die Fichten knacken wie Streichhölzer. Dann fahren sie über eine Lichtung direkt auf meinen zweiten Zug zu. Anscheinend merken meine Männer nicht, dass es sich um russische T-34 handelt. Ich kann nicht helfen, der Angriff kam zu plötzlich. Am Waldrand angekommen, öffnen die Panzerleute ihre Luken und lassen vier Mann auf die Panzer steigen. Verflucht, sind die Russen frech. Dann fahren sie weiter in den Wald hinein. Kurz darauf höre ich unsere Sturmgeschütze bellen. Die knallen die Panzer ab. So haben auch die vier Russen ihr Leben lassen müssen.

Leider habe ich weitere Verluste. Darunter ist auch der Führer meines dritten Zuges. Eine Panzergranate zerfetzt seinen Unterleib. Trotzdem lebt er noch eine Stunde. Seine letzten Worte dann: «.. und nun deckt mich mit der Zeltbahn zu.» Das gibt einen Stich ins Herz.

Das Bataillon der LFD wird plötzlich verlegt. Zum Glück erreicht mich auch ein Absetzbefehl. Erneut muss ich mich bei der LFD melden. Es ist bereits dunkel, als ich in meine neue Stellung eingewiesen werde. Plötzlich werden wir angerufen: «Stoj!» Wir sind also zu spät gekommen. So igeln wir uns im nahegelegenen Waldstück ein. Das nutze ich, um etwas zu schlafen. Den Melder vergatterte ich, mich bei Tagesanbruch zu wecken. Aber wieder mal zeigt sich: Schlafen kann tödlich sein.

Denn als ich geweckt werde, ist es bereits taghell. Ein fremder Soldat steht vor mir: «Befehl vom Regiment – Sie sollen sofort die Höhe mit den beiden Pizen besetzen.» Dann fährt er fort: «Ausserdem sollen Sie einen Zug an das Regiment abgeben.» Auch das noch. Dem Melder gebe ich meinen reduzierten zweiten Zug mit. Dann beschimpfe ich meine Melder, dass sie mich nicht rechtzeitig geweckt haben. Sicher waren auch sie eingepennt.

Im Morgengrauen hätte ich die Hangstellung leichter einnehmen können. Feldwebel Schulz gebe ich den Befehl, die Höhe mit seinem Zug zu besetzen.

«Seien Sie wachsam. Die Höhe könnte von Russen besetzt sein.»

Mein Hinweis beeindruckt den EK I-Träger wenig. Sein Kommentar: «Es wird schon schiefgehen.» Dann schwärmt er mit seinen Leuten aus und geht den Hang hinauf.

Tatsächlich geht die Sache schief, und das passiert einem fronterfahrenen Mann. Zwar erreicht er die Höhe unbehelligt, aber dann eröffnet ein russisches MG von rechts das Feuer. Ich sehe, wie Schulz zusammenbricht. Es scheint einen Graben dort zu geben, in dem Schulz' Männer verschwinden. Schnell gebe ich dem dritten Zug den Befehl, dieses Waldstück abzuriegeln. Dann laufe ich mit dem Kompanietrupp den Hang hinauf. Granateinschläge fügen uns keinen Schaden zu. Wir erreichen den Graben, in dem der I. Zug Deckung gefunden hat. Verflucht, warum ist Schulz über den vorhandenen Schützengraben hinausgelaufen? Nun liegt er hier als dritter Zugführer tot. Mein bester Mann. –

Es ist alles wieder ruhig. Kein Russe ist zu entdecken. Kein Schuss fällt. Die Frontlage ist mir aber völlig unklar. Also abwarten. Um 17 Uhr setze ich mich in einen Bunker, um ein wenig Schlaf nachzuholen. Zu einem Melder sage ich noch: «Weckt mich, bevor es dunkel wird.» –

Eine Stimme weckt mich: «Die Russen kommen!»

Ich laufe aus dem Bunker und schaue auf die Uhr. 7 Uhr? Verdammte – das ist doch kein Abendhimmel, sondern früher Morgen. Habe ich tatsächlich vierzehn Stunden gepennt? Vor der Front sehe ich keinen Menschen.

«Wo sind denn die Russen?» «Hinter uns!»

Das darf nicht wahr sein. Aus dem Wald – nun also rechts von uns – kommt eine Kolonne Russen parallel zu unserem Grabenabschnitt. Sie marschieren in Zweierreihe, etwas auseinandergezogen. Vorweg gehen in Abständen hintereinander zwei Einzelne, dann folgt ein Mann mit einem Wägelchen, auf dem das MG liegt. Dahinter erst geht das Gros. Die Soldaten tragen jeder eine zusammengerollte De-

cke über der Schulter. Alle gehen ruhigen Schrittes, als machten sie eine Geländeübung. Was soll das bedeuten? Meine Vermutung: Die Russen glauben, wir seien während der Nacht verschwunden. Sind wir etwa alleingelassen worden? Hauptmann B. ist alles zuzutrauen. So gibt's nur eine Lösung. Ich muss die Russen einschüchtern, um dann mit meinen Männern auch verschwinden zu können. Der Anführer ist jetzt auf meiner Höhe. Visier 150 Meter. Zu meinem Scharfschützen mit Zielfernrohr auf dem Karabiner sage ich: «Pass auf, ich nehme den Ersten und Sie den Zweiten. Anlegen – Feuer!»

«Mein Mann» fällt. Der Zweite nicht. Schnell lade ich durch, während die Russen wie angewurzelt stehenbleiben. Schuss! Der Zweite fällt auch. Erst jetzt kapieren die Russen, dass es ernst ist.

Die ersten Russen laufen hinter die beiden Pize, die anderen in den Wald. Einen weiteren Russen treffe ich noch.

«Verfluchter Mist!» platzt es aus mir heraus, da kommt doch von links ein Sturmgeschütz und feuert auf die Russen. «Oh – was bin ich ein Idiot.» Wir hätten den ganzen Verein greifen können, wenn ich nur über die Lage informiert gewesen wäre. So ist das, wenn man kein Funkgerät hat. Nun ist es zu spät. – Diesen Fehler soll ich noch bereuen. Wenn doch nur mein «Scharfschütze» einmal getroffen hätte. Was haben wir nur für Schlumpschützen.

Etwa eine Stunde später kommt vom Piz her ein Russe «auf allen Vieren» angekrochen. Mir scheint er unbewaffnet zu sein. Ein Überläufer? Der Schlumpschütze legt den Karabiner an. Da werde ich zornig und schlage ihm den Karabiner herunter. «Lass das gefälligst. Haben Sie Angst vor dem? Er ist nicht bewaffnet! Auf einen Wehrlosen zu schießen ist keine Kunst.» Der Russe kommt langsam näher. Meine Güte, das ist ja ein älterer Herr. Auch sein Stoppelbart ist grau. In beiden Beinen hat er mehrere Splitter, anscheinend vom Sturmgeschütz verursacht. Die Wunden bluten nicht. Deshalb lasse ich ihn nicht verbinden. Zwei Landsern gebe ich den



Auftrag, den Mann zum HVP zu bringen. Sie tun es wohl nicht gerne, denn sie müssen dazu die Deckung verlassen.

Am Nachmittag kommt das Luftwaffenfeldbataillon aus dem Wald und zieht sich durch die Senke zurück. Mein dritter Zug ist auch dabei. Damit kann der Russe uns nun von drei Seiten angreifen und meine restliche Kompanie mit zwei Zügen zusammenschossen. Ohne Maschinengewehre sind wir aufgeschmissen.

Die zweite Nacht in dieser Stellung ist vorüber. Der einhundert Meter lange Grabenabschnitt, in dem ich mich gerade befinde, ist im Verhältnis zur Grabenführung um 45 Grad abgeknickt – infolge der Hanglage. So bieten wir eine schmale Front zu dem Wäldchen, aus dem wir nun von einem MG beharkt werden. Der Geschosknall fegt über mich hinweg. Endlich verstummt das MG. Ich schaue über die Deckung. Da erblicke ich. Ein russischer Angriff hat sich schon auf zehn Schritt genähert. Die ersten springen schon links von mir in den unbesetzten Teil des Grabens. Fast fühle ich schon einen Gewehrkolben auf meinem Schädel. «Weg!» brülle ich und laufe nach rechts den Graben entlang. Verflucht, da bin ich an einem Bunker gelandet. Mit einem Sprung sitze ich auf der Deckung, um dann in den anderen Grabenteil zu springen. «Nein!» schreit verhalten ein Landser hinter mir. Natürlich, der Mann hat recht! Der Graben ist voller Russen! Gerade will ich in den hinteren Graben zurückrutschen, da sehe ich, dass die Russen alle auf dem Bauch liegen. Warum das nun? Sind sie vom Lauf bergauf völlig erschöpft? Ich bleibe auf der Deckung sitzen und schaue mich um. Na, sowas! Da steht hinter uns eine 2 cm-Flak auf Selbstfahrlafette. Sie beginnt auf die zweite russische Angriffswelle zu schießen. Aha, darum liegen die Russen vor mir alle auf dem Bauch und stellen sich tot. Plötzlich springt ein Russe halblinks von mir aus dem Graben hervor, reißt das Gewehr in die Schulter und zielt auf mich, der mit seinem ganzen Oberkörper ein hervorragendes Ziel bietet,



*Das Kommando «Sprung – Auf!» ergeht – der Angriff beginnt.*

schießt und springt sodann in unseren Graben. Er trifft auf die zehnte Schritt nicht mich, sondern einen Landser, der neben mir aufrecht im Graben steht. Kopfschuss!

Mir aber hatte das Explosivgeschoss wohl gegolten. Habe ich tatsächlich einen Schutzengel? Der Flak werfe ich einen Dank zu. Die vor mir liegenden Russen stellen sich noch immer tot. Diese Finte kenne ich. Es sind noch etwa zwanzig Mann. Die paar Hansel schaffe ich wohl alleine. Ich lasse mir einen Karabiner und Munition reichen. Weiter auf der Deckung sitzend beginne ich nun von rechts jeden Einzelnen aufs Korn zu nehmen. Ich bin noch nicht alle Russen durch, da erscheint ein Melder: «Befehl von Hauptmann Lindemann!»

«Wer ist das?» fahre ich dazwischen.

«Er ist der Chef der Pionierkompanie. Sie sollen den Graben aufräumen.»

«Verdammt nochmal, kann mir hier jeder Hans und Franz Befehle erteilen? Ich weiss selbst, was ich zu tun habe. Jetzt habe ich keine Zeit. Bestellen Sie das dem Hauptmann.»

Der Melder geht, und ich setze das Schiessen fort, denn kein Russe ergibt sich.

So, nun müssen noch die Russen erledigt werden, die in unseren Grabenbereich schon eingedrungen sind. Wie viele es sind, weiss ich nicht. Es kann aber nur eine Handvoll sein. Wer aber soll das tun? Wenn ich andere vorschicke, wird man mich vielleicht Feigling nennen, also kümmerge ich mich besser selber drum. Obergefreiter Warncke ist EK I-Träger, wenn er auch ein langsames Reaktionsvermögen hat. Ihn werde ich mitnehmen. Leider erweist sich das als Fehler, denn seine Langsamkeit kommt mir übel zu stehen.

«Warncke, wir beide werden den Graben aufrollen.»

Wir lassen uns in Ermangelung von Maschinengewehren Pistolen geben. Er nimmt eine «08» und ich eine «Walter».

Da fragt mich ein Landser, ob er sich von einem der Russen die Maschinenpistole holen dürfe.

«Wenn Sie den Mumm haben, dann bitte!»

Der Landser robbt zu einem wohl toten Russen und greift sich die MPi.

O ja, die wäre bestens geeignet, hätte ich bloss Vertrauen zu den Dingern. Leider verklemmen mir die Patronen so leicht. So verzichte ich darauf. Ausserdem ist mir zuwider, Menschen so wahllos zu durchlöchern. Ich will andere lieber gezielt ausser Gefecht setzen, aber nicht um jeden Preis töten.

«Also, auf geht's, Warncke.»

An der nächsten Grabenecke steht unser letzter Posten. «Treten Sie mal zur Seite», sage ich zu ihm. Wir lugen in den nächsten Graben. Plötzlich tritt der Posten einen Schritt vor und schießt sofort. Warum das? Da hat er doch tatsächlich einen im Graben liegenden Russen erschossen, der offensichtlich gerade dabei war, eine Zigarette zu kurbeln.

«Warum erschliessen Sie einen so harmlosen und alten Mann? Wir hätten ihn doch gefangennehmen können.»

Der Landser schaut mich verwirrt an. Man muss doch nicht Gegner ohne Not erschliessen. Warum tat er es? Hat ihm die Anspannung einen Streich gespielt?

Hinter der nächsten Ecke läuft mir ein Russe mit Stahlhelm entgegen. Er hat die Hände erhoben und rennt mich fast um; er schreit: «Wojna kapuut – Wojna kapuut!», zu Deutsch: «Krieg kaputt!» Dann drängt er sich einfach hinter mich. Anscheinend hat er Angst vor den eigenen Kameraden – mein Gott.

Es ist ein Mann mittleren Alters, gross und kräftig. Wir schauen uns in die Augen. Sein Gesicht ist blass. Immer wieder sagt er mit erhobenen Händen: «Wojna kapuut.» Im Vergleich mit vielen anderen Russen macht er einen besonders gepflegten und intelligenten Eindruck.

«Warncke, bringen Sie den Mann nach hinten. Man soll ihn zum HVP bringen.»

Nachdem Warncke zurück ist, gehe ich mit ihm vorsichtig weiter. Dann rufe ich mehrfach: «Ruki werch!», zu Deutsch: «Hände hoch!» Dabei schaue ich über die Deckung. Frech sind die Burschen, sie denken gar nicht daran, sich zu ergeben. Ich sehe eine Handgranate mir entgegenfliegen. Warncke wirft sich nach der einen und ich nach der anderen Seite. Die Splitter durchschlagen die Schuhsohlen nicht.

Damit ist jedenfalls klar, wo unsere Kandidaten sitzen. Den beiden von Warncke mitgebrachten Männern erkläre ich ihre Aufgabe: «Sie bleiben hier stehen. Wenn ein Russe aus dem Graben schaut, schiessen Sie sofort.» Die beiden stellen die Karabiner «bei Fuss». Da werde ich wütend. «Ihr sollt in Anschlag gehen, sonst habt ihr schneller einen Kopfschuss, als ihr denkt.»

Ja, es ist schlimm. Unsere Soldaten haben Bereitschaft und Schnelligkeit nicht gelernt. Ihnen sitzt wohl das Schiessen auf dem Schiessstand zu tief in den Knochen. Dort wird der Soldat immer zur Ruhe ermahnt. Hier aber heisst es nur: du oder ich. Wer kommt als erster zum Schuss?

Schussbereit gehe ich auf leisen Sohlen weiter. Warncke bleibt eng hinter mir. Da – hinter der nächsten Ecke höre ich Getuschel. Ja, und nun begehe ich fast den letzten Fehler meines Lebens. Leise flüstere ich zu Warncke: «Da sitzen sie.» Verflucht, die Russen haben das ge-

hört. Den Geräuschen entnehme ich, dass sie sich erhoben haben. Noch zwei Schritte bis zur Grabenecke.

Was nun folgt, sind wenige Augenblicke, aber es scheinen Minuten zu sein.

Mit zwei Sätzen stehe ich vor den Russen, die Pistole auf den ersten Russen gerichtet. Zwei grosse, kräftige Männer stehen hintereinander vor mir. 80 Zentimeter Abstand liegen zwischen dem ersten und mir. Er hält sein Gewehr in der Hüfte. Wir schauen uns in die Augen. Er steht wie gelähmt. Wirre Gedanken schiessen mir durch den Kopf: Warum schießt er nicht? Er könnte mir mit dem Gewehr die Pistole aus der Hand schlagen. Warum schieße ich nicht? Aber wohin soll ich schießen – Kopf? Brust? Aber das ist ein sympathischer Mann. Warum ergibt er sich nicht? Ich muss nun schießen, aber wohin? Ich entschiess mich fürs Herz. Mein rechter Zeigefinger krümmt sich. Schuss. Mein Gegner steht noch. Der zweite, gleich grosse Mann schaut an dem ersten vorbei auf mich. Mir ist klar: Wenn der erste in die Knie zu gehen beginnt, muss ich sofort auf den zweiten schießen, sonst kommt er mir zuvor. – Jetzt ist der Moment da. Die Brust des zweiten ist frei. Sofort drücke ich erneut ab. Da kommt noch ein kleinerer Mann zum Vorschein, der sofort hinter der nächsten Grabenecke verschwindet. Da begehe ich den zweiten Fehler, weil ich ihn ausser Acht lasse, obwohl ich erkenne, dass er jener ist, der eben blitzschnell auf mich schoss, aber verfehlte. Ich denke noch, für den ist es wohl typisch, dass er sich hinter Grösseren versteckt. Ein gewitzter Bursche. – Statt mit seinem Eingreifen zu rechnen, bleibe ich stehen und schaue zu den beiden nun Sitzenden. Was ist der Krieg für ein bitteres Geschäft.

Tot sind sie nicht, aber sicherheitshalber richte ich meine Pistole auf einen. Auf die Idee, weiter auf sie zu schießen, komme ich nicht. Sie schauen mich an und rechnen wohl mit weiteren Schüssen. Warum nur gehe ich nicht wenigstens einen Schritt zurück?

## UNSER FELDZUG IM OSTEN – EINE VERDAMMTE KOMPANIE

---

Ich halte die Pistole immer noch auf einen der Sitzenden gerichtet, und sehe nur im Blickwinkel, wie der Gewitzte sein Gewehr um die Grabenecke schiebt. Sofort reisse ich die Pistole hoch und Schuss. – Mein rechter Arm erschlafft, und die Pistole fällt herunter, im Gesicht spüre ich warmes Blut, das herunterläuft. Ich stehe wohl einige Sekunden lang erstarrt, bis ich kapiere, dass ich noch lebe, und dann mache ich kehrt. «Weg!» sage ich zu Warncke. Beide laufen wir zu dem Posten zurück. Dort breche ich zusammen. Mit Gewalt halte ich meine Sinne intakt, denn ich spüre eine Ohnmacht aufsteigen. Was ist los mit mir? Aus dem Gesicht tropft Blut auf die Feldbluse. Dann spüre ich am rechten Arm etwas. Ach du lieber Himmel. Der rechte Unterarm zeigt eine grosse zerfetzte Wunde. Ein fürchterlicher Durst befällt mich. Aha, ich habe viel Blut verloren. «Wer hat was zu trinken?» stammle ich. Ein Landser reicht mir seine Feldflasche, aber mehr als drei Tropfen benetzen meine Lippen nicht.



*Medizinische Versorgung in der HKL: Noch gehfähige verwundete Soldaten auf ihrem Weg zum Hauptverbandplatz.*

Warncke verbindet meinen Arm, um die Blutung wenigstens kurz zum Stillstand zu bringen. Dann versuche ich, aufzustehen und zu gehen. Warncke stützt mich in dem engen Graben so gut es geht, aber ich kann mich nicht auf den Beinen halten.

Mein Denkmechanismus will nicht mehr folgen. Ich merke, dass man mich auf eine Zeltbahn gelegt hat. Zwei Mann versuchen, mich zu tragen. Das klappt nicht. So hebt man mich auf die Deckung. Drei Mann packen an jedem Zipfel der Zeltbahn zu, und dann rennen sie mit mir los. Von irgendwoher höre ich eine Stimme: «Wer ist das?» «Leutnant Kuss!» ruft einer zurück. Endlich sehe ich eine Art Wagenschuppen. Dort trägt man mich hinein.

Es scheint der Hauptverbandplatz zu sein. Die Kameraden legen mich ab und stehen ausser Atem bei mir. Warncke ist auch dabei.

«Dann wünsche ich Ihnen alles Gute!» sagt er.

„Ich danke euch, dass ihr mich geschleppt habt. Warncke, übernehmen Sie den Rest der Kompanie. Unteroffizier Schwarz kann das nicht. Und – Warncke, den letzten Russen müssen Sie sich noch schnappen. Der muss weg, sonst habt ihr keine Ruhe.»

«Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Leutnant. Es wird schon klappen. Ich wünsche Ihnen eine baldige Genesung.»

«Danke! Euch wünsche ich eine gesunde Heimkehr. Nochmals vielen Dank für die Kameradschaft. Lasst euch nicht unterpflügen. Vielleicht sehen wir uns irgendwo wieder.»

Jedem reiche ich meine linke Hand, und jeder sagt noch einmal: «Alles Gute, Herr Leutnant. Auf Wiedersehen!» Damit verlassen mich die drei.

Man verpasst mir Tetanus antitoxin und Morphin. Der lädierte Arm wird auf eine Schiene gelegt und um den Hals ein Tragetuch. Sehr schnell ist mein Geist wieder präsent.

Mein Blick fällt auf einen Russen, der mich mit seinen klaren Augen anschaut. Ach, das ist ja der «Wojna kapuut!» Er macht sich

wohl als Sani nützlich. Jetzt kommt er zu mir und kniet neben mir. Er drückt meine heile Hand und sagt einiges auf Russisch. Ich höre nur zwei Wörter heraus: «Spasiba» und «Harascho». Auch ich sage «Spasiba». Er will sich wohl bedanken und mir alles Gute wünschen. Er ist natürlich dankbar, dass er von mir nicht erschossen wurde. Ein netter Kerl.

Schliesslich fällt mein Blick auch auf den ergrauten Russen, der auf allen Vieren zu uns kam. Nun kriecht er zu mir. Ich lege ihm meine linke Hand auf seine Schulter und sage: «Harascho!» Sein Gemurmel verstehe ich nicht. Tränen stehen in seinen Augen. Ja, hier sind wir friedlich zusammen, aber mit der Waffe in der Hand heisst es: du oder ich!

Wir schreiben heute den 28. August 1943. Zwölf Tage sind seit dem Eintreffen meiner Kompanie hier am rechten Flügel der Ostfront vergangen. Ein kurzes «Gastspiel», aber das ist für einen Infanteristen keine Seltenheit. Für zu viele von meiner Kompanie kam der Tod schneller, als sie bei Abfahrt des Zuges in Hildesheim ahnen konnten. Auch mein Schnitter versuchte mehrfach, mich zu mähen. Bei seinem letzten Zugriff lag ein einziger Zentimeter zwischen Sein und Nichtsein, wie ich noch erfahren sollte.

«So, es geht los. Können Sie gehen?» fragt ein Sani.

«Ich will es versuchen.» Ich erhebe mich. Oh, là, là! Es geht wieder prächtig. Nun könnte ich schon wieder Bäume ausreissen, so meine ich, wäre nicht der rechte Arm kaputt. Ich winke den beiden Russen zu. Sie winken zurück.

Der Sanka, in dem ich sitze, fährt Richtung Süden. Bei dem Divisionsgefechtsstand hält der Sanka. Da wir sehr beengt sitzen, steige ich aus. Der Generalstabsoffizier (Ia) der Division, Major Frantz, hat mich offenbar gesehen. Er, den ich noch von der Terekfront her kenne, kommt aus dem Haus zu mir. «Hallo Kuss, ich habe schon gehört, dass Sie verwundet wurden. Wie ist das passiert?»

Sicher ist das eine Verlegenheitsfrage. Wäre ich nun eine Leiche, würde niemand fragen. Es mag sein, dass er nicht verstehen kann,

warum neben dem Arm auch noch mein Gesicht demoliert ist. Das begreife auch ich selbst erst später.

«Ach, beim Grabenaufrollen hat es mich erwischt», gebe ich als Antwort.

«Wie geht es Ihnen denn?»

«Danke, Herr Major, es geht wieder ganz gut.»

«Haben Sie Wünsche, die ich Ihnen erfüllen kann?»

«Nein danke, Herr Major», sage ich völlig überrascht. Natürlich wartet der Sankafahrer auf die Weiterfahrt. Nur deshalb trage ich keinen Wunsch vor. O, was hätte ich alles vortragen sollen! Beispielsweise die Versorgung meiner Kompanie oder gar deren Auflösung und so weiter. Dabei habe ich mich selbst vergessen. Wie wäre es mit einer Beförderung oder mit einem Orden? Nichts fiel mir in diesem Moment ein. Das bedaure ich ein wenig, denn nie mehr bietet sich für mich eine derartige Gelegenheit.

«Also, Kuss, ich wünsche Ihnen eine baldige Genesung. Grüßen Sie die Heimat.»

«Danke, Herr Major.» Ich nehme die linke Hand an die Mütze.

Ade, 111. Infanteriedivision. –

Wieder einmal bin ich davongekommen. Hier an der Front habe ich oft an den in der Schule gelernten lateinischen Spruch gedacht: «Contra vim mortis non est medicamen in hortis.» – «Gegen die Gewalt des Todes ist kein Kraut gewachsen.» Ja, wie oft habe ich hier die Gewalt des Todes spüren müssen. Natürlich lässt sich durch Wachsamkeit und Geschick der Falle des Todes zeitweise entgehen. In der Hauptsache aber ist alles Glückssache, wie es sich bei der Mehrzahl meiner Fehler gezeigt hat. Viele meiner Soldaten hatten kein Glück. Morgen wird die Division wahrscheinlich eingeschlossen sein. Wer wird überleben?

Und wieder habe ich Glück – nur durch den Zwischenaufenthalt beim Divisionsstab. Denn zweihundert Meter entfernt von dem

Dorf, in dem das Feldlazarett untergebracht ist, wird unser Sanka von einem Soldaten gestoppt. Er brüllt: «Zurück – zurück! Russische Panzer schießen das Lazarett zusammen. Da kommt keine Maus mehr raus. Schnell zurück. Nehmt mich mit.»

Tatsächlich – Geschützdonner schallt aus dem Dorf. Wir rücken im Sanka noch enger zusammen, der Fahrer dreht das Fahrzeug, um weiter nach Süden zu fahren.

Nach längerer Fahrt hält der Sanka vor einem Haus mit einer Rotkreuz-Flagge. Wir gehen hinein. Kein Mensch weit und breit. O Gott, da auf einer Pritsche liegt ein Toter, völlig entkleidet. Ein Bein fehlt. In der Zimmerecke liegen ein Arm und ein Bein. Ein schauriger Anblick. Aber wo ist das Personal des Lazaretts? Wir schauen uns im Dorf um. Keine Menschenseele. Irgend etwas ist hier vorgefallen, aber Kampfspuren gibt es nicht.

Wir fahren weiter. Ohne weitere Zwischenfälle erreichen wir Mariupol (später: Schdanow), das am Asowschen Meer liegt. An der Strandstrasse stehen Prachthotels verblichener Zeit. Ich werde ein wenig an die Strandstrasse in Dieppe an der französischen Kanal-küste erinnert. An einem Hotel hängt eine Rotkreuz-Fahne. Auf einem Schild ist zu lesen: «Kriegslazarett». Das Innere des Hauses macht einen recht verkommenen Eindruck; so wie man es hier in der Regel antrifft. Verblichener Glanz der Zarenzeit ist erkennbar.

Sogleich ziehe ich mich aus. In Turnhose, die ich statt der langen Unterhose trage, gehe ich schnurstracks in den Raum mit der Aufschrift «OP». Unschwer erkenne ich, dass der Arzt gerade eine Operation beendet hat. Er sitzt an einem Tisch, schaut mich verblüfft an und fragt: «Was wünschen Sie?»

«Ich wollte nur fragen, ob Sie sich mal meinen Arm ansehen könnten.»

«Na, dann zeigen Sie mal her», meint er nach kurzem Zögern.

Donnerwetter. Das klappt ja prima. Da der Sani gerade einem anderen Mann einen Verband anlegt, nimmt der Arzt selbst meinen

Verband mit der Schiene ab. Erst jetzt sehe ich die Wunde richtig. In der Mitte des rechten Unterarms befindet sich eine grosse, tiefe und zerfledderte Wunde von etwa sechs Zentimetern Durchmesser. Der Speichenknochen ist zertrümmert.

«Meinetwegen können wir das gleich machen», sagt der Arzt. «Legen Sie sich da auf den Tisch.»

Kurz darauf träufelt der Sani Äther in die Maske. Sehr schnell bin ich eingeschlummert. Als ich wieder aufwache, wickelt der Sani gerade eine Gipsschiene fest. Dann stehe ich auf und gehe.

«Halt – ich komme mit!» ruft der Sani.

«Danke, aber ich kann alleine gehen.» Damit verlasse ich den OP.

Ja, das war nun meine erste Narkose. Im Bett merke ich die Folgen. Da packt mich ein richtiger Tobsuchtsanfall. Ich werfe mich im Bett hin und her. Von meinen eigenen Schreien wache ich immer wieder auf. Das geht wohl eine halbe Stunde so. Dann sehe ich auf dem Nachtschisch einen Apfel liegen. Sofort greife ich zu. Trotz der Schmerzen geht es mir wieder gut.

Schon vom Polenfeldzug weiss ich, dass Wanzen mein Blut nicht mögen. So bleibe ich auch hier von den Biestern verschont. Am nächsten Tag geht es mit dem Zug nach Saporoschje (Ukraine), wo es im Lazarett nur so von Wanzen wimmelt. Das «kratzt» mich nicht. In der Früh werde ich mit anderen Verwundeten zum Flugplatz gebracht. Vier Ju 52 stehen für uns bereit. So erlebe ich meine erste Flugreise. In der Maschine bin ich der einzige «Sitzer». Der freundliche Funker bietet mir seinen Platz an, nachdem er seine Funkerei erledigt hat. Die Maschine fliegt so tief, dass ich den Eindruck habe, sie überspringe Telefon- und Stromleitungen geradezu. Dabei hüpfert mein Magen rauf und runter, aber luftkrank werde ich nicht.

Nach einer Zwischenstation in Lemberg landen wir in Krakau. Hier im Lazarett kapiere ich erst, was mich so zugerichtet hat.

Eine Schwester pult an zwei Löchern in meiner Brust und sagt lachend: «Nanu! Man hat Ihnen von hinten durch die Brust geschossen.»

«Wie bitte?»

«Ja, da schaut eine Geschosspitze heraus.» Die Schwester pult weiter. Dann hält sie tatsächlich eine Geschosspitze in der Pinzette. Nun begreife ich erst. Bisher nahm ich an, ein Querschläger habe meinen Arm so zugerichtet und kleine Steinchen mein Gesicht. Es war also ein Explosivgeschoss. Als der Iwan auf mich schoss, habe ich offenbar die Pistole noch in Anschlag gebracht. Im Arm ist das Geschoss explodiert, hat den Knochen zertrümmert, und die Splitter zerfurchten mir Gesicht, Hals und Brust. Der Zweiwochenbart wird ganz schön mit Blut getränkt sein.

Die Schwester ist dabei, einige Splitter aus meinem Gesicht und auch aus dem Oberkiefer zu pulen. Das ist vergebliche Mühe, denn die meisten sind winzig und liegen, wie gesiebt, in den Weichteilen um den Mund herum.

«Schwester, die sichtbare Armwunde kann nur der Ausschuss sein. Es muss auch einen Einschuss geben. Schauen Sie mal nach.»

«Ja, hier, dicht am Handgelenk zwischen Elle und Speiche ist ein Loch.»

Aha, das Geschoss ist genau unterhalb des Pistolengriffs eingedrungen. Bei alledem habe ich noch das Glück, dass die Augen und anscheinend auch die Nervenstränge unversehrt geblieben sind. Meinen Zweiwochenbart werde ich mir vorerst, der Gesichtswunden wegen, nicht abnehmen können. Vielleicht nützt eine Schere.

Schweidnitz in Schlesien, die Geburtsstadt des berühmten Kampffliegers Manfred von Richthofen, ist für mich Endstation. Dort bringe ich ein halbes Jahr im Nonnenkloster, das als Hilfslazarett hergerichtet ist. Leider scheint der zum Gynäkologen ausgebildete Arzt von Anatomie nicht viel zu verstehen. Trotz meines Widerspruchs legt er die Unterarmknochen beim Eingipsen nicht parallel.

Folge: Die Unterarmrotation bleibt für immer um 90 Grad eingeschränkt. Der Speichenknochen ist krumm wie eine Banane. Die Hand ist im Wurzelgelenk verzogen.

Leider habe ich vergessen, meine Kompanieliste bei der Division abzugeben, was aber wohl auch sinnlos gewesen wäre. Aber so kann ich nun, nachdem ich nach einigen Wochen wieder schreibfähig geworden bin, die Angehörigen meiner gefallenen Kameraden benachrichtigen. Einige besuchen mich, um Näheres zu erfahren. Eine sogenannte amtliche Nachricht werden sie nicht erhalten. Meine von Gott verlassene Kompanie war eine zum Untergang verdamnte Kompanie. Wir waren Flickschuster. Ich frage mich oft: «Wie viele dieser meiner Kameraden mögen überlebt haben?»

Immer wieder gedenke ich meiner treuen Kameraden der Ersatzdivision der 111., denen das Schicksal so übel mitgespielt hat. Sie trug zwar meinen Namen, aber blieb letztlich unbeschrieben und ungeschrieben – als Genesenenkompanie nicht existent. Die Gräber dieser Verdamnten liegen irgendwo in den Weiten Russlands. Und ihre persönlichen Sachen, die wir ihnen belassen haben, werden wahrscheinlich geraubt worden sein.

Ich selbst habe mein Grab auch irgendwo dort erwartet und habe darum keinem Gefallenen etwas abgenommen, um es den Angehörigen zu übergeben. Dass mein Schutzengel immer wieder bei mir war, ist ein kaum glaubliches, gütiges Schicksal eines Infanteristen.

## Partisaneneinsatz

**D**er Pripjet ist ein Nebenfluss des Dnjepr, der die Ukraine durchfließt und bei Cherson in das Schwarze Meer mündet. Zu beiden Seiten des Pripjet gibt es ausgedehnte Sumpfgebiete, die Pripjet-Sümpfe. Die Bewohner in diesem Gebiet sind sogenannte Weissrussen. Sie gehören also zu dem Kerngebiet der Sowjetunion (UdSSR) und scheinen fanatische Sowjets zu sein. So waren sowjetischerseits gerade hier Partisanen anzuwerben. Insbesondere die Anschläge auf Bahnstrecken gehen auf ihr Konto. Gelegentlich werden auch Züge überfallen. Das Reichsbahnpersonal hat unter den Anschlägen sehr zu leiden. Die Züge müssen langsam fahren, und man verliert daher viel Zeit. Ein wenig Schutz soll ein den Loks vorgespannter Leerwagen bieten. Auch die an den Bahnstrecken eingesetzten Wachmannschaften der Wehrmacht können Anschläge nicht immer verhindern. Die Partisanen finden ihre Verstecke in den Sümpfen. Dort sollen sie nun – im April 1944 – aufgespürt werden. Im Partisanengebiet soll sich ein kleiner Flugplatz befinden, der angeblich die Nachschubbasis für die aus Moskau geleiteten und versorgten Partisanen ist.



*Generalleutnant Heribert von Larisch, Kommandeur der in Reserve liegenden 129. Inf.-Div.*

Die zur Zeit in Reserve liegende 129. Infanteriedivision, zu der ich seit zwei Tagen gehöre, soll die Partisanen ausfindig machen und vernichten. Dazu werden zwei Kessel gebildet, die, wie bei einer Treibjagd, zusammengezogen werden sollen. Das dichtbewaldete Sumpfgebiet ist schwer zugänglich, doch Trampelpfade weisen auf die Verstecke der Partisanen hin. Hier und da stösst man auf Holzbuden, die wohl als Unterschlupf dienen.

Wegen meines immer noch geschwächten Armes bin ich als Ordonnanzoffizier bei einem Bataillon eingesetzt. Kommandeur ist Hauptmann L., ein ehemaliger Stabsfeldwebel, den man ohne Kriegsschulenausbildung gleich zum Hauptmann befördert hat. Er ist ein kleiner Mann, der seine Komplexe durch gespielte Arroganz zu überdecken versucht. Diese Art hat mich in die Ecke eines Oppositionellen gedrängt. Seine Kumpanei mit den anderen, ihm länger bekannten Offizieren des Bataillons stösst mich ab. Den Zahlmeister hat er ganz unter seiner Fuchtel. So empfängt er Sonderrationen, vor allem den für ihn wichtigen Schnaps. Der Arzt mag den Hauptmann auch nicht, aber – wie er mir sagt – er heult mit den Wölfen. Mit ihm kann ich wenigstens mal ein vernünftiges Wort reden.

Wir erreichen eine Waldlichtung. Eine Vierlingsflak sehe ich dort stehen. Die Flak-Soldaten schreien herum. Da scheint etwas nicht zu stimmen. An der Lichtung bleibe ich stehen und schaue zu. Zwei Soldaten laufen mit Karabinern auf den Waldrand zu und rufen: «Ruki werch!» Aus dem hohen Gras erhebt sich ein Mann mit einer MPi. Ein Flak-Soldat schießt. «Ich hab' ihn erwischt!» ruft er. Dann wird der Mann mit der MPi zum Geschütz gebracht. Siehe da, es ist ein Major der Roten Armee. Der Mann ist leider tot – Herzschuss. Ausser einer Uhr trägt er einen Marschkompass am Arm. Um die Schulter hängt eine Kartentasche. Ein deutscher Soldat zieht eine der Karten heraus. Neben anderen Markierungen ist das Partisanengebiet eingezeichnet. Das scheint ein dicker Fisch zu sein. Schade nur, dass er tot ist. Der Schütze scheint sich entschuldigen zu wollen, denn er erklärt, der Major habe mit der MPi auf ihn gezielt.

Und tatsächlich war das Glück des Schützen gewesen, dass bei der MPi eine verklemmte Patrone eine Ladehemmung verursacht hatte. Den Männern mache ich klar, dass sie den Major mit seinem Material zum Regimentsstab bringen sollen, denn offensichtlich handelt es sich um einen Kommandeur aus Moskau als Beauftragter für das Partisanenwesen.

Es bleibt ungeklärt, wie der Mann in dieses Gebiet gelangt ist. Entweder muss er mit einem Fallschirm abgesprungen oder mit einer kleinen Maschine gelandet sein. Ausgerechnet auf Höhe dieses Flak-Geschützes wollte er aus unserem Kessel ausbrechen. Er hat – wie ich dann feststellen kann – das Telefonkabel zerschnitten. Später bestätigt sich meine Vermutung, dass jener Mann tatsächlich zu den Beauftragten für das Partisanenwesen in Moskau gehörte.

Ich erreiche die 5. Kompanie und überbringe den Befehl. Es sind etwa dreissig Personen, die man aufgegriffen hat, darunter zwei Kinder. Der Chef gibt zwei Männern den Befehl, die ergriffenen Leute zum Bataillon zu bringen. Wir, der Chef und ich, gehen kurz darauf hinterher. Vor uns fällt ein Schuss. Als wir an die Stelle kommen, von der der Schuss herüberhallte, liegt dort eine tote Frau. Da kocht es mal wieder in mir, und ich sage: «Herr Oberleutnant, unterbinden Sie das Schiessen.»

«He», ruft er einem Soldaten zu, «lauf mal nach vorne. Die sollen das Schiessen sein lassen.»

Dieses stoische Verhalten des Oberleutnants begreife ich nicht.

Als wir den Partisanentrupp eingeholt haben, frage ich den Obergefreiten, warum er die Frau erschossen hat. Er erklärt ruhig: «Ich sah, wie die Frau diesen Sprengsatz, den sie anscheinend unter dem Rock versteckt hatte, fortwerfen wollte. Da habe ich sofort geschossen, weil ich annehmen musste, dass die Ladung gezündet war.» Das war natürlich ein Grund zum Schiessen. Dass die Soldaten zornig auf die Partisanen sind, ist verständlich. Es ist schlimm, dass sogar Kinder zu Partisanentätigkeiten eingesetzt werden.



*Einweisung irregulärer Kämpfer – auch Frauen und Kinder gehören den Partisanenverbänden an, die im Rücken der deutschen Front agieren.*

Die Partisanenjagd ist erst einmal beendet. Das Bataillon bezieht in einem Dorf Quartier. Von Hauptmann L. bekomme ich den Auftrag, am nächsten Morgen einen wichtigen Befehl der Division zu dem Regimentskommandeur des zweiten Kessels zu bringen. Dazu würde ich ein Pferd und berittene Soldaten als Begleitung erhalten. Er zeigt mir auf der Karte die Lage des Gefechtsstandes. Ja, und dann grient er hämisch: «Sie müssen also durch das von uns verlassene Partisanengebiet reiten.» Aha, deshalb freut er sich so gehässig. Mich bedrückt vielmehr, dass ich lange nicht mehr in einem Sattel gesessen habe. Immerhin werden Hin- und Rückweg eine Strecke von etwa vierzig Kilometern ausmachen. Mein armer Hintern.

Am nächsten Morgen stehen drei Pferde mit meinen Begleitern abmarschbereit vor der Tür. Fast der ganze Bataillonsstab ist versammelt. Das sieht ja aus, als würde ich zum Schafott geführt. Grin-

send übergibt L. mir den Briefumschlag. Der Bataillonsarzt gibt mir die Hand und wünscht mir eine gute Heimkehr. Nachdem ich mit meinem Pferd etwas gesprochen und es betatschelt habe, sitze ich ohne Schwierigkeiten auf.

Der Ritt beginnt. Mein Pferd pariert sehr gut. Es ist kein störrischer Gaul. Es ist jedenfalls ein Reitpferd, wenn auch ein russisches. Der Weg führt fast ständig durch Dickicht. Überraschungen sind also möglich. Um vorwärtszukommen, müssen die Pferdchen sehr viel traben; an zu kritischen Stellen treiben wir sie zum Galopp. Meine Begleiter sind natürlich erfahrene Reiter; dennoch überlassen sie gehorsam mir die Bestimmung des Tempos. Peu à peu beginnen meine Schenkel zu brennen, und der Hintern tut weh. Das darf ich natürlich meine Begleiter nicht merken lassen.

Um die Mittagszeit erreichen wir das Nachbarregiment. Die Formalitäten sind schnell erledigt. Die Pferde aber brauchen sowohl eine Pause als auch Futter und Wasser, was meine Begleiter als Kenner zügig erledigen. Wie das bei den Hochnäsigen der Kommandeure üblich ist, kümmert sich auch dieser nicht um die Meldegänger. Wir hätten auch ganz gerne etwas zu futtern, aber für ihn sind wir Luft. Nach einer Stunde Aufenthalt reiten wir zurück.

Auf unserem Rückweg wecken einige frei herumlaufende Pferde unsere Aufmerksamkeit. Ein besonders hübsches Tier ist darunter. Das würde ich gerne haben, aber wir können es nicht einfangen. Dann treffen wir auf einen einsamen Panjewagen, auf dem ein älterer Mann sitzt. Eine Untersuchung lässt uns keinen Verdacht schöpfen. Arglos wie ich bin, lasse ich ihn weiterfahren.

Mit Einbruch der Dunkelheit sind wir wieder bei unserer Einheit. Bei L. melde ich mich zurück. Natürlich kann er sich eine schnodderige Bemerkung nicht verkneifen: «Ich dachte schon, die Partisanen hätten Sie kaltgemacht.» Vielleicht hat er es gehofft, denn er spürt meine Kälte. Aber auf solche Bemerkungen reagiere ich nicht. Nur nicht merken lassen, dass ich kaum noch gehen kann.

## Im Abseits

**N**ach der Partisanenjagd wird das Regiment in der HKL eingesetzt. Der Abschnitt unseres Bataillons liegt ausschliesslich in den Sümpfen. Ich bleibe zu meinem Leidwesen Ordonnanzoffizier bei Hauptmann L. Neben meiner eigentlichen Aufgabe als Verbindungsoffizier habe ich für Material zum Bunkerbau und zum Bau von Knüppeldämmen zu sorgen. Ausserdem untersteht mir der Tross des gesamten Bataillons. Ein Pferd steht sogar für mich bereit. Es ist ein recht hochbeiniger Araber, der hier, bei all den Panjepferden, also den Beutepferden, aus dem Rahmen fällt. Trotzdem reite ich den Araber gern und häufig, um der Nähe L.s zu entfliehen.

Die Doppelkopfrunden von L. werden immer häufiger, und er verlässt seinen Bunker selten. Natürlich spielt er nicht mit Mannschaftsdienstgraden oder Unteroffizieren. Nein, es müssen die Kompaniechefs antanzen. Sie kommen wohl nicht ungern, weil L. immer Schnaps parat hat. Nur der Chef der 6. Kompanie lässt sich nicht blicken. Der ist in meinem Alter und nimmt seine Aufgabe ernst. Deshalb ist der vierte Mann der Doppelkopfrunden L.s Adjutant, ein undurchsichtiger Mann und ergebener Diener.

Eines Tages beginnt der Russe auf Höhe der 5. Kompanie ein Feuergefecht. Aufgeregt erstattet der Kompaniechef per Telefon Meldung. Das MG-Feuer ist nicht zu überhören. L. lässt das gleichgültig. Erneut läutet das Telefon. Schnell ruft L. dem Adjutanten zu: «Wenn es der Regimentskommandeur ist – ich bin nicht da, ich bin gerade nach vorne gegangen!» Ich stehe mit im Raum und betrachte befremdet die Szenerie. Tatsächlich meldet sich der Vermutete.

«Der Herr Hauptmann ist gerade nach vorne gegangen», höre ich den Adjutanten sagen. «Nein, Herr Major, wir haben noch keine

Meldung, was bei der 5. Kompanie los ist. Ich habe laufend versucht, Verbindung zu bekommen. – Jawohl, Herr Major – Jawohl – Ende.»

Donnerwetter, der kann noch besser schwindeln als L., der sich gerade einen Schnaps einschenkt.

«Kuss», sagt L., «Sie gehen sofort zur 5. und stellen fest, was dort los ist.» Bei diesen Worten lässt er seinen Halsmuskel immer wieder zucken.

«Jawohl, Herr Hauptmann!» Und ich marschiere los.

Ich finde die betroffene MG-Stellung. Vor dieser erstreckt sich eine Waldlichtung, sie steht knietief unter Wasser. Der gegenüberliegende Waldrand liegt kaum hundert Meter weit entfernt. Im Wasser befindet sich eine mit hohen Bäumen dicht bestandene trockene Insel. Auf der halten sich jetzt Russen auf; sie sind also gut fünfzig Meter entfernt. Ab und zu knallen sie in die Gegend. Ein Angriff kann das nicht sein. Das wäre bei dem Wasserstand und gegen unser MG reiner Selbstmord. Ohnehin wäre ein Angriff anders angelegt. Ich vermute, dass die Russen sich dort einnisten wollen, weil ihnen am gegenüberliegenden Waldrand durch den Baumbestand der Insel die Sicht versperrt ist.

So kehre ich wieder zu L. zurück und erstatte Bericht. L. greift sofort zum Telefon, und zugleich jagt er mich aus seinem Bunker.



*Leutnant Heinz Kuss, 1944*

Draussen höre ich trotzdem, was er sagt. Er schildert die Lage ähnlich meinem Bericht. Dann fügt er hinzu: «Jawohl, Herr Major, die Insel ist wieder frei – jawohl, Herr Major, ich habe es selbst gesehen – ich habe bis zur Brust im Wasser gestanden – jawohl, Herr Major – Ende.»

Das ist ja kaum zu glauben, was dieser Schwindler alles vollbracht haben will. Obwohl er ahnen kann, dass ich mithöre, schleudert er solche Märchen ins Telefon. Zwar hat der Regimentskommandeur keine genaue Kenntnis von der Beschaffenheit des umliegenden Geländes, aber dennoch sollte er wissen, dass es kein so tiefes Wasser in dem Waldgebiet gibt. Über sechzig Zentimeter tief steht es hier nirgendwo. Diesem Schaumschläger scheint seine Lüge dennoch abgenommen zu werden.

L. hat den Auftrag bekommen, einen Spähtrupp zur Insel zu schicken. Da hätte er, würde er das Gelände kennen, gleich sagen müssen, dass dies Unsinn sei, denn was die Russen dort treiben, ist auf fünfzig Meter mit bloßem Auge zu erkennen. Statt nun der 5. Kompanie zu überlassen, was sie unternehmen will, stellt er selber den Spähtrupp zusammen. Da kommt ihm eine Idee, bei der er schallend lacht: «Als Spähtruppführer nehme ich den Fourier. Dieser vollgefressene Kerl soll mal zeigen, dass er noch Soldat ist.»

Schon immer hat er den Fourier seiner Leibesfülle wegen gehänselt. Er ist aber krankhaft dick, nicht vollgefressen. Mir ist klar, dass es sicher Leichen geben wird, denn durch das Wasser vor der Insel muss ein jeder aufrecht gehen.

Ich bringe also befehlsgemäss den Fourier mit weiteren fünf Mann in die besagte Stellung, wo der Kompaniechef anwesend ist. Gefreiter Becker, der Fourier, wadet durch das Wasser auf die Insel zu. Die anderen fünf schliessen sich an. Tatsächlich kommen die Männer unbehelligt an die Insel heran. Nun hat Becker die ersten Bäume erreicht. In diesem Augenblick machen die anderen kehrt und waten zurück. Becker fehlt.

«Wo ist Becker?»

«Plötzlich standen Russen vor Becker und packten ihn bei den Armen. Da war nichts mehr zu machen.»

Meine Güte, sind das Blödmänner! Sie lassen Becker im Stich und verduften. Natürlich war dieser Befehl idiotisch; aber wenn man schon auf der Insel ist, lässt man sich doch nicht so einschüchtern. Becker ist jedenfalls bei den Russen. Das hat L. ihm eingebrockt. Die Russen haben vermutlich ihr Ziel erreicht, denn sie hatten wohl nur die Absicht, einen Landser zu klauen. Sie haben uns herausgelockt, und wir sind darauf reingefallen.

Da haben die Russen mit Geschick wieder mal den «Postenklaus» gespielt. Ich bringe die Männer zurück und berichte dem Hauptmann. Seine Reaktion darauf: «Haha, der Dicke ist bei den Russen. Die werden den fetten Kerl zum Mittag braten.» Sein Kinn zuckt wieder vor Freude.

Oh, wie ekelt mich dieser Mann an. Er ist nicht nur ein verlogener Lump, sondern auch noch ein Sadist. L. spürt meine zornigen Blicke. «Scheren Sie sich raus!» brüllt er mich an. Da ist der alte Feldwebel wieder in seinem Element. Nur zu gern verlasse ich seinen Bunker. Leider höre ich nicht, welches Märchen er dem Major serviert.

Am nächsten Tag komme ich zum Tross. Der Hauptfeldwebel macht seine Meldung, wie üblich. Auffällig ist, dass sich ein Kranker beim Tross befinden soll.

«Warum wird der Kranke nicht zum Verbandplatz geschickt?» frage ich.

«Er hat Befehl, beim Tross zu bleiben. Da kann ich ihn nicht fortschicken», erwidert der Spiess. Jetzt sehe ich auch schon einen Mann herumhumpeln.

«Der Tross ist kein Krankenrevier. Was machen Sie hier?»

Der Landser schlägt die Augen nieder und schweigt. Also, da kann etwas nicht stimmen.

«Heraus mit der Sprache. Was ist los mit Ihnen?»

Nach langem Zögern und Zieren redet er endlich: «Ich bin der Putzer von Oberleutnant Braun. Als er nicht anwesend war, hielt ich Telefonwache in seinem Bunker. Spät in der Nacht kam er zurück. Er war betrunken. Ich weiss nicht warum, aber plötzlich schlug er mit seinem Stock auf mich ein. Dabei traf er mein Bein, und nun ist das Knie kaputt. Gestern schickte er mich zum Tross.»

So ein Mist. Hätte ich ihn bloss nicht gefragt. Jetzt habe ich, nachdem ich die Geschichte kenne, den Schwarzen Peter. Die Geschichte als solche ist glaubhaft. Der Chef der 7. Kompanie hat immer einen knorrigen Stock bei sich. Es ist auch richtig, dass er vorgestern mit L. Doppelkopf spielte und trunken wegging. Ich weiss auch, dass dieser Zechkumpan ein rechter Streithammel ist, wenn er etwas getrunken hat. Deshalb glaube ich dem Putzer.

Wenn das publik wird, kommt Braun vor ein Kriegsgericht. Sein juristischer Beruf könnte ihm wohl nicht helfen. Dabei erinnere ich mich an meinen Bataillonskommandeur vom II. Bataillon des Infanterieregiments 94. Beim Marsch zur polnischen Grenze 1939 schlug ein Fahrer auf seine Pferde ein. Das sah der Kommandeur und gab dem Fahrer einen Schlag mit der Reitgerte. Er wurde als Kommandeur abgelöst. Damals sagte man, ihm wurde «ein Zylinder verpasst». Über die Art seiner Bestrafung hatte ich nichts gehört. Ja, so streng sind bei den Preussen die Sitten. -

Da sitze ich nun in der Patsche. Lasse ich die Sache auf sich beruhen, bin ich als Mitwisser dran, wenn der Putzer plaudert. Deshalb könnte ich eigentlich nichts falsch machen, wenn ich den Putzer - nach allgemeiner Vorschrift - auf sein Beschwerderecht aufmerksam mache. Er mag dann tun, was er will.

Tatsächlich geht der Putzer zu L. und macht Meldung. Wie er mir später erzählt, habe L. ihn bedrängt, zu sagen, wer ihn auf die Idee mit dem Beschwerderecht gebracht habe. So habe er meinen Namen genannt.

Natürlich kommt es nun, wie es bei L. kommen muss. Er befiehlt mich zu sich. Ohne Vorrede entlädt er seine Kinderstube im Feldwebeljargon: «Sie sind also das Schwein, das einen Soldaten gegen seinen Chef aufhetzt. Man sollte Ihnen in den Arsch treten. Das werden Sie noch büssen. Sie dreckiger Kerl, verschwinden Sie. Raus mit Ihnen!»

Ja, ich hätte mich an meine Rekrutenzeit erinnern sollen. Da galt der Spruch: «Du kannst dir beschweren, aber wehe du beschwerst dir.» Zwar bin ich nicht der Beschwerdeführer, aber eine rechtspflichtige Belehrung ist wohl ausreichend für eine Landung im Misskredit. Es ist ja klar, dass der Saufkumpan nicht im Stich gelassen wird. Es käme, würde der Fall an die grosse Glocke gehängt, sonst ja auch die Frage auf, woher der Schnaps überhaupt stammte.

Das Schicksal ist mir aber gnädig. Wieder stehe ich vor L.: «Sie sind laut Regimentsbefehl zur Armeewaffenschule in Stary-Drogi abkommandiert. Da wird man Ihnen den Arsch aufreissen. Setzen Sie sich sofort in Marsch – zu Fuss natürlich. Vorher will Sie der Regimentskommandeur sprechen. So – hauen Sie ab. Ich will Sie nicht mehr sehen!»

Während der Hauptmann brüllt, zuckt sein Kinn – wie üblich. Sein Triumph ist nicht zu überhören. Mag er ihn geniessen. Ich bin jedenfalls froh, diesen Sauladen verlassen zu können. Von diesem Klüngel habe ich die Nase voll. Wie sagte der Bataillonsarzt noch? «Man muss mit den Wölfen heulen.» Es tut mir leid, ich kann es nicht. Für diese Herren der Kumpanei ist die Bezeichnung «Wölfe» sogar noch ehrenhaft. Nur weil ich es ablehne, mit diesen Herren zu saufen, gerate ich «ins Abseits».

Nun bin ich gespannt, was der Regimentskommandeur mir erzählen will. Kaum habe ich mich zur Stelle gemeldet, hagelt auch schon ein Wortschwall auf mich hernieder: «Nicht einmal grüssen können Sie. Ihr Bataillonskommandeur hat mir über Sie haarsträubende Sachen berichtet. Sie wollen Offizier sein? Sie sind es nicht einmal wert, Angehöriger der deutschen Wehrmacht zu sein. Sie sind ein

schäbiger Soldat. Vielleicht lernen Sie auf der Armeewaffenschule, was es heisst, deutscher Offizier zu sein...»

Der Donner dauert länger als eine Minute. Er lässt mich nicht zu Wort kommen, sondern jagt mich wie einen Hund hinaus. Mit keinem Wort verrät er, was L. ihm erzählt hat. Selbst zwischen den Zeilen gibt es keine Andeutungen. Hat der Mann vielleicht den Spiess umgedreht? Sicher ist: In den oberen Etagen ist mein Ruf für die Ewigkeit ruiniert.

Leider hat mir die spätere Verurteilung des Hauptmanns L. wegen Feigheit vor dem Feinde nicht mehr geholfen.

Wie sagte mein Bruder Siegfried, als ihm nahegelegt wurde, Offizier zu werden? «Mit diesen Herren setze ich mich nicht an einen Tisch!» Mein Rat lautete: «Werde es, um es besser zu machen!»

Aber gerade der Fall L. zeigt, dass dies ein unmögliches Unterfangen ist. Die Macht des Ranges ist das Mass aller Dinge. Wer diesem Mass nicht entspricht, gerät ins Abseits. Hauptmann L., wie gesagt, war nach zwölf Jahren Dienstzeit als Berufssoldat in den Offiziersstand erhoben worden. Bei ihm bestimmten die Kinderstube und seine Kommisszeit sehr deutlich das Verhalten, denn er hat nie begreifen können, dass ein Kriegsschauplatz kein Kasernenhof ist. Die Gedanken an ihn rufen Erinnerungen wach, wie ich als Junge im Standort Neustettin torkelnde Feldwebel mit Säbel in den Strassen sah. Das hatte ich als Rekrut in Köslin nie erlebt. Also hat L. wohl einem gleichgültigen Kommandeur seine Verkommenheit zu verdanken.

Der Regimentskommandeur, Major Ludwig, war Reserveoffizier und von Beruf Lehrer gewesen. Dieser Beruf hat ihn zum Pauker werden lassen, und so gehört er wohl zu den Lehrern, die eine Verteidigung zu einer Anschuldigung nicht zulassen. Das kennt man von vielen Paukern. Auch der Kompaniechef meines Bruders Siegfried, der ihm die Achtung vor dem Offiziersstand ausgetrieben hat, war Reservist und erwies sich im Frankreichfeldzug als Feigling.

Das Verhalten dieser Typen L. und Ludwig gegenüber Untergebenen aber ist nicht kennzeichnend für den Berufsstand des deutschen Offiziers im Allgemeinen.

Warum – so frage ich mich – habe ich bei der 129. Infanteriedivision, zu der ich im April 1944 nach meiner Genesung versetzt worden bin, mein Leben fristen müssen? Hier hat man grausam auf meiner Ehre herumgetrampelt.

## Zitadelle «Friedrich Wilhelm»

**O**berst Müller, ein grosser und korpulenter Mann, steht vor uns dreissig Leutnanten und spricht, spürbar bewegt, seine Abschiedsworte. Der vierwöchige Lehrgang an der Armeewaffenschule in Sary-Drogi bei Bobruisk, der eigentlich nur Erholung war, ist beendet. Nach anfänglicher Distanz hatte sich der Oberst mit EK des Ersten Weltkrieges in unsere Gemeinschaft hineingefunden. Er ist uns ein väterlicher Freund geworden. Jedem Einzelnen drückt er die Hand. Nun steht er auch vor mir und sagt: «Entschuldigen Sie nochmals, dass ich Sie so angebrüllt habe!»

Du meine Güte, der Fall liegt nun schon vier Wochen zurück. Gleich bei meinem Eintreffen hatte er mich wegen meines unkorrekten Grusses zusammengestaucht. Er hatte sich schon einmal entschuldigt, nachdem er erfahren hatte, dass ich meiner Arm Verwundung wegen nicht besser grüssen kann. Aber dass er sich nun nochmals entschuldigt, unterscheidet ihn erheblich von meinem Regimentskommandeur.

Der Abschied von drei meiner Kameraden wird mir schwer. Wir vier waren unzertrennlich. Für den Abschiedsabend hatten wir ein Potpourri mit teils US-amerikanischen Liedern einstudiert. Singend und pfeifend trugen wir sie bei viel Beifall vor. Trotzdem setzte der Oberst bei der Bewertung der Vorträge uns auf Platz zwei mit der Begründung, dass amerikanische Lieder enthalten gewesen seien – und das sei den Kriegszeiten nicht gerade angemessen. Dies wurde uns eigentlich erst aufgrund seines Einwandes bewusst.

Zunächst bleibt unser Kleeblatt zusammen, denn wir müssen uns bei der Frontleitstelle in Bobruisk melden.

Ja, diese herrlichen vier Wochen Erholung habe ich meinem ach so verehrten Hauptmann L. zu danken, der meinte, man würde hier die Hammelbeine langgezogen bekommen. Hier habe ich jedenfalls

das «Abseits» vergessen. Aber nun soll ich den Herrn wohl wiedersehen.

Während unserer Fahrt in einem bereitgestellten Bus will mir Oberst Müller nicht aus dem Kopf gehen. Ich ärgere mich, ihn nicht gefragt zu haben, ob er zwei Töchter hat. Er müsste der Vater der beiden Schwestern sein, die ich während der Kriegsschulzeit in Dresden anlässlich eines Tanzkurses kennengelernt hatte. Sie hieszen mit Nachnamen Müller, stammten aus Hamburg, und der Vater, so sagten sie, sei Oberst. Es gibt eigentlich keinen Zweifel, dass Oberst Müller ihr Vater ist. Mit der älteren Schwester bin ich beim Abtanzball Sieger der Tanzpaare geworden. Die Chefin des Mädchenpensionats hatte meiner Partnerin Blumen überreicht. Ausgerechnet ich wurde Sieger, der auserkoren war, der Dame des Hauses Dank zu sagen und einen Blumenstrauss zu überreichen. Mein Auftritt brachte mir in der Abschiedszeitung unserer Inspektion ein darauf anspielendes Gedicht ein:

*Das Mädchenherz gleich höher schlägt  
bei einem, der den Namen trägt.  
Der Kuss, manierlich und adrett,  
wird Oberlöwe auf dem Parkett.*

Zwei Jahre ist das her. Ja – Parkett ist das Leben, das Schlachtfeld der Tod! Jetzt haben wir andere Sorgen. Wir, das Kleeblatt, melden uns bei der Frontleitstelle und erfahren dort, dass der Russe heute Morgen zum Grossangriff angetreten und der Standort der Einheiten zur Zeit nicht feststellbar sei. Am nächsten Tag mögen wir uns erneut melden. Diese Galgenfrist nehme ich gern an, denn nach L. habe ich keine Sehnsucht. Im Soldatenheim werden wir von DRK-Schwestern mit einem warmen Essen bewirtet. Dann machen wir einen Spaziergang durch die Stadt Bobruisk. Die Häuser, meist im Barackenstil, machen einen sauberen Eindruck. Russen sitzen vor den Häusern und singen zur Mandoline. Es herrscht eine friedliche Atmosphäre. Gerade die melancholischen Lieder der Russen lassen

uns den Krieg vergessen. Dabei denke ich an die schönen Tage bei der Führerreserve in Taganrog, wo ich viele Konzerte von ukrainischen Chören, den Don-Kosaken, besucht habe. Es ist immer wieder ein Genuss, diese Melodien zu hören.

Eine Familie bittet uns vier zu einem Wodka ins Haus. Man singt und ist fröhlich. Auch wir geben uns freundlich, bleiben aber zurückhaltend, denn das Partisanengebiet ist nicht weit. Wem soll man hier trauen? Doch wir irren. Die Familie verabschiedet uns freundlich und wir spüren, dass die herzliche Gastfreundschaft eine ohne Hintergedanken ist.

Wir finden ein leeres Haus, wo wir auf dem Fussboden schlafen können. Am nächsten Morgen erfahren wir bei der Leitstelle, dass der Stadtkommandant aus zurückkehrenden Urlaubern und allen greifbaren Soldaten eine Stadtverteidigung aufbauen will. Ich hätte mich an der Zitadelle zu melden.

Leutnant Erdmann macht nicht mit. Ihn zieht es zu seiner Einheit, und er will auf eigene Faust versuchen, sie zu finden. Mir teilt man zehn Mann zu, mit denen ich die Zitadelle verteidigen soll. Nun, die Zitadelle wurde einst von Zar Nikolaus I. erbaut. Sie erhielt den Namen «Friedrich Wilhelm», nach seinem Schwiegervater, dem preussischen König Friedrich Wilhelm III. Also soll ich Friedrich Wilhelm verteidigen. Die Zitadelle liegt unmittelbar am Ufer des die Stadt tangierenden Flusses Beresina. An der Südseite des Walls führt eine Strasse aus dem Stadtgebiet heraus und dann über eine von Pionieren erbaute Brücke über die Beresina.

Innerhalb der Wallanlagen stehen noch die Kasernen aus der Zarenzeit.

Wir besichtigen die sehr verkommenen Kasernen und befinden uns gerade im dritten Stockwerk, als ein Landser ruft: «Panzer!» Ich schaue aus dem Fenster. Tatsächlich. Es sind T-34. Sie fahren auf der anderen Flussseite von der bewaldeten Höhe den Hang herunter auf eine kleine Häusergruppe zu. Verdammt! Wenn die über die Brücke rollen, sind wir erledigt.

Etwa vier bis fünf Panzer verstecken sich hinter der Häusergruppe. Die anderen fahren in den Wald zurück.

Eilends richte ich mich mit meinen Männern an der Wallecke bei der Brücke zur Verteidigung ein. Auf dieser Wallecke stehen zwei 2 cm-Zwillings-Flak, die hier wohl schon seit 1941 zur Luftverteidigung und zum Schutz der Brücke stehen. Mit dem zuständigen Unteroffizier nehme ich sofort Verbindung auf. Gegen T-34, so meint er, seien seine Geschütze machtlos. Das habe ich erwartet.

Die Flak-Soldaten sind fröhlicher Dinge und scheinen sich zu freuen, eine Abwechslung und Arbeit zu bekommen. Ich werde sie sicherlich beschäftigen können. Leider stehen die beiden Geschütze völlig offen oben auf dem Wall, in dem sich Kasematten befinden. Die Geschützstellungen haben aufgeschüttete Erdwälle. Die T-34 könnten sie leicht herunterfegen. Zum Glück sind wir gegen den Horizont durch hohe Bäume geschützt. Willkommen ist mir das Fernglas der Flak auf Stativ. Es ist einem Scherenfernrohr gleichzusetzen. Man überlässt es mir ohne Widerspruch.

Der restliche Tag verläuft ohne Zwischenfälle. Die T-34 wagen sich nicht aus der Deckung. Aufgrund des Verhaltens der Panzer wird mir klar, dass ihr Auftrag einzig und allein darin besteht, den zurückflutenden Armeeteilen aus dem Raum Gomel den Weg über die Brücke nach Westen abzuschneiden. Die Verbände werden auf jeden Fall versuchen, diese Brücke, die ich verteidige, zu erreichen. Davon bin ich überzeugt. Ich muss also mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln für die Erhaltung der Brücke sorgen. Zwar ist drüben der Weg durch Panzer versperrt, aber vielleicht ist ein Durchbrechen möglich. Hätten wir Panzerfäuste, dann könnte man versuchen, zumindest die Panzer an der Strasse hinter der Häusergruppe zu knacken. Aber die klägliche Bewaffnung ist nun mal der Grund für unsere ständige Unterlegenheit.

Allerdings besteht noch eine Hoffnung. Fünfhundert Meter von meinem Standpunkt entfernt liegt flussabwärts eine Eisenbahnbrü-

cke. Das Gelände zwischen beiden Brücken ist Sumpfgebiet. Da werden die russischen Panzer nicht durchfahren können, und unsere Verbände könnten unbehelligt bleiben, sollten sie bei der Eisenbahnbrücke das Übersetzen wagen.

Am nächsten Morgen erscheinen weitere Flak-Soldaten. Sie bringen eine 8,8 cm-Flak mit. Die Kanone ist mir sehr willkommen, aber wohin damit? Auf den Wall bekommen wir sie nicht. Da habe ich eine Idee, die sofort akzeptiert wird: Unmittelbar neben mir befindet sich im Wall ein Tunnel, da muss die Kanone hinein. Wir probieren es, und es klappt.

Zwar ist hier der Schwenkbereich eingeschränkt, aber die wichtigsten Ziele lassen sich unter Feuer nehmen. Man berichtet mir, dass jetzt auch an der Eisenbahnbrücke eine Achtacht postiert ist.

«Wer führt eigentlich eure Einheit?» frage ich die Bedienung der Kanone.

«Ein Leutnant.»

«Wo steckt der denn?»

«Er ist in die Kasematten gegangen.»

Da kann ich nur sagen: «Da sitzt er prima!»

So übernehme ich das Kommando, und die Flak-Soldaten zeigen sich begeistert. Sie können sich wohl denken, dass ich vom Bodenkampf mehr verstehe. Deshalb gibt es bei meinen Befehlen keinen Widerspruch. Mir gefällt die Unbekümmertheit dieser Soldaten.

Hallo! Was ist denn das? Ein Panzer IV meldet sich bei mir zur Stelle. Eine solche Unterstützung habe ich noch nie gehabt. Freudig heisse ich den Kommandanten, einen Unteroffizier, willkommen. Er erzählt, dass er zur 10. Panzerdivision gehöre. Sein Wagen sei hier in Reparatur gewesen. Seine Division sei allerdings noch jenseits der Beresina.

Wenn ich nun schon eine so kräftige Waffe habe, soll sie auch tätig werden. Es wird bei den Russen einen guten Eindruck machen,

wenn sie solche Töne von uns zu hören bekommen. Das bringt Respekt.

«Kommen Sie mit dem Panzer auf den Wall?» frage ich.

«Ja, natürlich.»

«Na, dann kommen Sie mal mit. – Sehen Sie dort den kleinen Erdwall neben der Strasse? Da schaut eine Panzerkuppel heraus. Können Sie dem die Luke verbiegen?»

«Jawohl, machen wir.»

Der Panzerkampfwagen IV, so die richtige Bezeichnung, fährt den Wall so hinauf, dass die Kanone gerade so über die Deckung schießen kann. – Schuss! – Prächtig – der sitzt! Turm und Deckel sind bestimmt verbogen. Sofort fährt der T-34 weiter in Deckung.

«Sagen Sie, können die Granaten Mauerwände durchschlagen und dann auch noch einen dahinterstehenden Panzer demolieren?»

«Auf die Entfernung schaffen wir das noch.»

«Dann ran. Verpassen Sie jedem der vier Häuser einen Schuss.»

Gesagt – getan. Ein möglicher Erfolg bleibt uns verborgen. Immerhin habe ich die Russen zur Vorsicht ermahnt. Das ist mir wichtig. Leider wird der Panzer IV nach zwei Stunden schon wieder abgezogen. So haben wir ihn am Nachmittag nicht zur Verfügung.

Ein mächtiger Panzer fährt auf der Strasse direkt auf die Brücke zu. Es scheint ein sogenannter Stalinpanzer zu sein. Jedenfalls hat er eine 10 cm-Kanone. Soll das eine Brückensperre werden? Sofort rufe ich der Achtacht-Besatzung zu: «Feuer frei!»

Der Schuss sitzt. Der Panzer steht. Die Besatzung botet aus und macht sich aus dem Staube. Ja, nun steht das Luder da, brav auf der rechten Strassenseite. Der Schuss kam wohl doch überraschend.

Doch haben wir noch keine Ruhe. Irgend etwas scheinen die Russen mit der Brücke vorzuhaben. Hinter der Strassenböschung tauchen Köpfe auf. Durch mein gutes Fernglas erkenne ich alles. Die

Kerle schieben eine Kiste auf die Strassenrabatte. Ohne zu zögern lasse ich die 2 cm-Kanonen darauf feuern. Das hat Erfolg, denn das Unternehmen wird abgebrochen. Die Russen wollten entweder Minen legen oder Sprengladungen an der Pionierbrücke befestigen. Nun sehe ich auch einen Mann im Brückengestänge turnen. Wieder lasse ich die Kanonen tuckern. Jetzt haben wir endlich Ruhe.

Wieder gibt es etwas Neues. Hinter der jenseitigen Häusergruppe steht überraschend eine Stalinorgel, die auf einen LKW montiert ist. Au weh, das Luder kann uns die Hölle heiss machen. Der Schwenkbereich der Achtacht reicht nicht bis dahin. Also verhandle ich mit der Mannschaft der leichten Kanonen. Sie meinen, die Entfernung sei zu gross. Eine Treffsicherheit wäre nicht gegeben. Trotzdem sage ich: «Versuchen!»

Durch Leuchtspur wird der Bogen, den die Granaten beschreiben, deutlich. Sie liegen am Ziel, wenn auch gestreut. Anscheinend haben wir etwas bewirkt, denn die Stalinorgel kommt nicht zum Einsatz.

Es gibt nur eine kurze Ruhepause. Eine Gruppe von Russen hinter dem Strassendamm lässt darauf schliessen, dass sie wieder etwas mit der Brücke vorhaben. Jetzt muss ich ihnen die Suppe mal endgültig versalzen. Alle verfügbaren Waffen lasse ich verständigen, dass sie nach einer Leuchtkugel einen Feuerüberfall durchführen sollen. Das Feuerwerk beginnt. Es läuft ganz nach meinem Wunsch. Die Russen geben auf.

Nun steht hinten an der Strassengabel plötzlich eine Panzerabwehrkanone, die mir missfällt. Den Achtacht-Kameraden gebe ich das Ziel an. Der erste Schuss ist zu kurz, der zweite zu weit.

«Was ist bloss mit Eurer Spritze los?»

«Das Geschütz ist schon alt und ausgeleiert. Das Richtgerät ist auch veraltet.»

«Lasst mich mal auf den Bock!» Die Soldaten widersprechen nicht.

Ich richte. «Feuer!» Auch mein Schuss sitzt zu kurz. So gebe ich auf.

Nicht minder enttäuscht mich die 2 cm-Flak oder, wohl richtiger, die Richtschützen. Eine Rata, also eine Doppeldeckermaschine, die wir Nähmaschine nennen, kommt auf uns zu. Ich schreie: «Alarm!» Die Flak-Soldaten spritzen aus ihrer Baracke. Die Rata dreht ab, bevor geschossen wird. Dann kommt sie zurück.

«Los, Jungs, holt sie runter!»

Der Richtschütze feuert. Die Leuchtgranaten zeichnen den Flug. Meine Güte, knallt der daneben! Ein anderer, von dem jemand behauptet, er sei der beste Schütze, springt auf den Bock. Die Rata fliegt erneut in 50 Metern Höhe an. O Mannomann – der Schütze schießt keinen Deut besser! «Schlumpschützen» pflegen wir solche Leute zu nennen. Entweder haben die noch nie auf eine Maschine geschossen, oder sie sind seit 1941 arbeitslos und ungeübt. Das ist doch keine Me 109, sondern nur eine Nähmaschine, also eine lahme Ente. Bei vier Anflügen kein Erfolg. Ich glaube, der russische Pilot wird sein Leben lang darüber lachen.

In einem Punkt scheinen die Flak-Soldaten aber Meister zu sein, nämlich im Kochen. Ein kleines Ferkel hat sich zu uns verirrt, was die Soldaten ergreifen und in den Topf stecken. Immerhin bekomme ich ein kleines Stück als Kostprobe. Ausgezeichnet!

Ich höre eine Hiobsbotschaft: Die Stadt Bobruisk ist eingeschlossen. Diese Meldung scheint zu stimmen, denn vom Bahnhof her ist Gefechtslärm zu hören. Eine offizielle Nachricht gibt es nicht, denn wir haben keine Verbindung. Viele Soldaten können nicht mehr im Ort sein. Die fliegenden Einheiten der Luftwaffe scheinen den Flugplatz geräumt zu haben, sonst hätte man Fluglärm hören müssen.

Noch ahnt keiner die bevorstehende Katastrophe.

## Fahrt in die Hölle

**W**ieder ist eine Nacht hier in Bobruisk vergangen. Der Morgen ist ruhig. Ein Rundblick durch das Fernglas lässt keine Veränderung erkennen. Dann aber, im Laufe des Vormittags, sehe ich drüben am Hang von Süden anrollende deutsche Panzer. Sie fahren auf das Waldgebiet zu, in dem die Masse der russischen Panzer versammelt ist. Zwischen beiden Par-



*Im Zuge des Unternehmens «Bagration», der grossen Sommeroffensive der Roten Armee, erobern am 29. Juni 1944 sowjetische Truppen Bobruisk, Infanteristen beziehen im Stadtgebiet Stellung. – Die Offensive ist von Erfolg gekrönt: Die Heeresgruppe Mitte ist in weiten Teilen vernichtet, die Verluste sind unglaublich hoch, die Wehrmacht ist auf dem Rückzug. Es handelt sich um die schlimmste Niederlage der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, die den Zusammenbruch an der Ostfront einläutet.*

teien liegt noch ein Knick, wie man höhergelegene, bewachsene Feldabgrenzungen bei uns nennt. Die T-34 kommen aus dem Wald. Es wird gefeuert. Nur wenige Schüsse sind gefallen, als sich die Deutschen wieder zurückziehen. Durch das Fernglas kann ich alle Einzelheiten beobachten. Offenbar haben die Deutschen noch rechtzeitig die erhebliche Übermacht der Russen erkannt. Verluste gibt es weder hüben noch drüben. Erstaunlich ist, dass die Russen kneifen. Andererseits müssen und wollen die Russen wohl Munition und Sprit sparen für den grossen Moment. Deshalb haben sie sich auch uns gegenüber zurückgehalten, denn sie hätten uns wenige Figuren leicht wegrasieren können. Sie wissen aber, dass ein erheblicher Teil unserer Armee durch dieses Nadelöhr kommen muss.

Alles ist wieder ruhig. Die Abenddämmerung bricht herein. Da trete ich noch einmal an das Fernglas, um vor der Nacht die Lage zu prüfen. Die Strasse jenseits des Flusses schwenkt, von Südosten kommend, parallel zum Fluss ein. Im Südosten, etwa zwei Kilometer von mir entfernt, sehe ich eine fahrende Kolonne. Es scheint eine Panzerkolonne zu sein, die versuchen will, hier die Brücke zu überqueren. Die Tücke dieser Strasse liegt in einer spitzwinkligen Kurve, die halblinks mir gegenüberliegt. Für Panzer schwierig zu fahren. Was nützt aller Mut, wenn ausgerechnet oberhalb dieser Kurve im bewaldeten Hang gut verborgen die T-34 stehen.

Mein Gott, das muss die 10. Panzerdivision sein, die den Durchbruch wagt. Sie kommen immer näher. Was soll daraus werden? Sie müssen doch wissen, dass die Russen die Rückzugswege abriegeln? Das Bild wird immer klarer. Vorweg fahren drei Schützenpanzerwagen, dann ein Panzer IV, dann wieder Schützenpanzerwagen, und so geht es im Wechsel weiter. Ich möchte schreien: Seid ihr wahnsinnig? Ihr fahrt doch in die Hölle! – Ich rufe: «Alarm!» Noch fällt kein Schuss. Bis zum Horizont reiht sich ein Fahrzeug an ein anderes. Jetzt erreichen die ersten die spitze Kurve. Sie biegen in die Strasse zur Brücke ein. «Mein Gott – fahrt bloss – fahrt!»

Alle fahren mit Höchstgeschwindigkeit. Immer noch fällt kein Schuss. Jetzt hat der erste Wagen den von uns abgeschossenen Stalinpanzer erreicht. Er lässt sich nicht irritieren und fährt daran vorbei. Im Fahrzeug steht ein Unteroffizier, der natürlich alles erkennen kann. Jetzt nur noch die kleine Kurve vor der Brücke. Der Unteroffizier reisst die Arme hoch und schreit «Hurrah!» Der zweite und der dritte Wagen folgen. Aber was ist mit dem ersten Panzer los? Warum fährt er an dem Stalinpanzer nicht vorbei? Er bleibt stehen und damit die gesamte Kolonne. Die T-34 kommen aus ihrer Deckung und feuern. Grausam, was sich jetzt abspielt. Es geht Schlag auf Schlag. Jeder Schuss der Russen bringt den Tod für die Besatzung eines Schützenpanzers oder eines Panzerwagens. Schreie sind zu hören. Schützenpanzer fahren brennend die Strassenböschung herunter. Wie Fackeln stehen die Fahrzeuge auf der Strasse bis zum Horizont und erleuchten die Dunkelheit.

Aus lauter Verzweiflung lasse ich die 2 cm-Flak auf die russischen Panzer schießen, weil vielleicht ein Motor getroffen werden könnte. Hätte ich doch noch den Panzer IV hier stehen! Der könnte seinen Kameraden helfen. So sind wir machtlos. O wie grausam. Die ganze 10. Panzerdivision ist in die Hölle gefahren. Das Werk ist vollbracht. Bin ich daran schuld, weil ich den Stalinpanzer abschießen liess? Aber an der Brücke wäre er das gleiche Hindernis gewesen.

Die Flammen erleuchten einige herumirrende Landser. Sie rufen: «Holt uns rüber!» Ich beauftrage zwei Soldaten, ein Boot herbeizuschaffen. Tatsächlich finden sie ein Boot, und einige Soldaten kommen herüber in Sicherheit. Wie viele Soldaten aber mögen drüben den Tod gefunden haben? Es ist das grausamste Massenschlachten, das ich je sah.

Nach einiger Zeit höre ich von der Eisenbahnbrücke ein unbestimmtes Dröhnen und laute Stimmen. Es fahren anscheinend auch Pferdewagen über die Bahnbrücke. Das Dröhnen nimmt kein Ende. Kein Zweifel, es ist der Rest der Armee, der sich über diese Brücke

rettet. Die brennenden Fahrzeuge verhindern ein Vordringen der russischen Panzer, die aber wohl kaum noch Munition haben. Die Russen wissen sicher auch, dass Bobruisk eingeschlossen ist, und der Rest der Armee in diesem Kessel landet.

Die deutschen Panzerfahrzeuge kokeln die ganze Nacht. Ein schauriges Bild. In der Stadt wird das Stimmengewirr immer lauter. Das Dröhnen von der Bahnbrücke scheint kein Ende zu nehmen. Da stelle ich mir die Frage, warum nicht auch die Panzerdivision den Weg über die Bahnbrücke gewählt hat. Mir ist die ganze Unternehmung ein Rätsel.

Am frühen Morgen starre ich auf das vor mir liegende Bild. Ein ausgebranntes Panzerfahrzeug hinter dem anderen, soweit das Auge reicht. Auf der Eisenbahnbrücke tut sich nichts mehr. Wie viele Soldaten jetzt hier im Kessel sitzen, ist nicht abzuschätzen. Entscheidend wird sein, welche Waffen noch einsatzbereit sind, um eine Bresche zu schlagen. Ein Versuch scheint anzulaufen, denn einige Anzeichen deuten darauf hin. Die bei mir stehende Flak-Einheit wird abgezogen.

Die Soldaten verabschieden sich freundlich und schenken mir etwas Schokolade und Zigarren. So kann ich meinen Hunger leidlich stillen, denn gepflegt werden wir nicht.

Ja, nun bin ich mit meinen zehn Männern allein, und das Fernglas ist auch fort. Der Leutnant der Flak hat sich bei mir nicht sehen lassen. Er hat die Verteidigung lieber mir überlassen.

Die Pionierbrücke hat ihren letzten Dienst für einige Nachrückende der 10. Panzerdivision geleistet. Nun sollte sie angezündet werden. Aber wie und womit? Ich kann es nicht. Sicher gibt es auch kompetentere Leute, die daran denken werden.

Für mich heisst es jetzt: Abwarten, was aus diesem Kessel wird.

## Ausbruch

**W**ir schreiben heute wohl den 28. Juni 1944. Es ist anzunehmen, dass der Teil der Heeresgruppe Mitte, der nach dem Grossangriff der Russen in der zweiten Junihälfte 1944 den Weg über die Beresina bei Bobruisk gesucht hat, jetzt hier in der Stadt versammelt ist. Wie viele tausend Soldaten es sind, kann ich nicht ahnen. Jedenfalls herrscht in der Stadt viel Lärm. Wer hier das Kommando übernommen hat, weiss ich nicht. Die Hauptsache ist, dass die Bewaffnung ausreicht, einen Ausbruch aus dem Kessel zu riskieren und ausführen zu können. Die Panzer der 10. Panzerdivision sind Schrott, und die Besatzungen zum grössten Teil vermutlich tot.

Die Nacht bricht herein. Ein Haus an der Brücke neben der Zitadelle haben die Russen in Brand geschossen. Das gefällt mir. So ist die Brücke voll erleuchtet, um das Geschehen drüben beobachten zu können. Nun wird mir gemeldet, dass in Kürze ein deutsches Flugzeug kommen wird. Wir sollen unsere Stellung markieren. Meine Taschenlampe glimmt nur noch, aber wir haben ja das brennende Haus. Mitten im Ort, vermutlich auf dem Marktplatz, hat man als Orientierungspunkt ein Feuer entzündet. Dann sehe ich im Feuerschein eine anfliegende Ju 88. Sie fliegt sehr tief. Fallschirme öffnen sich. Nach drei Anflügen verschwindet die Maschine unbehelligt. Bei einem Anflug gibt es eine Explosion. Anscheinend ist ein abgeworfener Benzinbehälter im Feuer gelandet.

Jetzt werden die Russen jenseits des Flusses mobil. Sie haben Lautsprecher aufgebaut, und es donnert der «Baderweiler Marsch» herüber. Die Lautstärke ist unvorstellbar. Nach dem Marsch dröhnt eine Stimme klar und unmissverständlich herüber: «Kameraden, hier spricht das Nationalkomitee Freies Deutschland ...» Dann zählt der vermeintliche «Kamerad» sämtliche Divisionen mit Nummern-

bezeichnungen auf, die hier in Bobruisk eingeschlossen sein sollen. Danach müsste es wohl die ganze Heeresgruppe sein. Wenn ich dem nur das Maul stopfen könnte. Es ist ein Jammer, dass wir unseren Panzer nicht mehr hier haben. Der «Kamerad» fordert uns zum Ergeben auf und macht uns den Mund nach der Gefangenschaft wässrig. Er erklärt im Einzelnen genau die Tagesration, die es als Verpflegung geben soll. Na, da leben die Gefangenen in der UdSSR – wäre es wahr – besser als wir. –

Wieder donnert ein Marsch durch die Nacht. Wieder betet der «Kamerad» den gleichen Sermon herunter. Schade, dass man so einen Lumpen nach dem Kriege nicht zu fassen bekommen wird. Eines werden meine Landser wohl glauben, nämlich die Tatsache, dass wir eingeschlossen sind. Mir fällt der Kerl auf den Wecker. Für eine bessere Verpflegung verkauft der seine Seele an Stalin? Und nun kämpft er sogar noch gegen uns, die er als Kameraden bezeichnet! – Das nennt man psychologische Kriegsführung.

Dieses verdammte Nationalkomitee ist mir nicht unbekannt. Russische Rata warfen einmal Flugblätter ab, in denen man uns auch zum Ergeben aufforderte. Eine ganze Seite Unterschriften waren abgedruckt. Da fehlten auch nicht die Unterschriften von Generalfeldmarschall Friedrich Paulus und General der Artillerie Walther von Seydlitz. Sie alle verbrüdeten sich angeblich mit den Kommunisten.

Während der Nacht bekomme ich den Befehl, mich um 4 Uhr morgens abzusetzen und die Nachhut zu bilden. Auch das noch. Was sind schon zehn Mann als Nachhut? Es ist zum Kotzen. Immer wieder habe ich den Schwarzen Peter. Jedenfalls beginnt der Ausbruch. Das ist beruhigend.

Es ist 4 Uhr. Der Morgen graut. Ich gehe in Richtung des hörbaren Lärms, denn ein Sammelpunkt ist mir nicht gesagt worden. Die Bevölkerung steht dicht gedrängt an den Strassen und bildet regelrecht Spalier, durch das wir als letzte deutsche Soldaten gehen. Es sind in der Hauptsache Frauen. Sie schweigen. Ich glaube, es sind nachdenkliche Mienen. Immerhin haben seit drei Jahren deutsche Solda-

ten bei ihnen gelebt. Obwohl ich einigen Frauen direkt in die Augen schaue, erkenne ich keine Reaktion. Was mögen sie denken? Einen verächtlichen Blick sehe ich nicht. Hier in Bobruisk gab es sicher keine Partisanen. Die Menschen werden zwiespältig empfinden, denn sie kennen ihre Roten Brüder, die in wenigen Minuten nun auf sie losgelassen werden. Ich verkneife mir ein Winken oder irgendein Wort.

Endlich habe ich den Nordteil der Stadt und damit den Anschluss an das Gros erreicht. Von russischen Soldaten ist nichts zu sehen. Sie scheinen uns nicht zu folgen. In einem Hof sehe ich einen Russen, der sich eine Uniform anzieht, wie sie unsere Stabsoffiziere tragen. Was hat der denn vor? Ich lege meinen Karabiner an und rufe: «Zieh sie aus!» Blitzschnell verschwindet der Mann mit seinen Helfern in einem Keller. Später soll ich es bereuen, ihn nicht erschossen zu haben. Jedenfalls muss es ihm gelungen sein, uns zu folgen.

Allmählich erreiche ich als letzter den Fuss des langen Hanges mit der bewaldeten Höhe. Der Hang ist mit deutschen Soldaten übersät. Hunderte erklimmen den Hang. Von weiter hinten aus der Stadt höre ich entfernte Schalmeienklänge. Marschiert die Rote Armee mit Musik in die Stadt? Plötzlich klingt aus tausend Kehlen die erste Strophe der deutschen Nationalhymne. Unwillkürlich denke ich an den Geschichtsunterricht. Im Ersten Weltkrieg habe eine Studenteneinheit einen Sturmangriff bei Langemarck mit dem Deutschlandlied auf den Lippen unternommen. Hier ist es zwar kein Sturmangriff, aber die Soldaten meinen wohl, dass der Ausbruch aus dem Kessel bereits geschafft ist. So geben sie ihrer Freude Ausdruck. Das kann ein Irrtum sein.

Kaum habe ich den Waldrand erreicht, höre ich in der Nähe einen Unteroffizier rufen: «Komm raus!» Tatsächlich kommt ein russischer Soldat aus dem Gebüsch. Er kann kaum älter als sechzehn oder siebzehn Jahre sein. In seiner Hand hält er eine Eierhandgranate. Nun steht der Knabe mit erhobenen Händen vor dem Unter-

offizier, der seinen Karabiner in der Hüfte hält. Dann zieht er die Mündung hoch und schießt dem Russen oberhalb des Kinns in den Kopf. Ich bin entsetzt. Wer sich ergibt, ist doch ein Gefangener! Gab ihm die Handgranate in der Faust des Knaben wirklich das Recht zu schießen?

Kurz danach sehe ich auf einer Lichtung vier deutsche Panzerwagen stehen. Sie scheinen nicht abgeschossen worden zu sein. Die Turmluken sind aufgeklappt, und die Mannschaften sind fort. So kann ich nur vermuten, dass diese Panzer uns eine Bresche geschlagen haben und wegen Spritmangels nun stehengelassen werden mussten. – An einer Ecke der Lichtung taucht plötzlich ein russischer Panzerspähwagen auf. Man beobachtet uns anscheinend.

Ein völlig ungeordneter Haufen strebt gen Norden. Der Wald nimmt kein Ende. Meine zehn Männer sind auch irgendwo untergetaucht. So will auch ich nicht am Schluss der Masse bleiben und gehe schneller, um einmal die Spitze zu erreichen. Im Laufe des Tages überfällt mich eine fürchterliche Müdigkeit, denn in den letzten Tagen habe ich kaum geschlafen. Also setze ich mich irgendwo hin und schlafe auch sofort ein. Es wird wohl nur eine Prise Schlaf gewesen sein, denn immer noch zieht die Masse Mensch an mir vorbei. Also marschiere ich weiter. Wieder versuche ich, nach vorne zu kommen. Einige Soldaten springen in einen Tümpel, um sich zu erfrischen. Die haben wirklich Humor, oder sind sie schon so abgebrüht?

Als es dunkel wird, stoppt die Kolonne. Alle hauen sich hin und schlafen. Bei Tagesanbruch geht der Marsch auf dem Waldweg weiter, aber kurz darauf gibt es einen Stau. Nun bietet sich vielleicht Gelegenheit, nach vorne zu kommen. Dort erfahre ich, dass ein vor uns liegendes Dorf angeblich von Russen besetzt ist. Da sehe ich auch Oberst Müller wieder, er steht am Waldrand. Er scheint den inzwischen abgeschlagenen Angriff geleitet zu haben. So ein Frontalangriff konnte doch nicht gelingen. Wir sind nicht im Ersten Weltkrieg, wo man über freies Gelände in den Tod lief. Bis zum Dorf sind



*Deutsche Infanteristen auf dem Rückzug.  
Es heisst marschieren, marschieren, marschieren...*

es noch eintausend Meter, und das Gelände davor ist völlig offen. Auch ein Maschinengewehr könnte hier keinen Schutz geben. Doch kann ich mich nicht damit abfinden, dass wir von einem Häuflein Russen aufgehalten werden.

Ich frage einen Feldwebel, ob er bereit wäre, einen Umgehungsangriff mit mir zu unternehmen. Er will nicht. So frage ich einige Landser, wer mit mir kommen würde. Vier Freiwillige kann ich auf-treiben. Wir gehen an den Waldrand, um das Gelände erstmal in Augenschein zu nehmen. Links von dem Dorf liegt wieder Wald, bis zu dem wir fünfhundert Meter freie Fläche überwinden müssen. Wenn wir aber weiter links vorlaufen, gelangen wir schneller in den Sichtschutz. Eine kleine Gruppe ist für Russen sicher uninteressant. Das könnte ein Vorteil sein.

Eigentlich müsste ich fragen, ob ich auf eigene Faust angreifen darf. Aber wer viel fragt, kriegt viel Antwort, und wahrscheinlich

würde man meinen Plan nicht akzeptieren, denn ein Oberst, oder wer auch immer, ist nun mal klüger.

«Also, auf geht's!» Wir haben unglaubliches Glück. Schon nach einer Strecke von einhundert Metern landen wir in einem Geländeeinschnitt, in dem eine Bahnstrecke verläuft. Das war nicht zu erkennen. Die Russen schießen nicht. So erreichen wir auch ungeschoren den Wald. Doch – o Schreck – der Wald ist versumpft und steht unter Wasser, etwa dreissig bis vierzig Zentimeter hoch. Meine Stiefel sind bis auf die Brandsohle durchgelatscht. Trotzdem – wir müssen durch.

Kurz entschlossen warte ich voraus. Wenn möglich, springe ich von Grassode zu Grassode. Durch die Bäume sehe ich das besetzte Dorf jetzt halbrechts von mir liegen. Um zu sehen, ob auch meine Männer folgen, knie ich auf einer Grassode und schaue mich um. In diesem Augenblick schlagen zwei Wurfgranaten bei mir ein. Batsch! Ich habe das Gefühl, als sei mein ganzes Kinn weggerissen. Die Soldaten, die mir nur zögernd gefolgt sind, schauen mich an und laufen dann an den Waldrand zurück. Ich laufe hinterher. Als ich den Waldrand erreicht habe, greife ich vorsichtig zum Kinn. Nanu, es ist ja noch dran. Aber im Mund stört etwas. Ich spucke es aus. Da liegt ein Grossteil meiner Zähne wie eine Perlenkette am Boden. Daneben liegt ein bohnergrosser Granatsplitter. Aus meinem Mund fliesst unentwegt Blut. Meine Zunge schwillt an und liegt wie ein Kartoffelkloss im Mund. Ober- und Unterlippe sind gespalten.

Ein Landser wickelt einen Verband um meinen Kopf, der eigentlich sinnlos ist, aber als Blutfänger dient. Durch die geschwollene Zunge kann ich nur noch «röhren».

Gerade, als der Verband fertig ist, ruft ein Landser: «Die Russen türmen!» Na also. Mein Umgehungsversuch hat sich gelohnt. So laufen wir sofort in die Häusergruppe. Die Russen sind weg, haben uns aber eine wichtige Beute hinterlassen: Zwei LKW! Einer davon ist ein amerikanischer.

«Wer kann einen LKW fahren?» nuschle ich sofort. Es melden sich zwei Mann. «Also nachsehen, ob sie fahrbereit sind und Sprit drin

ist.» Prima, die Motoren laufen. «So! Alle nicht gehfähigen Verwundeten, die man uns bringt, werden darauf verladen, andere nicht!»

Meine vier Freiwilligen wollen fast vor Freude über das Gelingen unseres Unternehmens überschäumen und tun alles, was ich sage beziehungsweise im Rachen zu formulieren versuche.

Die Kommandeure dahinten am Waldrand scheinen den Erfolg meines Unternehmens kapiert zu haben. Die Masse Mensch marschiert wieder. Wir vier haben nur für die Kameraden Augen, die uns Schwerverwundete bringen. Was wäre gewesen, hätten uns die Russen die LKW nicht hinterlassen? Ohne meine Genehmigung darf niemand auf das Fahrzeug. Über die Beute bestimme ich. Basta! Beide Ladeflächen werden voll. Die Verwundeten liegen dicht nebeneinander. Nach etwa 45 Minuten kann ich das Signal zur Abfahrt geben. Ein LKW-Fahrer weigert sich: «Ohne Sie fahre ich nicht. Sie haben die Fahrzeuge erbeutet, und nun fahren Sie auch mit.» Also gut, ich hocke mich auf die Verladeklappe. Ein Stückchen kann ich ja mitfahren.

Warum sind die Kommandeure eigentlich wortlos an uns vorbeimarschiert? Kein General, kein Oberst, kein Offizier liess sich blicken. Hätten Sie mich nicht zusammenstauchen müssen, dass ich ohne ihren Befehl das Dorf eingenommen habe? Vielleicht war das ihre Art, mein Unternehmen zu goutieren? Oder hat es einen anderen Grund? Nichts ist einfacher, als sich mit fremden Federn zu schmücken, um die «Halskrankheit» zu kurieren. Man hat ja wohl auch von dahinten gesehen, wie mir der Verband angelegt wurde, und mit diesem Verband war ich hier schwerlich zu verkennen. Sollten nicht diejenigen, die die Verwundeten zu verantworten haben, sich auch um deren Weiterkommen kümmern?

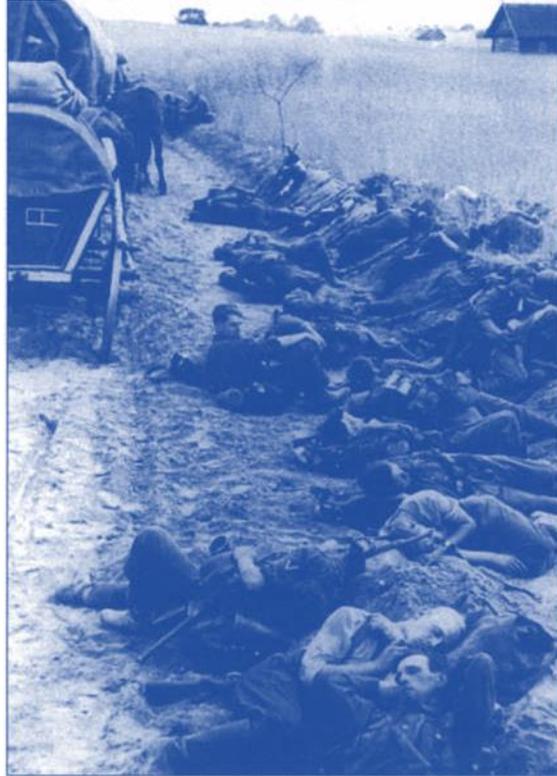
Ja, ein Rückzug ist schon ein Dilemma.

Wir haben das Gros eingeholt, und so verschwinde ich wieder in dem grossen Haufen. Der stete Blutverlust macht mich durstig. Etli-

che Landser stehen, auf eine Kelle Wasser wartend, an einem Ziehbrunnen, aber das Wasser ist eine trübe Brühe. Die wird wohl den Wunden im Mund nicht bekommen. Also lasse ich mir von einem Landser einen Spatenstich aus dem Sumpf ausheben und trinke aus dem Loch.

Auch der Hunger peinigt. Ein Stück Schokolade müsste ich eigentlich lutschen können; aber nein, es klappt nicht. Die Zunge ist einfach zu dick. Ich bin froh, dass ich nicht erstarbe. Stattdessen rauche ich eine Zigarre. Sicherheitshalber frage ich einen vorbeigehenden Arzt, ob das schaden könnte. «Ach was», meint der Doktor, «wenn Sie keine Tabakkrümel in den Mund bekommen, macht das nichts.»

Nach einer nächtlichen Rast geht der Marsch weiter, anscheinend in Richtung Norden. Alle laufen wie Herdenvieh hinterher. Ich auch. An einem Nebenflüßchen der Beresina gibt es einen Halt. Russen haben sich an dem einzigen Laufsteg über den Fluss eingekerkert. Ein T-34 macht diesseits Schwierigkeiten. Unseren fahrzeuglosen Panzerbesatzungen gelingt es, diesen zu kapern. Die Panzerabwehrkanone, die ein Kübelwagen im Schlepp hat, braucht gar



*Die Strapazen fordern ihren Tribut:  
Eine Kampfgruppe rastet vor lauter  
Erschöpfung unmittelbar am  
Wegesrand, andere Truppenteile  
ziehen derweil vorbei.*



*Glück im Unglück – «nur» eine Kopfverletzung. Viele seiner Kameraden überleben die harten Rückzugsgefechte an der Ostfront nicht.*

nicht erst einzugreifen. In dem Kübelwagen steht ein General, der eine Menge Benzinkanister geladen hat. Er hat vorgesorgt.

Unsere Panzerleute fahren mit dem T-34 gegen den Sperrriegel. Da staunen die Russen sicher, dass ihr eigener Panzer auf sie schießt. Der provisorische Steg ist frei.

Während dieser ganzen Aktion befinde ich mich im Gespräch mit einem Oberleutnant und einem technischen Offizier. Da kommt ein Unteroffizier zu mir mit einem Mann, den er am Kragen gepackt hat. Er

sagt zu mir: «Hier ist das russische Schwein, das Ihnen in die Fresse geschossen hat. Der Kerl will ein Major sein. Er wollte uns in die Arme der Russen führen.»

Mir ist nicht klar, was ihn dazu veranlasst, meine Verwundung mit dem Mann in Verbindung zu bringen. Ich frage ihn nicht. Damit geht der Unteroffizier weiter. Da steht nun der angebliche Major vor mir und schaut mich an. Es ist ein älterer Mann. Er trägt keine Stiefel, keine Mütze, kein Koppel, keine Rangabzeichen. Das alles hat man ihm wohl abgenommen.

Als ich mir den Mann so anschau, fällt mir jener ein, der sich bei meinem Verlassen von Bobruisk die Uniform eines deutschen

Stabsoffiziers anzog. Da gibt es keinen Zweifel. Das ist der Mann. Ich frage ihn: «Wer sind Sie?»

Er antwortet nicht. Trotz fortwährenden Fragens kommt kein Wort über seine Lippen. Ein Soldbuch oder einen Ausweis hat er nicht. Habe ich also mit meiner Annahme recht? Natürlich könnte er statt Russe auch ein Mann vom Nationalkomitee sein, was wohl am wahrscheinlichsten ist. Auch unter den Offizieren gibt es solche Lumpen. Er müsste nach Kriegsrecht erschossen werden. Ich mag mir aber an solchen Verrätern nicht die Finger schmutzig machen. Ich hole den Unteroffizier zurück und gebe ihm den Auftrag, den angeblichen Major zum General zu bringen. Der mag tun, was er will. Wir haben anscheinend nur diesen einen General, den ich nie zuvor gesehen habe. Man munkelt, dass sich nach dem Beginn des Grossangriffs einige unserer Generale erschossen haben.

Die Sache mit dem angeblichen Major hat Folgen. Der neben mir stehende Oberleutnant sagt plötzlich zu dem technischen Offizier: «Sie kenne ich nicht. Wer sind Sie eigentlich? Zeigen Sie mal ihren Ausweis.» Ach du lieber Himmel, jetzt dreht der durch. Ich lasse die beiden stehen und verschwinde.

Die Panzerleute sind noch damit beschäftigt, mit dem T-34 den Fluss zu durchqueren. Ich gehe mit der Masse weiter. Es ist nur noch ein kurzer Marsch, als uns die 12. Panzerdivision entgegenkommt. Sogleich erkundige ich mich, wo ein Lazarett zu finden ist. Man sagt mir, dass von Marina Gorka aus Lazarettzüge führen. Also, auf nach Marina Gorka. Zwei andere Verwundete schliessen sich mir an. Wir haben natürlich keine Ahnung, welche Strecke wir bis dahin noch zurücklegen müssen. Zum Glück kommt ein Hauptmann mit Kübelwagen vorbei, der uns bis zur Strassengabelung Marina Gorka/Minsk mitnimmt. Hier warten wir auf ein Fahrzeug. Endlich kommt ein LKW. «Wo wollt ihr hin?» fragt der Fahrer. «Nach Marina Gorka», antworte ich.

«Um Himmels willen bloss nicht nach Marina Gorka! Da haben die Russen den Bahnhof bombardiert und die Lazarettzüge zusam-

mengewichst. Da ist alles Kleinholz. Ich fahre nach Minsk. Wenn Sie wollen, nehme ich Sie mit.»

Wir besteigen also den LKW. Vor Minsk ist es schon dunkel. Der LKW hält. Der Fahrer erklärt uns, dass er jetzt bei Dunkelheit vorsichtig sein müsse, weil mit Überfällen der Partisanen zu rechnen sei. Er werde an einer Krankensammelstelle halten. Dort müssten wir sofort aussteigen und verschwinden. Ich weiss, dass Minsk die Hochburg der Partisanen ist. Also springen wir vor Ort vom LKW. Trotz der Dunkelheit erkenne ich das Schild ‚Krankensammelstelle‘. Im Keller finden wir noch Platz.

Bei Tagesanbruch werden wir, die Verwundeten, mit einem LKW zum Bahnhof gefahren. Wir haben ein unwahrscheinliches Glück. Gerade wird die letzte Lok vor einen leeren Güterzug gespannt. Nur auf einer offenen Lore ist noch Platz. Damit müssen wir uns zufriedengeben. Ein Landser wirft Brote auf die Lore. Ja, das ist leider nichts für mich. Ich muss weiter hungern. Immer noch liegt die Zunge wie ein Kloss im Mund und hört auch nicht auf zu bluten.

Man müsste heute eigentlich den 2. oder 3. Juli 1944 schreiben, als nun unser Zug als letzter den Bahnhof verlässt. Nach einigen Kilometern Fahrt hält der Zug. Als ich nach vorne schaue, kann ich mehrere Züge ausmachen, die vor unserem auf den Schienen stehen. Der zweite scheint ein Personenzug zu sein. Meinen Begleiter, einen Leutnant, frage ich, ob er zu dem Personenzug wohl mitkommen würde. Er ist einverstanden. Wir marschieren also los.

«Mensch Meier, das ist ja ein Lazarettzug!» Einen Sani, der am Fenster steht, frage ich: «Habt ihr noch Platz?»

«Da müssen Sie den Spiess fragen. Der ist vorne.»

An der Spitze des Zuges winke ich zu dem am Fenster stehenden Spiess. Mein Kopfverband macht wohl Eindruck, weil er auch recht verblutet ist. Er öffnet das Fenster. Wieder röhre ich: «Haben Sie noch Platz für uns beide?»

«Wo kommen Sie denn her?»

Verdammt, dem kann ich nicht die Wahrheit sagen. Zum Glück steht der Zug an einer Eisenbahnbrücke über eine Strasse, wo reger Verkehr herrscht.

«Ein LKW hat uns bis hierher mitgenommen», schwinde ich.

«Na, dann kommen Sie rein. Ich habe gerade noch zwei freie Betten.»

Mir lacht das Herz im Leibe. Glück muss man haben. Mein Begleiter ist glücklicher Nutzniesser meiner Idee.

In einem Wagen sind zwei gegenüberliegende Betten frei, herrlich frisch bezogen. Ausziehen und hinein! Ein Gefühl wie im siebten Himmel. Ein Sani kümmert sich sofort um mich. Er wickelt den blöden Kopfverband ab und legt mir auf die blutende Zunge blutstillende Gaze.

«Können Sie etwas essen?»

Oh, was habe ich für einen Kohldampf. Seit dem Stückchen Spanferkel habe ich nichts mehr gegessen. «Habt ihr ein Süppchen für mich?»

«Natürlich, das kriegen Sie.»

So bekomme ich ein Mondamin-Süppchen, das für viele Wochen meine Nahrung bleiben wird. Etwas Schokolade habe ich noch. Die schabe ich als Kräftigungsmittel mit dem Taschenmesser in die Suppe. Das überdeckt ein wenig den ewigen Blutgeschmack. Oje, wäre ich auf der Lore geblieben, hätte ich weiter hungern müssen. Mein Begleiter ist unendlich froh, meinen Vorschlag angenommen zu haben.

Vor Wilna hält der Zug. Der Bahnhof wird von den Russen bombardiert. Uns, die wir noch etwa zwei Kilometer entfernt davon stehen, lassen sie in Frieden. Auch mit Bordwaffen wird der Zug nicht angegriffen. Ja, ohne Glück kann man einfach nicht überleben.

Die Fahrt geht weiter über Warschau, Dresden nach Erfurt. Von da gelange ich in das Kieferlazarett in Gotha.

Nach Heilung des Oberkiefers, des Zahnfleisches und der Zunge sind auch die geschlitzten Lippen wieder zusammengewachsen. Zwölf Zahnstümpfe werden extrahiert, aber später auch noch Zahn Nummer 13.

Da ich schon in einem Lazarett bin, suche ich auch einen Chirurgen auf und frage, ob er meinen verkorksten Arm reparieren kann.

«Das geht», meint er und holt einen Knochennagel.

«Was wollen Sie denn damit?» frage ich.

«Ich will ein Stück aus der Elle herausnehmen, damit das Handgelenk wieder in die richtige Lage kommt.»

«Um Gottes willen, mir reicht schon der kaputte Speichenknochen. Nein, ich meine, ob Sie die Speiche begradigen können.»

«Ja, das kann ich auch. Dann muss ich Ihnen aber ein Stück Knochen aus dem Schienbein herausnehmen und in die Speiche einsetzen. Bevor das aber in Ordnung ist, vergeht ein dreiviertel Jahr.»

Ja, da könnte ich hier vielleicht das Kriegsende erleben. Es ist verlockend. Trotzdem sage ich: «Nein!»

Rückblickend war das ein Fehler.

In diese Lazarettzeit fällt der 20. Juli 1944. Von dem Putsch in Berlin hören wir nur durch mündliche Übermittlungen. Näheres erfahren wir nicht. Da aber trifft uns ein Befehl, der uns Soldaten sehr befremdet. Von nun an hätten wir den «Deutschen Gruss» zu verwenden, also den Parteigruss. Da bin ich nun freiwillig in die Wehrmacht eingetreten, um dem ganzen Parteirummel zu entgehen, und nun legt, zumindest äusserlich, die Partei eine Hand auf uns – ausgerechnet auf Befehl des Pour le Mérite-Trägers und Reichsmarschalls Hermann Göring. Aber ein Oberleutnant der Luftwaffe und ich verwenden bei Spaziergängen nach wie vor den militärischen Gruss.

Mit dem Oberleutnant habe ich eins gemein: Wir haben beide Sprechschwierigkeiten. Er allerdings ist wesentlich übler dran, denn er hat keinen Unterkiefer mehr. Zwar ist ihm dafür schon Haut transplantiert worden, aber es fehlt noch der Knochen. Zur Zeit hat er nur eine Zahnprothese zur Formgestaltung in den Mund

## UNSER FELDZUG IM OSTEN – AUSBRUCH

---

gelegt. Gerade in diesem Lazarett sieht man viele verunstaltete Gesichter. Aber unser Arzt, der meinem Stubenkameraden und mir oft eine Visite abstattet, ist ein Spezialist und Könnler auf dem Gebiet der Transplantation und ausserdem ein netter und umgänglicher Mann.

Hier erlebe ich das erste Mal ein Bombardement in der Heimat. Die Waggonfabrik wird bombardiert. Von der Terrasse des hochgelegenen, als Lazarett verwendeten Offiziersheims habe ich einen Blick über die Stadt.

Jäger kurven über dem gesamten Stadtgebiet. So schaue ich dem Luftkampf zu. Ein britischer Jäger landet genau im OP des im Kasernengelände liegenden Lazaretts. Ein anderer Brite kommt direkt auf mich zu. Er wird von einer Messerschmidt 109 gejagt. Irgendwo wird der Brite zur Landung gezwungen. –

Endlich wird meine, wie wir sagen, «Kandare» angefertigt, die Ober- und Unterkieferprothese. Dabei stellt der Arzt fest, dass er ei-



*Gefangenenmarsch durch Moskau am 17. Juli 1944. -57.000 deutsche Soldaten gerieten während des Unternehmens «Bagration» in die Hand der Roten Armee und treten nun ihren Weg in jahrelange Gefangenschaft an.*

ne Zahnwurzel übersehen hatte. Eine Betäubungsspritze lehne ich ab, denn bei der ersten Prozedur habe ich nach den Spritzen wieder mal einen Tobsuchtsanfall bekommen. Das möchte ich gerade jetzt, auf dem Sprung zum Bahnhof, um in Genesungsurlaub zu fahren, vermeiden.

Mein Ersatzbataillon liegt in Marburg an der Lahn. Dort versuche ich, einem erneuten Einsatz in Russland, besonders einem bei der 129. Infanteriedivision, zu entgehen, und melde mich zur Italienfront. Mein Gepäck ist fertig für die Sammelstelle in Fulda, und mein Bursche steht bereit, mich zum Bahnhof zu begleiten. Da erreicht mich die Meldung, dass die 129. Infanteriedivision mich wieder angefordert habe. Verfluchter Mist! Dem teuflischen L. kann ich anscheinend nicht entkommen.

Also, auf zur Ostfront! – Auf zu der ungeliebten 129. Infanteriedivision!

## Ruhe bis zum Sturm

**A**ls Einzelreisender erreiche ich im November 1944 die 129. Infanteriedivision im Raume von Lomscha am Narew. Zu meinem Erstaunen werde ich nicht in der HKL eingesetzt, sondern einer Ausbildungskompanie als dritter Offizier zugeteilt. Bei einer polnischen Apothekerin, die gut Deutsch spricht, beziehe ich Quartier. Sie erzählt mir einige Geschichten von der politischen Ortskommandantur. Diese Parteileute, so meint sie, sähen ihre Aufgabe nur im Hamstern, Fressen, Saufen und Huren. Vor denen habe die Bevölkerung Angst. Deshalb halte sie, die Apothekerin, ihr Haus immer verschlossen. Mit viel Kundschaft braucht sie wohl nicht zu rechnen, denn viele Medikamente scheint sie nicht zur Verfügung zu haben. Um nicht alleine zu sein, hat sie eine Nichte bei sich aufgenommen. Wir drei sitzen abends bei magerer Beleuchtung öfter zusammen. Die Unterhaltungen sind immer interessant und aufschlussreich. So lerne ich auch das Denken der Polen in dieser Zeit kennen.

Der Dienst in der Ausbildungskompanie gleicht dem in einem Kasernenbetrieb. Ein Oberleutnant ist der Chef. Leider ist auch er ein Freund des Alkohols. Mir missfallen nach wie vor solche Trinkgelage. «Befehlstrinken» finde ich ohnehin widerlich, denn ich kann dem Schnaps nichts abgewinnen. So drücke ich mich davor. Das aber ist der Punkt, der mich immer wieder ins Abseits drängt. Der Oberleutnant ist ein ehemaliger Feldwebel, also ein Zwölfender, wie man sagt. Ich werde das Gefühl nicht los, dass gerade diese Leute recht trinkfreudig sind. Ein Drückeberger hierbei ist eben kein Soldat in deren Augen.

Eines Tages treffe ich meinen ehemaligen Bataillonskommandeur, Hauptmann L. In der Zwischenzeit hatte ich erfahren, dass er unter Hausarrest steht. Es läuft ein Verfahren wegen Feigheit vor dem Feinde. Man ist ihm also auf die Schliche gekommen. Ohne Hem-

mungen bleibt dieser Mann, dem ich eigentlich den Fehdehandschuh zuwerfen müsste, vor mir stehen. Er tut so, als habe er einen lieben alten Kameraden getroffen, ohne dabei seinen höheren Dienstgrad zu vergessen. Seine Fragen nach meinem Ergehen beantworte ich trotz der Vergangenheit höflich, aber knapp. Was brüllte er mir damals entgegen? «Sie wollen Offizier sein?» Ja, diese Frage wird man nun ihm ernsthaft stellen. Der Mann begreift in seiner Dummheit offenbar nicht, was er mir mit seiner Intrige angetan hat, ganz abgesehen von der ungeheuerlichen Ehrverletzung. So hält er es in seiner zweifelhaften Lage nicht einmal für nötig, sich bei mir zu entschuldigen. Wie sagte einer meiner Lehrer richtig? D-b-d-d-h-k-P! – Doof bleibt doof, da helfen keine Pillen.

Am Silvesterabend versammelt sich die Kompanie zu einer Feier. Auf Befehl des Oberleutnants habe ich etwas beizutragen. Nein, Humor kann ich in dieser Lage nicht entwickeln. Bei dieser Kälte ist mein Hirn ohnehin eingefroren. Immerhin bringe ich ein längeres Gedicht zustande, was ich verlese. Die letzten Zeilen lauten:

*Im neuen Jahr gibt's kein Zurück,  
Und dazu wünsch'ich allen Glück!*

Es gibt sogar Beifall. Sind es nun die Verse oder auch der Inhalt, der zum Beifall reizt? Ich glaube ja selbst nicht, was ich da geschrieben habe. Es ist nur ein Wunschdenken.

Schon am nächsten Tag wird die Kompanie aufgelöst, und ich werde dem sogenannten Erkundungsbataillon zugeteilt. Dort werde ich Adjutant des die Einheit führenden Hauptmanns. Er ist ein älterer, ruhiger, aber kontaktarmer Mann. Mir wird auch ein Bursche zugeteilt, der für mein leibliches Wohl sorgt. Das Bataillon hat drei Strafkompanien, die jeweils von älteren Oberleutnanten geführt werden. Unter den Soldaten befinden sich auch degradierte Offiziere und nach Todesurteilen Begnadigte. Die Aufgabe dieser



*Nach harten Gefechten gelingt es schliesslich der Roten Armee,  
weit nach Ostpreussen einzudringen. Hunderttausende von deutschen  
Zivilisten fliehen vor ihr.*

Kompanien besteht im Stellungsbau in zweiter und dritter Linie. Ich komme mir hier wie ein Bauunternehmer vor.

Am 13. Januar 1945 erhalte ich den Befehl, meinen Dienst in der HKL bei meinem alten Regiment aufzunehmen. So packe ich am nächsten Morgen meine Sachen. Gerade habe ich mein Gepäck aufgenommen, als in diesem Augenblick die Fensterscheibe meines Bunkers klirrt. Ich schaue auf die Uhr. Punkt 8. Nun geht es Schlag auf Schlag. Granaten rauschen durch die Luft. Überall kracht es un-aufhörlich. Kein Zweifel! Ein Grossangriff der Russen ist wieder mal gestartet. Würde ich nun meinem Befehl nachkommen, wäre ich schnell eine Leiche. Vermutlich wird der Regimentsgefechtsstand schon nicht mehr existieren. Bei dem Granatenhagel bis drei Kilometer und mehr in die Tiefe kommt aus der HKL keine Maus mehr heraus. Ich laufe zu dem Hauptmann, um Rat einzuholen. Er hat ei-

nen vornehmen Bunker, denn die Wände sind mit Brettern verkleidet. «Abwarten», meint er.

Es herrscht dichter Nebel. Den wollen die Russen ausnutzen. Nach zwei Stunden – es hagelt immer noch Granaten – erhalte ich von der Division telefonisch den Befehl, mich bei der Führerreserve des Armeekorps zu melden. Das ist eine gute Fügung, die mir eine Galgenfrist gewährt. So mache ich mich mit meinem Burschen auf den Weg. Zunächst treffen wir auf die Panzerdivision «Grossdeutschland». Sie soll, wie mir ein Offizier erklärt, den Panzervorstoß der Russen abfangen. Allerdings müsse man die Auflockerung des Nebels abwarten. Na denn, bis dahin ist die Infanterie verblutet.

Mitten im Wald treffen wir auf ein Prachtgebäude. Unschwer erkenne ich, dass hier kurz zuvor noch der Divisionsstab einquartiert war. Wir besichtigen das Haus. Es ist zweifelsfrei das Jagdschlösschen des Gauleiters Koch. Beim Händewaschen stelle ich fest, dass das Wasser noch sehr warm ist. Das ist ja prima. Sofort ziehe ich mich aus und steige in die Badewanne. Endlich mal wieder ein genüssliches Bad, und das in der Wanne eines Gauleiters. Die rundherum einschlagenden Granaten stören mich nicht. Nur mein Bursche kriegt Angstzustände und drängt zum Aufbruch. Ich lasse mich nicht stören. Nach dem Bad schaue ich mir das Haus näher an. Dieses Schlösschen ist natürlich erst nach Kriegsbeginn errichtet worden, denn dieses Gebiet gehörte seit 1920 zu Polen, jetzt ist es seit 1939 wieder Südostpreussen. Sowas Schickes wie dieses Jagdhaus habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Der grosse Fest- und Speisesaal ist gespickt mit Jagdtrophäen. Was kann einem bei diesem Anblick unter berstenden Granaten schon einfallen? Natürlich Goethe: möcht ich zum Augenblicke sagen, verweile doch, du bist so schön.» Ja, so manche Gauleiter verstanden es, das Leben zu geniessen. Sie haben sich auch an den Spruch gehalten: «Geniesse den Krieg, denn der Frieden wird furchtbar.» Es ist ein Jammer, wenn ich daran denke, wie dieses Haus nun von den Russen geplündert und zerstört wird.

## UNSER FELDZUG IM OSTEN – RUHE BIS ZUM STURM

---

Wir verlassen den lauschigen Ort im Wald. Beim Armeekorps werde ich im Stab als Ordonnanzoffizier eingesetzt. Damit bin ich der dritte im Bunde. Jeder von uns hat ein Krad mit Fahrer zur Verfügung. Der Luxus ist geblieben.

## Ostpreussen

**L**omscha am Narew, 14. Januar 1945, 8 Uhr. – Wie zu erwarten, konnte bei dem Druck der russischen Feuerkraft bei diesem Grossangriff im Nebel die Front am Südrand Ostpreussens nicht standhalten. Der Rückzug beginnt. Der Weg des Korps führt nach Nordwesten und folgt der Linie Johannisburger Heide-Sensburg-Heilsberg-Mehlsack-Heiligenbeil – also Richtung Frisches Haff.

Meine Hauptaufgabe als Ordonnanzoffizier beim Korps besteht darin, Verbindung mit den Divisionen und Regimentern zu halten. Immer wieder muss ich die Truppenstärke, Bewaffnung, Stimmung der Truppe und sonstige Einzelheiten erkunden. Anschliessend muss dann dem Kommandierenden General Bericht erstattet werden. Bei Gesprächen mit Regimentskommandeuren wird mir der Verfall der Moral offenbar: Man bespricht offen, dass einige Soldaten nur mehr mit Waffengewalt an Zurückfluten und Aufgabe ihrer Stellungen gehindert werden können, damit der Rückzug geordnet verläuft und der Feind nicht grossflächig durchbricht. Nur der Kommandeur des Grenadierregiments 509, Oberstleutnant Heidschmidt, schweigt. Er empfängt mich nicht persönlich, sondern lässt mir seine Meldung schriftlich übermitteln. Eigentlich müsste er meinen Namen noch aus der Zeit kennen, als er Spiess der 5. Kompanie des Infanterieregiments 94 in Köslin gewesen war. Da habe ich fast täglich mit ihm Kontakt gehabt. Nun höre ich im Nebenzimmer seine mir vertraute rauhe Stimme, aber ich bekomme ihn nicht zu Gesicht. Ja, nun ist er wer. Zufällig treffe ich auf einen Zug seines Regiments und erkenne zwei Kameraden aus früherer Zeit. Ich lasse mein Krad halten. Ja, da gehen die alten Kämpen mit hängenden Köpfen. Keiner beachtet mich. Am Schluss geht der mir noch bekannte Bataillonsarzt. Ich geniere mich, diesen armen Seelen gegenüberzutreten, und schweige.

Die Zivilbevölkerung hat unsagbares Leid zu ertragen. Sie schwankt immer wieder zwischen Heimattreue und der Angst vor den Russen. Es schwirren die übelsten Gerüchte durch ihre und unsere Reihen. Frauen würden vergewaltigt. Männer, Frauen und Kinder würden entsetzlich verstümmelt und erschossen. Die Vorgänge in Nemmersdorf werden bekannt. Man spricht von Vergewaltigungen, Verstümmelungen, Exekutionen, toten Frauen, toten Kindern. Mancher glaubt es nicht. So sehe ich bei einem Bauernhof ein einsames Mädchen von etwa achtzehn Jahren stehen. «Verschwinde doch schnellstens!» rufe ich ihr zu. «Nein, den Hof verlasse ich nicht!» ruft sie energisch zurück. Nein, man glaubt nicht, was Ilja Ehrenburg der Roten Armee eingepeitscht hat. Ich wünsche dem Mädchen eine Kugel, bevor sie so grausam zugerichtet wird. Man spricht davon, dass insbesondere heimattreue Gutsbesitzer es vorziehen, durch eine eigene Kugel hier in der Heimat zu sterben.

Die politische Führung bestimmt, wann die Bewohner ihr Dorf verlassen dürfen. Eine Ordnung ist gut und schön, aber es fehlt an einem System. Zum Teil sind die Strassen völlig verstopft. Das ist wohl richtig, aber dennoch kann man die Menschen nicht in letzter Minute gehen lassen. Die Panzer sind nun mal schneller als Pferde. An einer einsamen Strasse hocken zwei ältere Männer im Strassengraben, bewaffnet mit Gewehren. Sie tragen Armbinden mit der Aufschrift «Vblkssturm». O Gott, diese alten Herren sollen den David gegen den sowjetischen Goliath spielen und etwas tun, was junge und gut ausgebildete Soldaten nicht einmal schaffen?

«Gehen Sie nach Hause und kümmern Sie sich um Ihre Familien», rate ich ihnen. «Nein, wir haben Befehl, hier das Dorf zu verteidigen.» «So, und ich befehle Ihnen, nach Hause zu gehen und uns den Krieg zu überlassen.» Das allerdings lassen sich die beiden nicht zweimal sagen. Sie gehen. Gott sei Dank.

Der Frost nimmt immer mehr zu, und stellenweise liegt hoher Schnee. Das behindert natürlich das Vorwärtkommen der fliehen-

## SCHICKSAL EINER GENERATION

---

den Trecks. Die Fahrzeuge sind zumeist schwer beladen. Einige landen im Strassengraben, andere brechen zusammen. Frauen mit Säuglingen sind verzweifelt. Es gibt zwar viele frei herumlaufende Rinder, die man aus den Ställen hat treiben müssen, aber Milch gibt es trotzdem nicht. Die älteren Leute, die kein Fahrzeug haben, sind hilflos. Wer soll sie schon mitnehmen? Jeder hat seine eigene Last zu tragen. Eine ältere Frau, die nicht das Glück hat, einen gnädigen LKW-Fahrer zu finden, trägt schwer an ihrer Habe. Auf die Frage, was sie da für schwere Sachen trage, sagt sie, dass sie ihr Silberbesteck retten wolle. Ja, Leben contra Silber...

Es spricht sich herum, dass der Russe bei Elbing den Ring um Ostpreussen geschlossen hat. Gibt es jetzt überhaupt noch ein Schlupf-



*Nemmersdorf im Oktober 1944 nach einem Vorstoss der Roten Armee. –  
Ein deutscher Soldat untersucht die Kopfverletzungen eines  
erschlagenen deutschen Zivilisten. Eine internationale  
Ärztelkommission dokumentiert das Massaker.*



*Als die Rote Armee im Februar 1945 das Frische Haff erreicht, schliesst sich der Kessel von Heiligenbeil. Einziger Fluchtweg ist die zugefrorene See in Richtung Pillau. Das meiste der mitgenommenen Habe wird geraubt oder muss der Last wegen zurückgelassen werden.*

loch? Man hört, dass das Frische Haff kräftig genug zugefroren sei und die Trecks über das Eis nach Danzig strömen. Ja, und dann?

Wir, der Korpsstab, beziehen wieder mal ein neues Quartier. Jetzt befinden wir uns einen Kilometer nördlich von Heilsberg. Beim Morgengrauen höre ich aus Heilsberg Gefechtslärm. Soldaten strömen aus der Stadt. Ein Soldat erzählt mir, was sich dort abgespielt hat. Russenpanzer hätten während der Nacht die Kasernen umstellt, wo viele Soldaten übernachteten. Bei Tagesanbruch hätten die Russen das Feuer eröffnet. Er sagt, dass er zum III. Zug des Grenadierregiments 509 gehöre, also zum Regiment von Oberstleutnant Heidschmidt. Da fällt auch der Name Gänslin. Er war mein Kamerad in der Rekrutenzeit. Sofort frage ich: «Was ist mit ihm?» Da berichtet der Landser: «Er war mein Hauptfeldwebel. Wir liefen zusammen aus der Kaserne, als die Knallerei anfang. Ihn hat es dabei erwischt. Er ist tot.»



*Der Flüchtlingsstrom in den Westen ebbt nicht ab. Häufig kreuzen Truppenteile und Kampfgerät wie Panzer und Sturmgeschütze ihren Weg.*

Da kommt mir die Nacht wieder in Erinnerung. In der Dunkelheit fuhr ich mit dem Krad an vielen Trecks vorbei. Dazwischen fuhr Panzerwagen. Aus den Luken wurde immer wieder gerufen: «Macht Platz!» Verdammt, das waren russische Panzer gewesen! Niemand hatte es bemerkt. Diese Frechheit ist unglaublich. Natürlich! Die Schreier waren «Kameraden» vom Nationalkomitee.

○ – diese verfluchten Hunde! –

Just, als der Soldat seinen Bericht geendet hat, fliegen russische Schlachtflugzeuge über uns hinweg. Mit Bordkanonen schiessen sie die Strasse entlang. Einige Soldaten schiessen mit Karabinern auf die Maschinen. Das ist sinnlos, denn die Dinger sind gepanzert. Es gibt Tote und Verwundete.

Es ist Nacht, als ich Mehlsack durchfahre. Eine Geisterstadt erstreckt sich vor meinen Augen. Keine Menschenseele weit und breit. Hier und da liegt ein Toter. Anscheinend haben die Schlachtflugzeuge ihr Werk getan. Eine bedrückende und unheimliche Stille

liegt auf dem Ort. Es schaudert mich. Meinen Fahrer fordere ich auf, Gas zu geben. Nur weg hier.

Der Weg zum Frischen Haff ist nun nicht mehr lang. Damit rückt der Tag näher: Tod oder Gefangenschaft. Der Korpsstab wird reduziert. Ich werde in die HKL geschickt. Zunächst werde ich Adjutant bei einem Bataillon. Der Kommandeur ist eine Kopie des Hauptmanns L.: Alter Feldweibel, klein, feige und garstig. Na, da ist ja ein alter Zustand wiederhergestellt. Schon am nächsten Morgen bestätigt sich meine Vermutung. Der Russe greift an. Unsere Landser laufen. Auch mein Hauptmann, nachdem er einen Schluck aus der Flasche genommen hat, rennt davon und befiehlt mir, hier zu bleiben. Er würde die Leute zurückholen. Nach einigem Warten keimt in mir eine böse Vorahnung, denn keine Menschenseele taucht auf. Der verdammte Hauptmann lässt uns sitzen. Zunächst befehle ich den beiden Funkern mit den schweren Geräten zu verschwinden. Letztlich gehe auch ich mit den Meldern zurück in Richtung eines Waldes. Plötzlich wird aus dem Wald auf uns geschossen. Es ist eine 3,7 cm-Panzerabwehrkanone. Sie wird auch als Panzeranklopfgerät bezeichnet, weil die Granaten keine Durchschlagkraft haben. Ich winke den Pak-Leuten zu. Trotzdem wird wieder geschossen. Wir gehen in Deckung. Da sehe ich doch neben der Kanone meinen Hauptmann stehen! So ein Lump. Hat er seinen vorigen Adjutanten auch so umgelegt? Natürlich hat er Angst, dass ich ihn verpfeife. Aber ich werde mich hüten, denn der kann – wie L. – den Spiess umdrehen. Endlich ist der Hauptmann verschwunden. Wir schließen auf.

«Was soll der Blödsinn?» frage ich den Panzerschützen. «Der Hauptmann hat selbst geschossen!» Na, Gott sei Dank ist er ein Schlumpschütze. Aber nun haut er einfach ab und überlässt uns einem fraglichen Schicksal.

Am nächsten Tag in einer neuen Stellung ist es nicht anders. Bei den ersten Schüssen setzt der Hauptmann wieder die Flasche an den Hals und verschwindet. Zuvor befiehlt er mir, einen Gegenstoss zu unternehmen. Ich versuche es tatsächlich.



*Treffpunkt Heiligenbeil. Truppenteile, verwundete Soldaten  
und Hunderte von Zivilisten warten auf Schiffe, die sie  
nach Pillau übersetzen.*

Dann aber steht ein russischer Panzer vor uns. Und so bleiben wir liegen. Beim Dunkelwerden gehen auch wir zurück.

Das Bataillon ist geschmolzen, und so wird es zum Glück aufgelöst. Ich bekomme eine Kompanie mit drei vollen Zügen. Bataillonskommandeur ist ein Bayer, wie seine Sprache verrät. Er scheint ein beherzter Mann zu sein. Die neue Stellung befindet sich bei Eisenberg, also in der Gegend von Braunsberg. Meinen Kompaniegefechtsstand richte ich dreissig Meter hinter der HKL im Keller einer Scheune ein. Auf dem Hof des Gehöftes liegt ein toter Leutnant in einer nagelneuen Uniform. Der Kopf fehlt. Das Rätsel kann ich nicht lösen. So lasse ich ihn begraben.

Am nächsten Tag beginnt ein russischer Angriff. Die Scheune, in der ich mich befinde, wird in Brand geschossen. Durch das gespeicherte Stroh steht sie sofort in Flammen. Eine Kanone nimmt meinen II. Zug unter Feuer. Es gibt Verluste. Der Zugführer kommt angeannt. Ein Splitter hat die Arterie in der Armbeuge getroffen, die wie

ein Springbrunnen das Blut ausstösst. So binde ich mit meinem Taschentuch den Arm ab. Die Blutung kommt zum Stillstand. «Suchen Sie schleunigst einen Verbandplatz», rate ich ihm.

Granatwerfer und Kanonen bepflastern uns. Ich laufe mit meinen Meldern hinter eine Kartoffelmiete. Von hier aus kann ich das Geschehen beobachten. Dazu benutze ich ein Fernglas. Als alter Hase mache ich nun wieder einen Fehler. Oben auf der Miete liege ich mit dem Fernglas in der Hand und achte nicht darauf, dass ich mich prächtig vom Horizont abhebe. Das mögen die Russen nicht. Der Panzer setzt eine Sprenggranate direkt an die Miete. Wie immer trage ich keinen Stahlhelm. Die Granate detoniert und mein Geist schwindet für kurze Zeit. In der Schädeldecke sitzen einige Splitter. Ein Splitter hat das linke Ohr geschlitzt und da läuft das Blut fürchterlich. Als ich geistig wieder da bin, ist ein Melder schon dabei, meinen Kopf zu bewickeln. Der Verband suppt schnell durch. Mein Schädel brummt. Es hilft nichts, ich muss zum HVP. Einem Unteroffizier präge ich ein: «Laufen Sie zum III. Zug. Der Feldweibel soll vorläufig die Kompanie übernehmen. Wenn das Feuer nachlässt, soll er die alte Stellung wieder besetzen.»

Bei einer Häusergruppe werde ich von Feldjägern, wie man die Feldpolizei auch nennt, abgefangen. Sieh an, es ist soweit. Nun haben auch wir eine Art Politruks. Sie begutachten meinen Kopf und lassen mich weitergehen. Beim Hauptverbandplatz wird mir zunächst mal Tetanus antitoxin gespritzt. Mit den Splintern im Schädel kann man nichts anfangen. So verweist man mich an das Feldlazarett. Zunächst gehe ich beim Bataillonskommandeur vorbei und erkläre ihm die Lage. Im Feldlazarett vermutet man mögliche Hirnverletzungen. Man bringt mich nach Heiligenbeil am Frischen Haff. Hier verteilt man an die Verwundeten mehrere Flaschen Sekt. Na, wer hat die wohl gehortet und will sie nicht den Russen gönnen? Der Kopfverletzung wegen darf ich aber keinen Sekt trinken.

Man schreibt heute den 1. März 1945. Das Eis des Haffs ist brüchig geworden. Dadurch ist es gelungen, eine schmale Fahrrinne zu

## SCHICKSAL EINER GENERATION



*Um Zivilisten und verwundeten Kameraden eine Flucht nach Westen zu ermöglichen, stemmen sich immer wieder – selbst in scheinbar aussichtslosen Gefechten – deutsche Soldaten dem sowjetischen Ansturm entgegen.*

schaffen. Ein Motorboot, voll beladen mit Verwundeten, fährt nach Pillau. Auch ich bin dabei. Zufällig ist auch ein Arzt dabei, dessen Reiseziel Danzig ist, während ich nach Zoppot soll. Er nimmt mich in seine Obhut, denn mein Gesicht ist derart geschwollen, dass ich die Augen mit den Händen öffnen muss, um etwas sehen zu können. Den Grund dafür kann ich mir nicht erklären. Während der Fahrt versuche ich, ab und zu meine Augen zu öffnen. So sehe ich auf dem Eis Fahrzeuge und Pferde der Flüchtlinge liegen. Der Weg über das Haff war anscheinend der letzte Ausweg, um dem Kessel zu entkommen. Ihr Ziel war wohl Danzig oder Pillau. Nun tut sich nichts mehr auf dem Eis.

Mit Hilfe des Arztes halte ich irgendwie bis Danzig durch und erreiche letztlich Zoppot. Dort ist das Kasinohotel – ein unförmiger grosser Kasten – als Lazarett eingerichtet. Dies war vor dem Krieg

die Spielhölle für Deutsche, Polen und Russen. Zunächst lässt man meine Schwellungen abklingen. Dann wird geröntgt. Der Arzt meint, es könnte eine Schädelknochen-Fissur vorliegen. Er wolle es noch beobachten. Jedenfalls hat er die Splinter entfernt. Die Wunden am Schädel und am Ohr heilen sehr bald.

Es wird dringend ein Blutspender Gruppe A gesucht. Ich melde mich sofort. Meine Blutgruppe 0 passt immer. Die als Schwester fungierende bildhübsche Medizinstudentin jagt mir eine 1 mm-Kanüle in den Arm. 500 Kubikzentimeter meines Blutes fließen im Bogen in eine Art Weckglas. Eine andere Schwester setzt Kochsalzlösung hinzu und rührt fleissig. Es ist ein faszinierendes Geschöpf, das mich da zur Ader lässt. Deshalb sehe ich wohl kaum, was die beiden mit mir anstellen. Dann schaue ich bei der Transfusion zu. Der Soldat hat innere Blutungen. Der Arzt versucht im Brustkorb etwas zu tamponieren. Mein Blut fließt in den Körper des Soldaten. Er spürt, dass er sterben muss. Er trägt der Krankenschwester, die ihm zu trinken reicht, Grüße an seine Schwester und seine Eltern auf. Der Arzt ist mit seiner Kunst am Ende. Das Blut läuft durch die Matratze. Meine Spende konnte ihn nicht retten.

Während der Blutentnahme war mir nebenbei zu Bewusstsein gekommen, dass ich Geburtstag habe, meinen 25. Das ist ein Grund für die Medizinstudentin, mir eine Freude zu bereiten. Sie bringt eine Flasche Sekt auf mein Zimmer, wo wir sie gemeinschaftlich verteilen. Ja, so habe ich noch eine zünftige Geburtstagsfeier und die mit einem so begnadeten Wesen. Lange bleibt sie bei mir im Zimmer. Doch was nützt in dieser Lage ein überspringender Funke? Morgen schon kann ich tot sein. Es muss ganz einfach bei dem Prickeln und dem Wunschtraum bleiben. Leider!

Am nächsten Morgen muss ich mich von meinem Schwarm verabschieden. Am Ostseestrand schlägt die erste Granate ein, als ich das Haus verlasse. In Danzig versuche ich, ein Schiff nach Pillau zu erwischen. Es misslingt. So fahre ich mit der Kleinbahn nach Stuttgart und auf der Nehrung weiter mit einem LKW, der mich bis nach Pillau mitnimmt. Dort gibt man mir bei der Sammelstelle einen

Marschbefehl nach Heiligenbeil. Dort, wie ich höre, besteht nur noch ein kleiner Brückenkopf. Die Bombardierung von Heiligenbeil ist von hier aus zu sehen. In dieser Hölle soll ich mein Leben beschliessen?

In Pillau entdecke ich durch Zufall den Stander meiner 558. Volksgrenadierdivision, der ehemaligen 111. Infanteriedivision. Der Stab hat sich also der Hölle entzogen. Das könnte meine Rettung sein. Der Personalchef, Hauptmann B., erklärt mir, dass der Divisionsstab per Schiff nach Westen verlegt wird. Da ich nicht Angehöriger des Stabes sei, könne man mich nicht mitnehmen.

Nach Heiligenbeil brauche ich aber dennoch nicht zurück. Nachdem mir das silberne Verwundetenabzeichen verliehen worden ist, erhalte ich einen Marschbefehl zur Führerreserve der Heeresgruppe Nord in Neutief auf der Frischen Nehrung. Das ist also meine Galgenfrist.

Der Hafen Pillau ist mit Menschen vollgestopft, Soldaten und Zivilisten, also Flüchtlinge, die auf ein Schiff warten. Alles rennt, rettet, flüchtet, so scheint es. In diesem Menschengewühl treffe ich meinen alten Schweidnitzer Lazarettkameraden, Oberleutnant Schwede. Die Freude ist gross, und er lädt mich zu einem Schluck ein. Auch er wird Pillau mit dem Schiff verlassen, denn er gehört zu einem Divisionsstab.

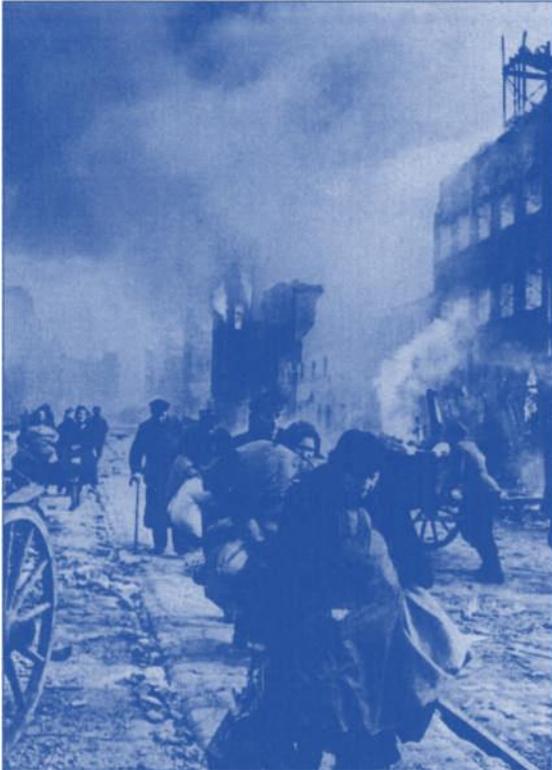
Heute, am 19. März 1945, begeben sich mich zu Fuss nach Neutief. Der Militärflugplatz, bis zu dem mich ein Kutschwagen mitnimmt, wird von Bombern angegriffen. Zwei Bomben fallen in meine unmittelbare Nähe. Durch einen Sprung in einen Wassergraben kann ich mich retten. Auf dem Flugplatz stehen einige Jagdflugzeuge. Sie scheinen keinen Sprit mehr zu haben.

Bei der Führerreserve werde ich von einem Hauptwachtmeister empfangen. Wir beide schauen uns an. Die Freude ist gross. Es ist Hans Rohde, ein Landsmann aus meiner Heimatstadt Bublitz in Hinterpommern. Wie pflegt man in solchen Fällen zu sagen? Wie klein ist doch die Welt.

## Danzig

**M**an schreibt den 23. März 1945. – Ich erhalte den Einsatzbefehl für die 389. Infanteriedivision. Diese Nachricht erreicht mich während einer Filmvorführung bei der Führerreserve in Neutief. Das bringt mich nicht aus der Ruhe, und ich schaue mir den Film «Das andere Ich» bis zum Ende an. Dann begeben mich auf die Walz. Schade, dass ich dieses herrliche Plätzchen auf der Frischen Nehrung wieder verlassen muss. Die schönen Spaziergänge mit einem Kameraden an dem herrlich weissen Badestrand, die wirklich Erholung waren, haben mir gutgetan.

Zunächst habe ich mich beim Armee-Oberkommando 2 in Weichselmünde zu melden. Auf jeden Fall muss ich erst einmal nach Danzig kommen. Ein LKW nimmt mich mit nach Stutthof. Dort treffe ich auf einen Major und einen Leutnant, die den gleichen Weg haben. Wir drei kommen an einem Konzentrationslager, wie wir vermuten, vorbei. Es ist verlassen. Neugierig werfen wir einen Blick in das Lager. Erstaunlich ist die Ordnung und Sauberkeit. Besonders die Küche macht einen sehr gepflegten Eindruck. Wir sind uns einig, dass hier ein Aufenthalt wohl angenehmer sein müsste als in einem Gefängnis oder gar in einem Zuchthaus. Von den inneren Vorgängen weiss keiner etwas. Jeder weiss zwar, dass es solche Lager geben soll zur Umschulung politisch Andersdenkender. Wir sind einfach schon lange Soldaten und haben von politischen Vorgängen kaum etwas gehört. Unter uns wurde nie politisiert. Selbst auf der Kriegsschule, jedenfalls bei meinem Lehrgang, wurde über Politik kein Wort verloren. Das Thema unserer ersten Arbeit, eines Aufsatzes, lautete «Was wissen Sie über Reichskanzler Otto von Bismarck». Solange ich nun schon Soldat bin, waren und sind wir, die deutsche Wehrmacht, noch immer ein Staat im Staate. Wohl aus diesem Grunde waren wir auch so abgeschottet von der Aussenwelt.



*Die Bevölkerung flieht aus dem brennenden Danzig. Tausenden von Flüchtlingen war die Stadt erster Zielpunkt gewesen.*

Nur im Heimaturlaub hörte man gelegentlich etwas Politisches. Da meine Eltern nicht in einer Partei waren und auch keinen anderen Organisationen angehörten, habe ich auch zu Hause nichts Sonderliches erfahren können.

In Stutthof finden wir kein Fahrzeug. So nehmen wir in einem leeren Haus Quartier, denn es ist dunkel geworden. Nur der Major hat Gewissensbisse und will sich alleine durchschlagen. Da ich Hunger habe, suche ich die Fleischerei des Ortes auf. Leutnant Zemanowski begleitet mich. Den Fleischer hatte ich schon

auf meinem Weg von Zoppot nach Pillau aufgesucht. Obwohl ich nur Wurst kaufen wollte, wurde ich gleich zum Essen eingeladen. Als ich nun heute wieder im Laden erscheine, ist die Fleischersfrau erfreut und bittet uns beide gleich in die Wohnung. Besonders erfreut zeigt sich die ältere der beiden Töchter. Natürlich hatte sie schon beim ersten Besuch Feuer gefangen. So werde ich behandelt wie ein heimkehrender Verwandter. Da staunt Zemanowski nicht schlecht, dass ich gleich mit Küsschen begrüßt werde. Wir beide werden mit Fleisch aus frischer Schlachtung bedient. Der Fleischer meint, dass er die Mitbewohner und Flüchtlinge nicht im Stich las-

sen kann, und er schlachte deshalb, so lange es geht. Die Blicke der Tochter, vielleicht siebzehn Jahre alt, treffen mich recht durchdringend, und ich spüre, dass sie mich wohl gerne bei sich behielte. Sie ist hübsch und ansprechend. Was hilft es, wir müssen weiter. Einer so lieben Familie, die einen Fremden so gastfreundlich aufnimmt, bin ich noch nie begegnet. Verabredungen sind in unserer Lage aber leider sinnlos. Schade! Der Abschied fällt schwer. Mit Küsschen und guten Wünschen endet der unvergessliche Besuch in Stutthof bei einem Fleischer, der die Treue zu den Mitbewohnern höher hält als die Sicherheit der eigenen Familie. Die Tochter hält mich lange im Arm, während die Tränen fließen. Ja, der Krieg kennt kein Pardon.

24. März. – Am frühen Morgen setzen wir unsere Reise mit der Kleinbahn fort. Während der Fahrt erkennt mein Begleiter seine Mutter, die in einem Treck auf der parallel zur Bahnstrecke verlaufenden Strasse geht. Nun kann ihn nichts mehr halten. «Wir sehen uns am Kleinbahnhof Danzig!» ruft er und springt aus dem fahrenden Zug. Auch das noch. Wann werden wir dann wohl in Weichselmünde ankommen? Allmählich kriege auch ich Gewissensbisse. Aber den Kameraden lasse ich nicht im Stich. Geduldig warte ich am Bahnhof. Langeweile habe ich nicht, denn in meinem Brotbeutel habe ich noch den Roman *Anilin: Roman eines Farbstoffes* von Karl Aloys Schenzinger. Ich fand diese Schwarte irgendwo in Ostpreussen. Einen Einband hat das Buch nicht mehr und liess sich deshalb im Brotbeutel, in dem sich doch keine Vorräte befinden, gut verstauen. Es ist ein so spannendes Buch, dass man alles um sich vergessen kann. So höre ich auch kaum das Grollen des Kanonendonners und vergesse auch die Zeit.

Nach einer Stunde taucht Zemanowski endlich auf und wir machen uns auf den Weg nach Weichselmünde. Wie zu erwarten, ist der Major, den wir in Stutthof traf, einige Stunden vor uns beim Oberkommando eingetroffen. Die uns nun verpasste «Zigarre»



mussten wir schlucken. Es war ja auch Unsinn, uns erst nach Weichselmünde kommen zu lassen, obwohl man die Einheit kannte, der wir zugeteilt wurden. Zemanowski und ich werden der 389. Infanteriedivision zugewiesen. Wir bekommen unsere Meldebescheinigung und fahren nach Danzig zurück. Nach langem Suchen finden wir die Division.

*Gerade in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges wurde «Feigheit vor dem Feinde» mit harten Strafen geahndet.*

Zemanowski wird Chef einer Infanteriegeschütz-Kompanie. Ich muss mich beim Grenadierregiment 544 melden. Unsere Wege trennen sich. Als ich so die Strassen von Danzig «durchwandere», denke ich an die Rede des Gauleiters von Danzig, Albert Forster, die ich zufällig auf dem Rückweg von Zoppot hörte. Er sagte: «Wir werden Danzig verteidigen wie einst unsere Vorfahren. Wir werden bis zum letzten Mann kämpfen.» Leichter gesagt als getan. Ist er in der Lage, uns die entsprechenden Waffen zu geben? Ja, nun soll er – wie ich höre – angeblich zum Führer befohlen worden sein. Er ist also raus aus diesem Hexenkessel.

Mir fällt auch der Propagandist ein, der im Frühjahr 1944 vor uns jungen Offizieren in Hannover sprach: «Gewinnen wir den Krieg, so hat ihn die Partei gewonnen. Verlieren wir den Krieg, so hat ihn

die Wehrmacht verloren.» Ja, so einfach ist das. Eine prächtige Logik. Wem aber rechnet er Hitler zu? Er ist nicht nur Parteiführer, sondern auch Oberbefehlshaber der Wehrmacht. Ich traue meinen Augen nicht. Da hat man doch einen jungen Soldaten mit einem Schild auf der Brust an einem Baum aufgehängt: «Ich war zu feige zu kämpfen.» Bei diesem Anblick packt mich der Zorn. Wer hat hier zu richten?

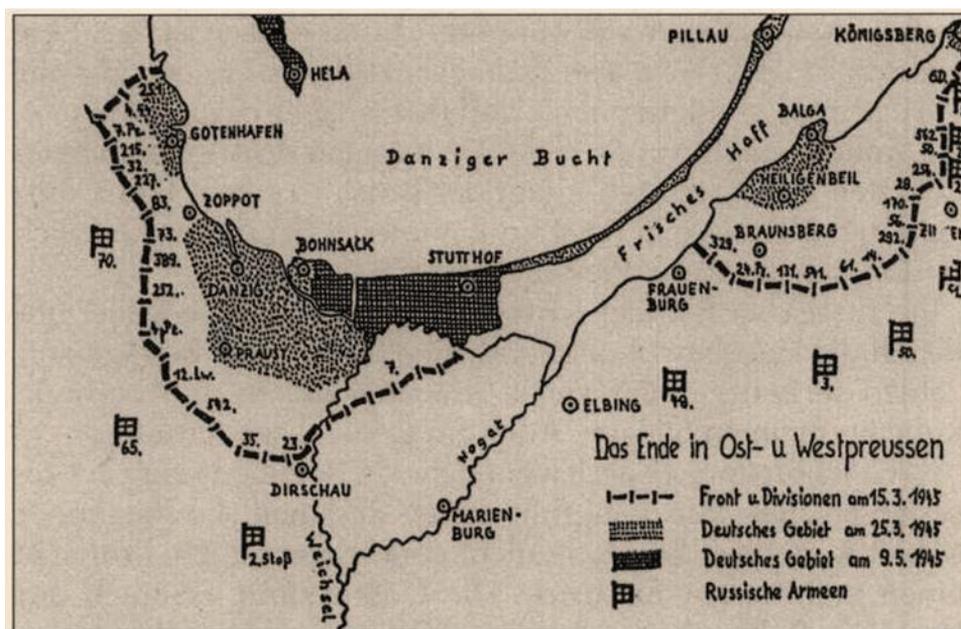
Ein russischer Bomber wirft Bomben ab. In einem Keller finde ich die Hausbewohner versammelt. Auf mein Befragen erzählen die Leute, dass in vielen Strassen Soldaten zur Abschreckung an Bäumen hängen. Auch ein General sei darunter.

Es ist schon dunkel, als ich endlich den Regimentsstab im Kasernengelände von Langfuhr finde. Regimentskommandeur Major R. ist beim Empfang nicht gerade freundlich. Er macht einen verbitterten Eindruck. Die Unterredung ist auch nur kurz. Das II. Bataillon habe keinen Offizier mehr, und ich müsse es deshalb übernehmen.

Den Bataillonsgefechtsstand finde ich in Hochstriess, bei einem Einfamilienhaus, das am äussersten Ende des Ortsteils an der Bahnstrecke liegt. Die Führung hatte ein Verwaltungsoffizier übernommen. Ach du meine Güte! Das Bataillon besteht aus dreissig Mann. Sowas nennt man noch Bataillon? Den Regimentskommandeur könnte man bestenfalls Kompanieführer nennen. Die Bewaffnung besteht ausschliesslich aus Karabinern. Eine wahrhaft schlagkräftige Truppe. Nachbareinheiten gebe es nicht, so sagt man mir.

Nun, in der Dunkelheit kann ich ohnehin nichts unternehmen. So gehe ich in eine nahegelegene Villa, um mich dort vorzustellen. Ich finde aber nur eine recht attraktive Dame von etwa dreissig Jahren. Sie empfängt mich freundlich. Während unserer Unterhaltung erzählt sie, dass ihr Mann Oberleutnant sei und sich an der Front befinde. Ich rate ihr, möglichst schnell zu verschwinden. Sie sagt aber: «Nein!» Immer wieder mache ich ihr klar, was sie erwartet, wenn die Russen kommen. Aber sie bleibt bei ihrem Entschluss. Dann bitte

## SCHICKSAL EINER GENERATION



*Einsatzgebiet von Heinz Kuss ab dem 25. März 1945 in Danzig-Langfuhr, Verwundung in Danzig-Heubude am 29. März. Die deutschen Soldaten kämpfen einen verzweifelten Kampf gegen die fünffache sowjetische Übermacht, um die Flucht der Zivilbevölkerung zu ermöglichen.*

ich sie, zumindest ihr Äusseres zu verändern. Die besondere Ausstrahlung dieser selbstbewussten und stolzen Dame ist nicht zu übersehen. Mein Reden gleitet an ihr ab. Ihr wiederholter Einwand ist, dass sie nicht wisse, wohin sie gehen solle.

Trotzdem rate ich, dass sie sich anderen Danziger Zivilisten anschliessen soll, da sie bei ihnen wenigstens etwas Schutz fände. Alles ist fruchtlos. Langsam bekomme ich den Verdacht, dass sie ihrem Leben ein Ende machen will, sobald meine Einheit ihr Grundstück verlässt.

25. März. – Am frühen Morgen stelle ich fest, dass wir uns hier innerhalb eines grossen Bogens, den der Eisenbahndamm bildet, befinden. Die Villa hat eine Hanglage, und so kann ich das ganze Ge-

lände gut, aber nur innerhalb des Bogens einsehen. Im Bahndamm befindet sich ein Tunnel, durch den die Strasse schnurgerade auf das Kasernengelände zuläuft. Neben uns liegt die Bahnstrecke in einem Geländeeinschnitt. Links und rechts davon ist dichter Baumbestand vorhanden. Das veranlasst mich, einen Spähtrupp entlang der Bahnstrecke vorzuschicken, um die Feindlage zu erkunden.

Der Spähtruppführer beklagt sich nach seiner Rückkehr, dass ich ihn direkt in die Arme der Russen geschickt hätte. Plötzlich hätte ein Russe vor ihm gestanden und gesagt: «Komm, Kamerad – komm!» Trotzdem hätten sie weglaufen können. Ich konnte ihm nur antworten: «Ein Spähtrupp macht keinen Ausflug. Da muss man schon Augen und Ohren aufsperrern.» Aber ihm fehlt wohl die Erfahrung. Es ist schlimm, wenn man Soldaten hat, die völlig fremd für mich und die andern sind. Das ist in dieser Endphase aber nicht zu ändern. Es geht in der Hauptsache nur noch darum, den Russen aufzuhalten, um möglichst vielen Leuten noch die Flucht zu ermöglichen. Dafür unser Opfer.

Die Männer haben Hunger. So schicke ich zwei Männer zur Kaserne, wo ich ein Verpflegungslager vermute. Die beiden kommen ohne Verpflegung zurück. Die Zahlmeister hätten die Herausgabe von Verpflegung abgelehnt. Oh, was sind das für Hornochsen! Horsten sie für die Russen?

Die Dame des Hauses kommt zu uns mit eingewecktem Obst. Ich versuche abzulehnen. Doch sie meint: «Wenn sie's nicht essen, nehmen es die Russen. Mir bleibt doch nichts davon.» Das ist ein Argument. Und so nehmen wir die Spende gerne an. Mit Heisshunger werden die schönen Früchte verschlungen. Lang, lang ist's her, dass man solche Leckereien auf der Zunge hatte.

26. März. – Sechs russische Panzer kommen durch den Eisenbahntunnel und fahren auf das Kasernengelände zu. Ich kann nur hoffen, dass der Regimentsstab aufpasst. Dann sind im Kasernenge-

lände Schüsse zu hören. Was sich im Einzelnen dort abspielt, kann ich nicht erkennen. Bald herrscht jedenfalls wieder Ruhe.

Russische Infanterie versucht vom Tunnel her einen Angriff gegen das Kasernement. Da fallen plötzlich «schwere Koffer» vom Himmel – genau in den Angriff. Die Russen laufen zurück. Da fällt mir Leutnant Zemanowski ein, der ja die Infanteriegeschütz-Kompanie übernehmen sollte. Sein Beobachter wird das Feuer geleitet und gut plazierte haben. Vielen Dank, lieber Zemanowski, kann ich da nur denken. Ich hätte nicht gedacht, dass die Geschütze in der Stadt Stellung beziehen würden.

Bei Einbruch der Dunkelheit habe ich mich laut Befehl abzusetzen. Von meiner unfreiwilligen Gastgeberin verabschiede ich mich und wünsche ihr Glück. Ohne erkennbare Erschütterung reicht sie mir die Hand. Auch sie wünscht mir Glück. Diese Frau und ihr Denken begreife ich nicht.

Zunächst gehen meine Männer und ich in das Kasernengelände zum Regimentskommandeur. Hier stehen verstreut die russischen Panzer, die von dem Regimentsstab abgeschossen wurden. Ich frage einen Soldaten, wie sie das geschafft haben. Natürlich, der Herr Kommandeur hatte die brauchbaren Waffen um sich geschart. So hat er eben auch Panzerfäuste und sogenannte Ofenrohre, aus denen Raketen abgefeuert werden, die jeden Panzer zerstören.

In einer Strasse vor dem Friedhof in Langfuhr beziehen wir Stellung. Zur Verstärkung bekomme ich einige Männer des sogenannten Festungsbaubataillons. Es sind alte Herren. Mir ist klar, dass ich am Morgen nicht mehr viele von ihnen sehen werde. Es sind ja Männer aus Danzig. Sie werden schon Zivilkleidung finden und nach Hause gehen. Von diesen Leuten ist eine Strassensperre gebaut worden. Sie ist aber nicht geschlossen. Was nützen ohnehin Sperren, wenn andere Strassen frei sind. Es kommt mir vor wie Kriegsspielerei.

Ich selbst sitze mit meinen Meldern in einem Keller unter vielen Hausbewohnern. Sie suchen mit uns keinen Kontakt, aber dennoch bekommen wir eingewecktes Obst.

27. März. – Am frühen Morgen stossen Panzer mit auf sitzender Infanterie an uns vorbei. Ich lasse mein Bataillon auf dem Friedhof sammeln. Es fehlen einige. Die alten Herren sind alle verschwunden. Auf dem Friedhof werfe ich einen Blick in die Kapelle. Die Bänke sind beiseitegeräumt. Der Fussboden ist bis zur Tür mit Toten, die in Papiertüten gehüllt sind, bedeckt. Warum hat man sie noch nicht begraben? Offenbar hat sich niemand bereitgefunden, Gräber auszuheben.

Ich suche nach meinen restlichen Soldaten. Nur einen entdecke ich in einem Gebüsch. Er ist tot. Wer kann hier auf ihn geschossen haben? Jedenfalls hat er sich nicht selbst erschossen.

Plötzlich höre ich auf dem Friedhof eine fürchterliche Detonation. Da sehe ich die Infanteriegeschütz-Kompanie in Stellung. Leutnant Zemanowski, mein Weggefährte zum Oberkommando, liegt verwundet am Boden. Er hat einen Stecksplinter im Bein und ist nicht gehfähig. «Was war los?» frage ich. Die verfluchten Feuerwerker haben ohne ein Wort unsere Granaten einfach gesprengt.

«Sie müssen hier schleunigst verschwinden. Panzer stehen auf der anderen Seite. Sie werden die Geschütze vielleicht nicht mehr wegbekommen.»

Meine Rederei interessiert Zemanowski nicht. Er hat anscheinend grosse Schmerzen. Ich wünsche ihm Glück. Dann bringt man ihn fort.

Am Ende des Friedhofs baue ich eine neue HKL auf. Da kommt ein Landser jubelnd mit einer Panzerfaust. Das ist ja prächtig. Ich gehe mit ihm an die Friedhofsmauer, hinter der ein Panzer stehen soll. Hinter der Mauer höre ich aufgeregte Stimmen. Aha, da stehen die Genossen. Der Landser möchte gerne selbst schiessen.

«Also, Sie steigen auf meine Schulter. Zielen Sie auf den Motor oder auf die Kuppel.»

Gesagt – getan. Auf meiner Schulter drückt der Landser den Zündknopf. Eine leichte Explosion ist zu hören. Sofort springt er

von der Schulter. Jenseits der Mauer gibt es eine grosse Aufregung. Es wird geschrien. Russen laufen am Eingangstor vorbei. Sie flüchten. Na bitte, es hat doch gewirkt. Hätten wir nur mehr Panzerfäuste.

Die Russen sind böse geworden. Die Begleitinfanterie greift vom Eingangstor des Friedhofs an. Ich habe nur meine kleine Pistole. Zum Glück bringt mir ein Landser ein Sturmgewehr mit etwas Munition. Damit ist mein Traum erfüllt. Nun ist der Krieg fast zu Ende, und erst jetzt komme ich in den Besitz einer Waffe, die ich schon immer gerne gehabt hätte. Nun laufe ich in die erste Etage des Hauses. Von hier aus nehme ich jeden einzelnen Russen unter Feuer. Kein Russe rührt sich mehr.

Mein Feldwebel kommt zu mir und erklärt, dass in einem Keller Soldaten versammelt seien und eine weisse Fahne bei sich hätten. Auch das noch. Liquidationen sind nicht meine Stärke. Damit sollen sich andere befassen. So schicke ich den Feldwebel zum Regimentskommandeur. Als er zurückkommt, berichtet er, dass alle Soldaten mit Genickschuss hingerichtet wurden. Bei einem habe man einen Ausweis des Nationalkomitees gefunden. Diese verfluchten Kerle sind also wieder am Werk.

Ein anderer Soldat berichtet mir, dass im Keller des Hauses zwei Feldwebel sitzen und saufen. Der Mann hat recht. Zwei Feldwebel mit Feuerwerkerabzeichen haben dort zwei Mädchen bei sich. Alle vier machen einen angetrunkenen Eindruck. Was soll ich bloss mit den Kerlen machen?

«Kommen Sie, Herr Leutnant, trinken Sie einen mit.»

Nach der derzeitigen Praxis müsste ich sie erschiessen. Ein Landser fragt: «Was sollen wir mit denen machen?» «Überlassen wir sie den Russen.»

Zu spät fällt mir ein, dass diese beiden Feuerwerker ohne Zweifel dem Nationalkomitee angehören, denn es waren ja, wie Zemanowski sagte, Feuerwerker, die seine Granaten gesprengt hatten. Ich ärgere mich, dass ich diese verfluchten Kerle mit heiler Haut habe davonkommen lassen.

Zu allem Überfluss begegne ich auf dem Hof einem grauhaarigen Mann in Uniform. Wie kommt der zur Uniform? Vielleicht hat er zum Bautrupp gehört. Er kann sich kaum auf den Beinen halten und schwankt volltrunken daher. Ich nehme das Sturmgewehr in die Hüfte und brülle:

«Verschwinden Sie, sonst knalle ich Sie ab!»

«Schiessen Sie doch. Das macht mir nichts», lallt er.

Dann kriege ich ihn doch in das Haus getrieben.

Auf der anderen Seite des Friedhofs sehe ich auf der geraden Strasse einen deutschen Soldaten ohne Waffe entgegenkommen. Er hat die Winkel eines Obergefreiten. Mitten auf der Strasse geht er ruhigen Schrittes. Natürlich wird er von den Russen geschickt. Es gibt keinen Zweifel. Ohne stehenzubleiben, sagt er frech: «Da vorne ist nichts los.» Warum erschiesse ich den Lumpen nicht? Wenn ich doch bloss nicht solche Hemmungen hätte, einen deutschen Soldaten zu erschliessen, selbst wenn er ein Verräter ist! –

Sieh an, Regimentskommandeur Major R. lässt sich auch mal blicken. Das muss einen Grund haben.

«Warum haben Sie Ihre Männer zurückgezogen?» fragt er.

«Beide Nachbarn links und rechts sind verschwunden. Eine Reihe von ihnen ist zum Russen übergelaufen. Panzer stiessen an mir vorbei, und Panzerabwehrwaffen haben wir nicht. Da hatte ich keine andere Wahl.»

Während meines Redens entdecke ich den eigentlichen Grund seines Besuches. Am Hals des Kommandeurs prangt ein Ritterkreuz, und auf den Schulterstücken strahlt ein Stern.

«Herzlichen Glückwunsch, Herr Oberstleutnant», füge ich also hinzu.

«Danke.» Das ist alles. Ohne ein weiteres Wort verschwindet der neugebackene Oberstleutnant. Ich konnte mir bei meinem Glückwunsch ein Grinsen nicht verkneifen. Für mich ist das Abschiessen von Panzern, wenn man entsprechende Waffen hat, weiter nichts als eine Überlebensnotwendigkeit, aber keine Heldentat. Ich habe dem Kommandeur nicht einmal gesagt, dass auch wir einen Panzer abge-

schossen haben. Er aber wird beim Divisionskommandeur seine Heldentat gerühmt haben. Er selbst hat gar nicht geschossen, kasziert aber einen Orden, der eigentlich seinen Meldern zusteht. Ich mag diese «Halskranken» nicht. Besonders in dieser Lage kommt mir das so vor, als würde einem Schiffskapitän kurz vor dem Sinken seines Schiffes ein Glückwunsch für seinen guten Heringsfang telegraphiert. Immerhin sind noch Orden und Sterne vorrätig. Da wird mancher in den letzten Tagen noch hinlangen. Mögen sie sammeln, wenn sie Spass daran haben.

Ein Feldweibel in Panzeruniform kommt zu mir.

«Ich soll mich bei Ihnen erkundigen, wo die russischen Panzer stehen.»

«Sehen Sie dort – hinter der Friedhofsmauer stehen drei Panzer hintereinander. Wenn Sie die abschiessen wollen, müssen Sie dort um die Strassenecke in die Parallelstrasse einfahren.»

«Das kann nichts werden. Wenn ich mit meinem Tiger um die Ecke komme, hat man mir zumindest gleich die Kette zerschossen. Das tut mir leid. Ich kann Ihnen nicht helfen.»

Tja, was soll man von den schweren Waffen schon erwarten. Wenn es brenzlich werden kann, streiken sie. Lieber Infanterist, hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Das habe ich im Laufe des Krieges oft genug gelernt.

Die Russen unternehmen nach dem abgeschlagenen Angriff nichts mehr. Mit Einbruch der Dunkelheit bekomme ich den Befehl, in den Wallanlagen auf der anderen Strassenseite in Stellung zu gehen. Von den Leuten des Festungsbaubataillons hat sich niemand mehr eingefunden.

Man kann es ihnen nicht einmal verdenken. Schliesslich werden die alten Herren nur als Notnagel verwendet, während ihr Gauleiter sich in Sicherheit wiegt. Bei der Roten Armee allerdings gibt es viele Grauhaarige. Sie werden rücksichtslos in Angriffe getrieben, denen sie körperlich gar nicht gewachsen sind. Kein Wunder, dass die Verlustquote bei den Russen so hoch ist. So manches Mal hatte

ich den Eindruck, dass es den alten Rotarmisten gleich war, ob sie nun von den Deutschen oder von ihren Treibern erschossen werden.

Meinen Gefechtsstand habe ich in einem Keller hinter den Wohnanlagen eingerichtet. Ein Kellerraum ist für mich und die Melder frei. In den anderen Kellerräumen befinden sich die Hausbewohner. Es sind nette Leute, die uns ungefragt etwas zu essen geben. Kurz vor Mitternacht kommt ein Melder. Es wundert mich, dass er uns überhaupt gefunden hat. Sicher hat er lange suchen müssen. Der vom Kommandeur Major R. persönlich geschriebene Befehl, den er mir überreicht, lautet:

Grenadierregiment 544 Regimentsgefechtsstand  
27. III. 45

22.30 Uhr

An II. Bataillon

2. Kompanie

Grenadierregiment 544 setzt sich sofort unter Belassung von 2 Gruppen als Nachtruppen ab. Nachtruppen verbleiben bis 24 Uhr am Feind.

Marschweg: Delbrückallee-Hindenburgallee-OliverTor.

Versammlung: Werftgelände südl. Kranfähre.

R.

Ich schaue auf die Uhr. Es ist 23.30 Uhr. Da werde ich jetzt niemanden mehr zurücklassen, sondern um 24 Uhr mit allen absetzen. Nach zwanzig Minuten schicke ich zwei Melder los, um das Bataillon zusammenzutrommeln. Es ist wieder einmal eine finstere Nacht.

28. März. – Es ist 0 Uhr. Das Bataillon ist vollzählig da. Durch Gärten gehen wir zur nächsten Querstrasse. Da ich keinen Stadtplan habe, kenne ich den Weg nicht. Also muss ich mich auf meinen



*Die deutschen Grenadiere erwarten den Angriff des Gegners.  
Ein Sturmgeschütz steht zur Bekämpfung feindlicher Panzer bereit.*

Spürsinn verlassen. In der Querstrasse gehen wir nach links, um eine der bezeichneten Strassen zu finden. Wir kommen an einem Haus vorbei, in dem ein kleiner Brand schwelt. Kaum bin ich an diesem Haus vorbei, da höre ich von der nächsten Strassenecke her: «Stoj!» Verdammt, da sind schon die Russen. Sofort reisse ich das Sturmgewehr in die Hüfte. Noch bin ich nicht sicher, ob das «Stoj» von Deutschen oder Russen gerufen wurde. Um mich mit deutschen Wörtern nicht zu verraten, stosse ich nur ein «Hm» aus. Trotz der Dunkelheit kann ich an der Ecke drei Leute erkennen. Sie wiederholen: «Stoj!» Nun bin ich sicher. Sofort gebe ich drei Schuss ab. Den Landsern rufe ich zu: «Zurück!» In dem Hof vor dem Haus mit dem Schwelbrand versammeln wir uns. Verfluchter Mist! Hier sitzen wir in der Falle. Eine Stützmauer gegen den Hang in Höhe von über zwei Metern mit einem Drahtzaun darauf versperrt uns den Weg.

Die Landser fackeln nicht lange. Sie heben mich hoch. Ich bekomme Halt am Maschendraht. Schon bin ich oben und ziehe den nächsten nach, und so geht es weiter. In kurzer Zeit sind wir alle oben.

Dann landen wir wieder in einer Allee. Auf der Strasse fühle ich Strassenbahnschienen. Das könnte die Hindenburgallee sein. Trotzdem gehe ich in einen Keller, um zu fragen. Da sitzen in einem grossen Kellerraum rundherum an den Wänden Frauen mit Kopftüchern, wie ich im Schein meiner noch glimmenden Taschenlampe erkennen kann. «Sind wir hier in der Hindenburgallee?» frage ich. Keine Antwort. Einer Frau leuchte ich ins Gesicht. Sie senkt den Kopf und schweigt. Die Frauen wollen einfach nicht antworten. Das müssen wohl Polinnen sein, die sich hier versammelt haben. So gehe ich wieder zur Strasse in der Hoffnung, dass wir in der richtigen sind. Die Allee ist schnurgerade. Plötzlich schallt mir ein «Halt» entgegen. Das sind Deutsche. Ich rufe zurück: «II. Grenadierregiment 544!» Nun sehe ich auch eine Zwillings-Flak stehen. Ein Mann kommt zu mir. Ihn frage ich nach dem Weg zur Kranfähre.

Ohne Schwierigkeiten erreichen wir den Sammelplatz. Der Regimentskommandeur ist anwesend. Ein alter Herr im Majorsrang und zwei ältere Oberleutnante haben sich ebenfalls eingefunden. Der Major ist Führer eines Festungsbaubataillons in Danzig. Die anderen beiden Herrn sind seine Kompanieführer. Mein Minibataillon wird nicht aufgelöst. So bleibt meine Einheit zwar bestehen, aber was ich nun eigentlich darstelle, ist mir nicht begreiflich. Wo bleiben eigentlich die anderen Bataillone des Regiments? Sind diese gar nicht mehr existent? Es ist lediglich noch ein junger Leutnant da, der beim Major Adjutant spielen soll. Offenbar hat der Regimentskommandeur nur noch mein Bataillon zu befehligen. Wären ihm die Altgardisten nicht unterstellt worden, könnte man seinen Stab eigentlich auflösen. Mir ist einfach nicht klar, wie wir noch Krieg führen sollen – oder ist es nur noch ein Kriegsspiel?



*Schützengräben oberhalb der Steilküste auf der Halbinsel Kahlholz-Balga. Dennoch wird ab Mitte März der Heiligenbeiler Kessel von sowjetischen Truppen gestürmt.*

Wir marschieren über die beiden Modlauarme. Sofort bezieht das Festungsbaubataillon – wie vorgesehen – Stellung an der Modlau. Meine Leute bringe ich in Reservestellung in zweiter Reihe. Major B. findet einen Unterstand, den wohl Leute aus der Bevölkerung als Splitterschutz gebaut haben. Dort zieht er mit dem Funker ein. Immerhin haben wir nun ein Funkgerät. Ich muss lachen, denn Major B. hat sich mit aufgesetztem Stahlhelm nicht nur in der äussersten Ecke des Unterstandes verkrochen, sondern hat auch noch eine Matratze, die dort lag, vor sich stehen.

Bei Tagesanbruch stelle ich fest, dass sich bei uns eine ausgebaute Flak-Stellung befindet, die mit 8,8 cm-Langrohrkanonen bestückt ist. Diese Flak-Batterie steht wohl schon seit Beginn des Russlandfeldzuges zur Luftverteidigung an diesem Platz. Die könnte mir noch nützlich werden. Sofort mache ich dort einen Besuch. Der erste Soldat sagt gleich: «Jetzt müssen wir doch noch Infanterie-Einsatz

machen.» «Langsam, junger Freund», erwidere ich und frage nach dem Chef. Dieser, ein Hauptmann, hat seinen Dienst – wie wohl üblich – am Schreibtisch aufgenommen.

Ich stelle mich vor und erkläre ihm die Lage.

Er holt eine Landkarte und fragt dann, welches Gebiet noch feindfrei sei. Aha, er denkt wohl an Verduften. Ich vergattere ihn aber, uns mit seinen Kanonen zu unterstützen, wenn es erforderlich wird. Er gibt keinen Kommentar. Aus einem vollen Karton entnimmt er eine Flasche «4711» und schenkt sie mir. Ja, was die Etappe so alles hat? – Ich gehe.

Die Flak-Soldaten haben den Krieg ungestört genießen können, und nun kommen diese Infanteristen und wollen hier Krieg spielen. Das wird sicher als ruhestörend empfunden. So raucht auch noch der Schornstein vom Küchenbau des Barackenlagers direkt an der Modlau, das wohl ihre angestammte Unterkunft ist. Man bereitet offenbar wie üblich den Morgenkaffee. Aber in den Baracken hält sich niemand mehr auf. Alle haben sich in den Erdbunkern verkrochen.

Leider bin ich da machtlos, denn die Flak-Batterie wurde mir nicht unterstellt. Befehlen kann ich also nichts. Warum aber kümmert man sich nicht von kompetenter Seite um diese Soldaten und den Einsatz der Waffen?

## Auf zum letzten Gefecht

**V**on der Kriegs- und Frontlage wissen wir nichts. Es muss auf jeden Fall ein letzter Atemzug des Kriegsgeschehens hier in Danzig sein.

Wir liegen auf der Nordseite der Modlau bei Heubude an den Rieselfeldern. Keine drei Kilometer entfernt haben wir die Ostsee im Rücken. Jetzt gibt es also nur noch Tod oder Gefangenschaft. Dennoch, so glaube ich, sind wir uns alle über die Lage nicht im Klaren. Wir kämpfen, ohne darüber nachzudenken, wie sinnlos dieser Todeskampf geworden ist. Gibt es hier in der Gegend noch Schiffe, die Menschen in den Westen bringen können? Warum nur ist die Rote Armee so grausam, dass Bevölkerung und Soldaten vor ihr fliehen, sofern es noch geht?

Aber Stalin und Ilja Ehrenburg hetzten ihre Soldaten gegen die Deutschen auf mit dem Ruf: «Tötet – Tötet – Tötet!» Zwar lieben uns die Westalliierten ebensowenig, aber man hofft doch, dass sie uns menschlich behandeln, was sich aber auch als Irrtum herausstellen wird.

Diesseits der Modlau sind einige Industrieanlagen vorhanden. Jenseits der Modlau erstreckt sich eine geschlossene Häuserfront. Noch ist es ruhig, aber die Nacht bricht herein.

29. März. – Mitternacht ist eben vorbei. Ein Kompanieführer von B. kommt und berichtet, dass ein Obergefreiter seinen Soldaten gesagt habe, dass sie nicht schießen sollen, wenn ein Boot über die Modlau käme. Es wollen noch deutsche Soldaten herüberkommen. Dabei fällt mir der Salon-Obergefreite von vorgestern ein. Dieser Lump ist tatsächlich vom Nationalkomitee und wird jetzt aktiv. Das lässt mir keine Ruhe.

Mit einem Feldwebel übersteige ich einen drei Meter hohen Maschendrahtzaun, um zu der genannten Stelle zu kommen. Eine Baracke des Flak-Lagers direkt am Fluss hat man in Brand gesetzt, um

den Soldaten – Russen, ohne dass das unsere Männer wissen – das Übersetzen zu erleichtern. Im Feuerschein erkenne ich tatsächlich laufende Russen. Es können eigentlich noch nicht viele Russen herübergekommen sein. Jedenfalls hat der verdammte Obergefreite es geschafft, die B.-Leute zu blenden. So denke ich an einen Gegenangriff. Die Bautrepp-Leute haben sich vom Fluss abgesetzt und liegen auf der freien Fläche. Ihnen erkläre ich, dass wir jetzt einen Gegenstoss machen. Was erhalte ich von den alten Herren als Antwort?

«Wir haben tschechische Gewehre und keine Munition dazu.»

Ach du meine Güte – das sind Statisten! «Hat man euch denn nicht beigebracht, dass ihr mit Steinen werfen sollt?» rufe ich zornig. Das ist wirklich nur noch Kriegsspiel. Doch *dieses* Spiel endet tödlich.

Mit dem Feldwebel trete ich an das Ende einer Mauer. Von hier aus schiesse ich mit meinem Sturmgewehr auf die laufenden Russen. Bruch! Unmittelbar hinter mir durchschlägt eine Stahlkerngranate die Mauer. Dem Feldwebel wird der Leib zerschmettert. Er ist sofort tot. Himmelhunde! Die haben einen Panzer in Stellung gebracht. Mit den wenigen Schuss Munition, die ich noch habe, kann ich nichts anfangen. Ich bin machtlos.

Die Morgendämmerung setzt ein, als ich den Maschendrahtzaun wieder übersteige. Oben vom Zaun sehe ich in der Nähe den Regimentskommandeur stehen. Er faucht mich an: «Was haben Sie da vorne zu suchen?»

Ach ja, ich bin Bataillonskommandeur und habe hübsch hinten zu bleiben. So wird das natürlich gesehen. Aber ich muss mich immer von allem selbst überzeugen. Jedenfalls erkläre ich dem Kommandeur den Grund meines Ausflugs. Das scheint uninteressant zu sein. Er gibt weiter keinen Kommentar und geht wieder. Hat der sich schon mit der bevorstehenden Gefangenschaft abgefunden? Wo bleibt die Fürsorge für die ihm untergebenen Soldaten? Da fällt mir nur der ostpreussische Ausdruck ein: «Erbarmung!»

Es ist hell geworden. Da blicke ich auf die Flak-Stellung. O ja, der Zeitpunkt ihres Einsatzes ist gekommen. Also suche ich den Chef der Batterie auf. Ihn finde ich in einem Erdbunker in der Grösse eines Schlafsaales. Jedenfalls stehen da viele Etagenbetten. In einem Bett liegt auch der Chef und schläft. Ich wecke ihn und erkläre ihm die Lage. Er bleibt ruhig liegen, aber ruft dann einem Feldwebel zu: «Gehen Sie doch mal mit. Vielleicht funktioniert eine Kanone noch.»

Das ist für mich ein Schlag ins Gesicht. Diese Faulpelze haben hier den Krieg genossen und völlig vergessen, dass sie als Soldaten auch Pflichten haben. Der Feldwebel ist nicht anders. Auch er stellt die Funktionsfähigkeit der Kanonen in Frage. Da fauche ich ihn an: «Verdammt noch mal – dann schütten Sie gefälligst Öl auf die Spritzen!» Eine – so meint er dann – könnte noch funktionieren. Na ja. Ich erkläre ihm meine Wünsche: «Also, Sie müssen das weitere Übersetzen der Russen stören. Dazu schiessen Sie über die Allee-bäume hinweg. Die Granaten lassen Sie vor der Häuserfront, aber hinter dem Barackenlager, detonieren.» «Wir werden das versuchen!» meint der Feldwebel.

Major B. verlässt seinen Unterstand nicht. Nur zum Pinkeln kommt er einen Schritt heraus. Ich kann ihn doch nicht nach Hause schicken. Sein Adjutant, ein Leutnant in meinem Alter, kümmert sich um nichts. Auch er hockt im Unterstand. Er spricht nicht mit mir und ich nicht mit ihm. Also mache ich hier, was ich will. Basta! Endlich beginnt die Flak zu feuern. Prächtig! So wollte ich es haben. Gutes Zureden hilft auch bei den faulsten Pseudosoldaten. Es scheint, dass die Russen davon beeindruckt sind.

Nun sehe ich am linken Flügel eine Gruppe deutscher Soldaten zurücklaufen. Da muss ich mal nachschauen. Hinter einer vereinzelt stehenden Baracke, von denen es hier mehrere gibt, finde ich sie. Du lieber Himmel! Ein ganzer Zug Zahlmeister aller Dienstgrade. Sie tragen schwere Tornister und Decken auf den Rücken, so wie einst die Soldaten des Ersten Weltkrieges.

Haben die Leute etwa die ganze Kriegskasse mitgeschleppt und sich reichlich aus dem Verpflegungslager bedient? Wir kriegen hier weder Wehrsold noch Verpflegung. Offenbar meinen sie, ihre Habe retten zu müssen. Für wen denn? In Gefangenschaft bleibt ihnen ohnehin nichts. Ausser meiner Pistole, Sturmgewehr, Brotbeutel und Kartentasche habe ich nichts. Ein Toter braucht nichts mehr. Und als solcher habe ich mich an der Front immer gefühlt. Ballast führt zur Unbeweglichkeit eines Infanteristen, und damit ist der Tod näher. Das aber kommt den Zahlmeistern nicht in den Sinn.

Einen Oberstabszahlmeister frage ich, wer den Zug führt. Er nennt mir den Namen eines Oberleutnants. «Und wo ist der?» frage ich. «Er ist verwundet und hat uns zurückgeschickt.» «Danach werde ich ihn fragen. Sie melden sich mit dem Zug bitte bei dem Hauptmann, der dort an der Ecke steht. Er bereitet einen Gegenstoss vor. Ich werde nachher prüfen, ob sie sich dort gemeldet haben.»

Die Zahlmeister können nicht wissen, wer ich eigentlich bin, denn ich trage noch meine Winterjacke, die keinen Dienstgrad erkennen lässt. Nur die Kragenspiegel liegen frei.

Bei meinem Gefechtsstand liegt ein schwerverwundeter Oberleutnant. Ich frage ihn, ob er die Zahlmeister zurückgeschickt habe. Stöhnend antwortet er: «Nein, die sind abgehauen und haben mich einfach liegen lassen.» Die Herren haben mich also angeschwindelt.

Die Flak hat nicht lange gefeuert, aber für den Anfang reicht es. Die Kerle müssen ja genug Granaten gehortet haben, denn sie haben bisher im Krieg noch keinen Schuss abgegeben.

Kurz danach schicke ich einen Melder in die Flak-Stellung, man solle immer wieder mal einen Schuss abfeuern und das Feuer etwas vorverlegen. Das klappt zwar, aber es könnten der Schüsse mehr sein. Dennoch bin ich froh, dass sie meine Wünsche überhaupt akzeptieren, denn befehlen kann ich es Ihnen nicht.

Der Zug der Zahlmeister hat sich tatsächlich bei dem Hauptmann gemeldet. An dem Platz, wo er sich vorher befand, liegt noch ein Zahlmeister. Er hat sich selbst erschossen. Jedenfalls spricht der äussere Umstand dafür. Das kann ich nun wieder nicht verstehen. Sie haben den Krieg bisher schlemmend geniessen können und wollen. Nun müssen sie der Lage entsprechend auch die Kehrseite in Kauf nehmen. Im Übrigen ist es nicht übel, wenn die Herren mal erfahren, wie einem hungernden Landser zumute ist.

Grosskotzig haben sie in Langfuhr meinem Melder die Herausgabe von Verpflegung verweigert. Jetzt hauen die Russen sich den Bauch voll, und wir hungern weiter.

Ein Zug blutjunger Soldaten kommt zu mir. Auf den Ärmelstreifen lese ich das Wort «Feldhermhalle». Ach du meine Güte, das sind ja noch Schulbuben! Sie waren sicher stolz, nun als Männer unter dem SS-Zeichen «Feldherrnhalle» für den Führer kämpfen zu dürfen. Hier aber lassen sie die Nasen hängen. Keiner spricht ein Wort. Gerade in dem Alter spüren sie den Hunger mehr als wir, die das nun schon seit Jahren gewöhnt sind. Jedenfalls sehen sie müde und abgeschlafft aus. Auch der Leutnant macht einen noch recht jugendlichen und müden Eindruck. Er baut sich vor mir auf und nimmt den rechten Arm in die Waagerechte. «Ich soll mich bei Ihnen melden.» Davon ist mir nichts bekannt. Mir scheint, dass ein Kommandeur die Jungen loswerden will. Nun soll ich entscheiden. Am liebsten würde ich sagen: «Sucht euch ein Schiff und fahrt nach Hause.» Das aber kann mich Kopf und Kragen kosten. Im Moment kann ich einige Leute gut gebrauchen, denn ich muss verhindern, dass die Russen in die Flak-Stellung vorstossen. So lasse ich den Zug im Strassengraben in Stellung gehen, wo sie die Flak-Stellung gegen das Barackenlager, in dem die Russen einen Brückenkopf gebildet haben, abschirmen.

Von rechts kommen zwei deutsche Panzer angerollt und bauen sich auf der Strasse auf. Da werden sich die Jungen freuen, und damit sollte der Riegel momentan perfekt sein. Leider können die Pan-

zerleute meinen Wunsch, einige Baracken in Brand zu schiessen, nicht erfüllen, denn ihnen fehlen entsprechende Granaten. Die Flak kann es wegen der dazwischenstehenden Strassenbäume nicht. Ausserdem werden sie ihre eigenen Unterkünfte nicht zerstören wollen, obwohl sie diese nie mehr benutzen werden. Mit den lustlosen Gesellen ist ohnehin nichts anzufangen.

Den Funker lasse ich dem Regimentskommandeur die neue Lage melden. Währenddessen sehe ich den Major immer noch hinter einer Matratze kauern. Mit Stahlhelm auf dem Kopf und ängstlichem Gesicht lugt er aus seinem Versteck hervor. Er sagt kein Wort.

Zu mir kommt der Kommandeur des Nachbarbataillons. «Haben Sie schon gesehen?» fragt er und zeigt auf die Flakstellung. Ich glaube, ich traue meinen Augen nicht. Auf allen Schutzwällen der Kanonen stecken weisse Lappen. Der Oberleutnant berichtet weiter: «Wie ich hörte, sollen sich unter den Flak-Soldaten ‚Hiwis‘ befinden. Das sind wohl die Anstifter. Ich habe schon von rückwärts einen Spähtrupp zur Flak-Stellung geschickt. Wir müssen abwarten, was der berichtet.»

Ich glaube, dass besagter Obergefreiter dieses Werk vollbracht hat. So sage ich: «Ich fürchte, dass die Flak-Leute ihre Kanonen jetzt auf uns richten werden.»

Das habe ich kaum ausgesprochen, da fliegen uns beiden auch schon Granatsplitter um die Ohren. Wir werden beide von Splittern getroffen. Zufällig stehen wir neben einer mit Erde beworfenen Gartenbude. Da springen wir hinein und setzen uns auf die vorhandene Bank.

Gerade will ich schauen, wo ich getroffen wurde, als eine Granate das Dach zum Einsturz bringt. Ein Balken schlägt in mein Genick. Meine Mütze wird vom Kopf gerissen und verschüttet. Dieser Genickschlag bringt mich völlig durcheinander. Ich befreie mich aus dem Erdreich und dem Balkengewirr. Sofort humple ich zu den Funkern und befehle: «Geben Sie durch, dass die Flak-Stellung weisse Fahnen gesetzt hat.»

Kaum habe ich das ausgesprochen, schreit der Major: «Geben Sie durch, dass sich das Bataillon absetzt!»

So ein Dummkopf! Ich brülle ihn an: «Das ist doch Wahnsinn. Wollen Sie in die Ostsee springen?»

Nun spüre ich erst richtig, dass ein Splitter mein linkes Knie erwischt hat. Obwohl ich weiss, dass sich neben mir ein grosses Rieselfeld befindet, tapse ich ungeschickt hinein und versinke bis zum Bauch. Ein Landser greift meine erhobene Hand und zieht mich heraus.

Major B. erkläre ich, dass ich zum Verbandplatz gehe. Sein junger Adjutant rührt sich nicht und bleibt in Deckung. Da haben sich zwei Flaschen gefunden. So gehe ich also los, was einigermaßen klappt. Zunächst gehe ich zum Regimentskommandeur, der sich in einem Unterstand befindet, um ihm Bericht zu erstatten.

Sein erstes Wort ist: «Wie sehen Sie denn aus?» Da schaue ich an mir herunter und sehe erst jetzt, dass ich völlig verdreckt bin. Dabei sehe ich, dass auch meine rechte Hand etwas abbekommen hat. Dann antworte ich dem Kommandeur: «Ich habe eine Decke auf den Schädel bekommen und bin im Rieselfeld versackt. Irgendwo stecken auch einige Splitter.»

Einige Artillerieoffiziere sitzen sauber und adrett in dem Bunker des Kommandeurs. Ich starre sie an. Verdammt, denke ich, was gammeln die hier herum? Sind die zu einer Skatrunde gekommen? Wenn die Kerle nichts zu schießen haben, gehören auch sie in die HKL, wie die Zahlmeister. O Gott, was sind wir Infanteristen nur für arme Hunde.

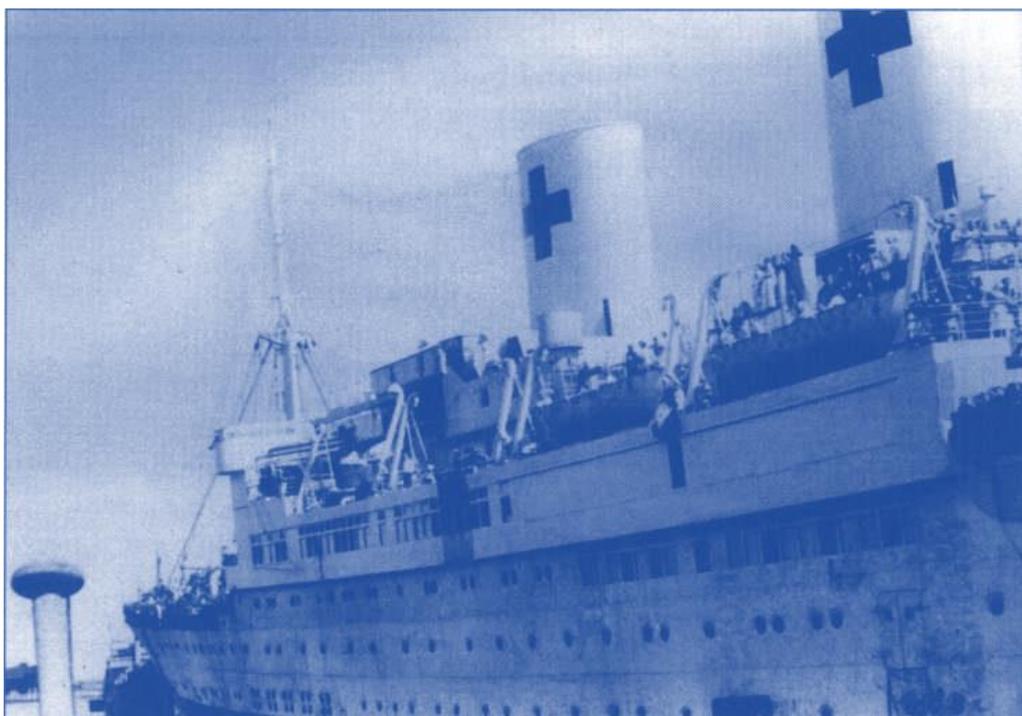
Der Kommandeur bietet mir einen Platz an, und ich berichte. Dabei merke ich selbst, dass mein Gerede nur ein Stammeln ist. Ja, ich kann mich einfach nicht konzentrieren. Meine Hände zittern. Der Schlag ins Genick scheint sich auszuwirken. Trotzdem hört der Kommandeur ruhig zu. Dann sagt er: «Der Batteriechef der Flak befindet sich beim Divisionsstab. Er steht unter Arrest. Gegen ihn wird ein Verfahren beim Kriegsgericht eingeleitet. Er hat seine Batterie im Stich gelassen. Sie sollen als Zeuge aussagen. Nun gehen

Sie erstmal zum Verbinden, und dann werden Sie zum Tross gebracht. Dort können Sie sich einen Tag ausruhen. Vorher fahren Sie aber bei der Division vorbei, um ihre Aussage zu machen.» Damit bin ich entlassen.

Der Sani findet ausser dem Splitter in der Kniescheibe weitere Splitter in der Pobacke und dicht neben der Schlagader an der linken Halsseite. So verbindet und verpflastert er mich. Ein Kettenkrad bringt mich zum Divisionsgefechtsstand. Um mich anzumelden, geht der Fahrer in ein Gebäude, das hier in der Waldlichtung steht. Es scheint ein Gutshaus zu sein, was vermutlich zu Heubude gehört. Ich setze mich ins Gras, in die Nähe eines Betonbunkers.

Kaum sitze ich, da höre ich ein «Blub-Blub». Aha, so denke ich in diesem Moment, unsere Flak wird wieder aktiv. Und schon detoniert über mir eine Granate. Ein wahnsinniger Schmerz in der rechten Kniekehle lässt mich aufschreien. Ich werde fast irre vor Schmerz. Als ich zum Bein greife, sehe ich auch im linken Oberschenkel eine klaffende Wunde. Ich kann nicht aufstehen. Da schauen Landser aus dem Betonbunker heraus, und ich brülle: «Holt mich weg!» Sie zögern, aber kommen dann doch angerannt. Der Schmerz ist so bösartig, dass meine Sinne langsam Schwinden. Trotzdem bekomme ich mit, dass dies hier ein Verbandplatz zu sein scheint. Eine Schar Soldaten sammeln sich um mich. Ich schreie nur: «In der rechten Kniekehle schmerzt es wahnsinnig!» Anscheinend hatten sie nur die Wunde am linken Oberschenkel entdeckt. Dann höre ich eine Stimme: «Der hat ja schon einen Verband.» Meine Sinne schwinden immer mehr, doch ich höre noch eine Stimme: «Von dem bekommen wir keine Aussage mehr.» Anscheinend sind es Offiziere, die mich vernehmen sollten.

Es ist die letzte Stimme, die ich höre. Von da ab ist mein Geist völlig weggetreten. Einmal komme ich kurz zu Bewusstsein und vermute, dass ich auf einem klappernden und schaukelnden Pferdewagen liege. So muss es wohl sein. Kurz öffne ich die Augen. Es ist finster. Dann ist mein Geist wieder entfleucht.



*Auch am 15. April 1945 laufen die zirka 20.000 Flüchtlinge und verwundete Soldaten transportierenden Lazarettschiffe und Frachter «Matthias Stinnes», «Eberhard Essberger», die «Pretoria» und die «Askari» mit militärischem Geleitschutz vom Hafen Heia Richtung Kopenhagen aus.*

30. März. – Das Bewusstsein ist während der Nacht nicht wieder zurückgekehrt. Es kann kein Schlaf gewesen sein, sonst hätte ich während des Transports einmal wach werden müssen, als ich in den Bus verladen wurde, aus dem ich nun herausgehoben werde. Eine Stimme sagt: «Sie werden von einem Schiff abgeholt.» Langsam hellt mein Geist sich auf.

Ich sitze auf einer Bank eines Bootssteges. Wo sich dieser Steg befindet, weiss ich nicht. Es müsste ein Mündungsarm der Weichsel sein. Schmerzen spüre ich nicht mehr. Man hatte mir wohl eine kräftige Menge Morphin verabreicht. Nur Zorn steigt in mir hoch. Es hat mich so erwischt, dass ich hilflos bin. Davor habe ich mich immer gefürchtet. Mich beruhigt aber der Gedanke, dass ich wieder mal dem Tod von der Schippe gesprungen bin. So denke ich an die

Kameraden, die Sanis, die mir so fabelhaft geholfen haben. Ein Mann der Waffen-SS steht neben mir. Er unterhält sich mit mir und schenkt mir eine Tafel Schokolade. Wie herrlich! Endlich bekommt mein Magen eine Freude nach der Hungerei. So verzehre ich sie restlos. Das hätte ich nicht tun sollen, aber dass eine weitere Hungerei bevorsteht, kann ich in diesem Moment nicht ahnen.

Nun bin ich als gebürtiger Hinterpommer jedenfalls an meiner heimatlichen Ostsee. Ein Motorboot mit Besatzung der Reichsmarine läuft ein. Man legt mich in die Koje des Funkers. Dort schlafe ich gleich ein.

Nachdem man mich geweckt hat, trägt man mich auf einer Trage an Land. Wir sind also in einem Hafen. Zwei grosse Schiffe liegen da, ein richtiges Lazarettschiff und ein Frachter. Die Gehfähigen sehe ich im Lazarettschiff verschwinden. Einsam liege ich an der Kaimauer. «Wo sind wir?» frage ich. «Im Hafen von Heia!» ist die Antwort.

Mein Koppel mit Brotbeutel, Kartentasche und Pistolentasche liegt auf meinem Bauch. Verfluchter Funker! Dieser Lump – oder auch ein anderer – hat tatsächlich meine Pistole mit Ersatzmagazin geklaut, das Geschenk meines Vaters. Auch die Flasche «4711», die mir der Flak-Hauptmann geschenkt hat, ist aus dem Brotbeutel verschwunden. Ja, so nimmt man mir die letzte Habe. Trotz der zerschnittenen Hose hat man mir doch die Stiefel gelassen.

Sicher wird man mich als Schwerverwundeten in das Lazarettschiff bringen, so glaube ich. Irrtum! Man schleppt mich in den Bauch des Frachters, der den Namen «Askari» trägt. Ob Lettow-Vorbeck schon mit diesem Seelenverkäufer auf See war? Ich bin der letzte «Passagier», der hier verladen wird. Man trägt mich eine Treppe herunter in den riesigen Frachtraum. Dort am Niedergang legt man mich auf eine Schwimmweste.

Die Motoren laufen bereits. Die Tür zum Niedergang wird geschlossen. Das Schiff legt ab. Am anderen Ende des Frachtraumes



*Udo Ritgen, Major im Generalstab, hat die Funktion des Chefs der Seeleitstelle Heia inne. Als verantwortlicher Offizier organisiert er die Verschiffung von Flüchtlingen, Verwundeten und regulären Truppenteilen. Die Flüchtlingsgeleite werden immer wieder von sowjetischen Bombern angegriffen und müssen zunehmend im Schutze der Nacht operieren.*

schaukelt eine schwache Glühbirne. Dennoch erkenne ich, dass die Verwundeten dicht an dicht liegen, wie Heringe. Niemand erhebt sich. Es müssen also alles Lieger sein. Hier und da wird ein Jammern laut. Andere schreien vor Schmerz. Immer wieder ertönt der Ruf: «Sani!» Aber niemand ist da, den das angeht. Die Stunden verrinnen. Es kümmert sich kein Arzt und kein Sani um die Jammernenden. Man überlässt uns unserem Schicksal. Ist dies ein Totenschiff?

Auf dem Lazarettsschiff werden die Kameraden es besser haben. Hier aber gibt es keine Wundbehandlung, keine schmerzstillenden Mittel, kein Essen, kein Trinken. Da hilft kein Stossgebet zum Himmel. Geschlagen, geschunden liegen die Opfer des Krieges. Niemand spricht. Hier wird gestorben.

Ja, wenn man hier zwischen

einer Masse Mensch und dennoch einsam liegt, denkt man über Vieles nach. Es freut und es reut. Natürlich freut es, wenn man sagen kann: «Ich bin wiederum davongekommen!» Habe ich diesen Umstand den Flak-Soldaten an der Modlau zu verdanken? Sie haben mich zweimal gesehen, als ich bei ihrem Chef gewesen war. Sie kannten mich also. Haben sie gerade deshalb mich als Ziel ausge-

## UNSER FELDZUG IM OSTEN – AUF ZUM LETZTEN GEFECHT

---

macht, weil ich ihrer Kapitulation im Wege hätte stehen können? Sie sahen, dass ich nach den ersten zwei Schüssen noch umherlief, aber dann in Richtung Verbandplatz ging. Die Gegend ist ihnen genau bekannt, denn der Betonbunker war auch ihr Munitionsbunker. So vermuteten sie auch ihren ängstlichen Chef am Bunker. Wem waren also die beiden Granaten über der Waldlichtung zugebracht? Das ist die Frage.

Eine andere Frage ist, was in der Flak-Stellung passiert ist. Der Chef könnte auch weggelaufen sein, weil man ihn bedroht hat. Sicher hätte ich bei meiner Aussage vor dem Kriegsrichter mehr erfahren. Ich konnte ihn nicht mehr ent- oder belasten. Die armen Soldaten, die ihn hätten erschiessen sollen. Welch ein Wahnsinn, kurz



*Krankensaal auf der «Steuben». Am 10. Februar wurde das Flüchtlings-schiff von sowjetischer Marine aufgebracht, von zwei Torpedos getroffen und sank innerhalb von zehn Minuten. Mit dem Untergang der «Wilhelm Gustloff», der «Goja», der «Steuben» und der «Cap Arcona» in den ersten Monaten des Jahres 1945 kamen mehr als 20.000 Menschen ums Leben.*

vor dem Zusammenbruch der Front noch Angsthasen zu erschies-  
sen. Aber so ist das. Kriegsrecht ist ein wesentlicher Bestandteil der  
Disziplin; und das gilt, solange der Kommandierende den Kampf  
nicht aufgibt. Hier allerdings soll der vermeintlich unsinnige Kampf  
wenigstens der Zivilbevölkerung noch einen Weg nach Westen frei-  
halten.

Im Laufe der Kriegsjahre haben wir ein Pflichtgefühl entwickelt,  
in dem man über Sinn oder Unsinn nicht mehr nachdenkt. Aber  
nach Verlassen eines Kriegsschauplatzes denkt man über seine Feh-  
ler nach. Was hätte man anders machen sollen? Hätte man als Ver-  
antwortlicher für viele Soldaten manchen Tod verhindern können?  
So verflucht man oft den Gehorsam, dem man sich manchmal zum  
Nachteil der Soldaten und seiner selbst zu fügen hat. Für einen  
Feldherrn sind Soldaten nur Figuren auf einem Schachbrett. Der  
Soldat ist für ihn anonym – aber nicht für uns, die wir an der Seite  
der Untergebenen vorne in der HKL stehen, deren Seele sich uns  
öffnet. Jeder sterbende Soldat an unserer Seite hinterlässt eine Trä-  
ne. Wir sehen Jammer und Not.

Meine Gedanken werden unterbrochen: «Warum holt denn kei-  
ner die Toten?» höre ich einen Ruf. Da sehe ich in dem Lichtschein,  
der durch den Türspalt hereinfällt, dass auch der zu meinen Füßen  
liegende Kamerad tot ist. Neben ihm liegt eine Pistole 08. Die nehme  
ich an mich. Vielleicht kann sie mich vor dem Ertrinken retten. Na-  
türlich ist mir klar, dass das Schiff jeden Moment absaufen kann.  
Ein Leck ist bei dieser Rostlaube leicht möglich, ganz abgesehen von  
einem Torpedotreffer oder einer Seemine. Für jeden Fall lege ich die  
Pistole durchgeladen griffbereit.

Nur durch den Türspalt sehe ich, ob es Tag oder Nacht ist. Die  
Zeit läuft nicht. Zwei Nächte sind nun schon vorüber. Im Fracht-  
raum ist es mäuschenstill. Im wahrsten Sinne des Wortes ist es eine  
Totenstille: Kein Jammern, kein Fluchen, kein Ruf nach dem Sani.  
Nur das gleichmässige Tuckern der Motoren vermittelt noch Leben.  
Nur einmal waren auch sie stumm. Meine Hand griff zur Pistole,  
aber eine Detonation blieb aus. – Nun dunkelt es ein drittes Mal.

Da endlich! Die Schiffsmotoren werden unruhig. Anscheinend wird ein Anlegemanöver durchgeführt. Plötzlich ist es still. Dann ist nur noch das Glucksen des Wassers zu hören. Nach langer Zeit werden Abdeckplatten des Frachtraumes beiseitegeräumt. Müde Soldaten erscheinen im Frachtraum. Ein Kran lässt ein Gestell herunter, auf das jeweils vier Mann gelegt werden, ob tot oder lebendig. Wie Stückgut schweben die Verwundeten und Toten durch die Lüfte. Immerhin sind es viele hundert Menschen, die zu entladen sind, nach offizieller Zählung sollen es 4.000 gewesen sein. So dauert es viele Stunden, bevor auch ich an der Reihe bin. Wie sich das für Stückgut gehört, landen wir in einer Lagerhalle des Hafens. Ein Strohlager ist vorbereitet.

«Wo sind wir eigentlich?» frage ich einen Soldaten. «In Kopenhagen!» Also deshalb die nicht enden wollende Fahrt. Nun hat die Himmelfahrtstour immerhin ein glückliches Ende gefunden für die, die sie überlebt haben.

Mir sind Steine vom Herzen gefallen. Wir sind dem schrumpfenden Kessel der Stadt Danzig entronnen. Meine Verwundung ist zwar schwerer als ich vermute, aber andererseits der Glücksfall, der zum Überleben beitrug.

Es kümmert sich niemand um uns. Ich liege als einer der zuletzt Entladenen direkt am Hallentor. So sehe ich den Tagesanbruch durch die Torritzen.

Das Hallentor wird geöffnet. Ein Lazarettzug fährt vor. Erleichterung wird bei allen spürbar. Als fast letzter kam ich von dem Schiff und werde als erster in den Zug getragen. Da liege ich wieder einmal in der weissen Bettwäsche eines Lazarettzuges. Es wird das letzte Mal sein. Peu à peu werden alle versorgt. Die vielen Hungertage haben ein Ende.

Der Zug rollt. Irgendwo in Dänemark gibt es einen längeren Aufenthalt. Ein Sani er bietet sich, von einem ihm bekannten Bäcker Kuchen zu holen. Da ertönt ein Freudenschrei aus vielen Kehlen. Der Sani macht dabei sogar ein gutes Geschäft, denn bei der Bezahlung lässt sich niemand Kleingeld herausgeben.

## SCHICKSAL EINER GENERATION

---



*Königsberg in russischer Hand – Am 7. April stösst der Feind von Süden her auf das Hafen- und Werftgelände der Stadt vor. Am 9. April entschliesst sich der Festungskommandant zur Übergabe der Stadt.*

Am folgenden Tag sind wir wieder auf deutschem Boden. Bei einem Halt fragt mich der Lazarettarzt, ob ich eingeladen werden wolle. «Wo sind wir denn?» «In Schleswig!» Schleswig? – Schleswig? – Schleswig? Blitzschnell krame ich in meinen Geographie- und Geschichtskennntnissen. Ach ja, da hat doch mal meine Berliner Cousine ihren Mann in einem Lazarett besucht. Sie fand den Ort ganz nett. So entscheide ich mich für Schleswig. Der Sanka hält vor der Gallbergschule, die als Marinelazarett fungiert. Das ist nun wohl Endstation. Wieder liege ich in einem weissen Bett. Eine Schwester wäscht mich wie ein Baby. Der gröbste Dreck ist weg, und – wenn auch mühsam – sogar der Bart ist ab.

Der Kalender zeigt den 4. April 1945.

## Das Halali

**D**er April 1945 zeigt sich hier in Schleswig von einer ungewöhnlich guten Seite. Die Sonne strahlt, und die Temperatur lockt zu einem Sonnenbad. Wie gerne würde auch ich diese Tage genießen, doch wie soll ich gehen? Wegen der Beinverletzungen kann ich die Knie nicht durchdrücken. Dackelbeine nennt man so was. Ich frage eine Schwester, ob sie mir wohl einen kernigen Stock besorgen kann. Sie bringt mir einen dicken Bambusstab. Damit stake ich in meinem gestreiften Lazarettanzug die Treppen hinunter auf den Hof der Gallbergschule. So sitze ich nun auf einer Stufe des Nebeneinganges.

Oh, wie herrlich strahlt und wärmt die Sonne. Dazu habe ich von hier aus einen prächtigen Blick auf die Altstadt mit dem Dom. Es herrscht eine friedliche Stille. Ein kleines Mädchen gesellt sich zu mir. Sie ist vielleicht fünf Jahre alt. Sie spricht mich an und fragt, ob sie mir etwas vorsingen solle. «Gerne!» antworte ich. Und so singt sie ein Lied nach dem anderen und erzählt mir vom Kindergarten. Gern hätte ich ihr eine kleine Freude gemacht, aber ausser mir selbst besitze ich nichts. Ja, dieses kleine Mädchen liesse den Krieg fast vergessen, hörte man nicht doch manchmal die auf Kiel fallenden Bomben.

In einem schmalen Zimmer über dem Nebeneingang – vermutlich ein Lehrerzimmer – habe ich jetzt meine Bleibe. Es stehen fünf Etagenbetten darin. Nicht alle sind belegt. Die Zimmerkameraden – zur Zeit sind es vier – haben den gleichen Leutnantdienstgrad wie ich. Sie sind kameradschaftlich, und es herrscht ein angenehmer Umgangston. Die beiden Gehfähigen helfen uns drei Liegern jederzeit. Es macht ihnen anscheinend Spass, wenn sie auf dem Flur rufen: «Schwester! – Schieber!» Wie oft hört man das nun. Vor dieser Hilflosigkeit hatte ich immer Angst. Jetzt am Schluss des Krieges hat

es mich doch so arg erwischt. Sofern es geht, stake ich mit dem Bambusstab zum WC.

Das zivile Deutsche Rote Kreuz organisiert die Verwundetenbetreuung. Zwei ältere Damen aus der Stadt, Frau Hansen und Frau Hartmann, kommen einmal wöchentlich in unser Lazarett, unterhalten sich mit uns und fragen nach unseren Wünschen. So wünsche ich mir eine Zahnbürste, die ich dringend brauche, denn meine Ober- und Unterkieferprothese, die ich seit meiner Mundverwundung tragen muss, bedürfen dringend mal der Reinigung. Der Zahnarzt im Hause lehnt eine Reinigung ab. Ausserdem wünsche ich mir einen Kamm und bekomme ihn auch. Die Betreuung dieser Art, die ich in einem Lazarett das erste Mal erlebe, finden wir alle bewundernswert, zumal es sicher zur Zeit nicht leicht ist, diese raren Dinge zu beschaffen.

In diesem Marinelazarett gibt es keinen Chirurgen. Der einzige Arzt ist Stabsarzt Dr. Braun, der von Haus aus Internist ist. Er stammt aus Kappeln an der Schlei, wo er vor der Militärzeit eine Praxis hatte. Er unterhält sich gerne mit uns. So sprechen wir auch über das ungewöhnlich schöne Aprilwetter. Kritisch bemerkt er dazu, dass Schleswig im Allgemeinen nur sechzehn schöne Tage im Sommer habe. Wir alle sind keine Schleswig-Holsteiner und können das nicht beurteilen.

Die grosse Wunde am linken Oberschenkel heilt recht schnell. Es ist fast ein Wunder, dass der relativ grosse Splitter die Innensehne nicht zerfetzt hat. Der Stecksplitter in der Kniekehle bereitet mir keine Schmerzen, und so könnte er von mir aus an Ort und Stelle bleiben. Allerdings wollen sich beide Kniegelenke nicht strecken lassen. Dr. Braun als Internist sagt mir, dass er den Splitter, der in der Kniekehle sässe, herausholen will. Da protestiere ich. Doch der Stabsarzt meint, dass er den Splitter ja unter der Haut fühle. «Was Sie fühlen, ist die Narbe der Einschlagstelle», sage ich. Das weiss ich nun mal besser und erkläre ihm, warum mir der Splitter so wahn-sinnige Schmerzen verursacht hat. Deshalb fährt er mit mir zum Durchleuchten in das Stadtkrankenhaus. Als er dort das Bild vor

Augen hat, sagt er sofort: «Nee, da gehe ich nicht bei. In den nächsten Tagen bekommen wir im Lazarett einen Chirurgen.» Nicht auszudenken, hätte er den Chirurgen gespielt!

20. April. – Führers Geburtstag! Der Chefarzt, der sich bisher noch nie hat sehen lassen, bläst zum Appell. In der Turnhalle, wo die meisten Verwundeten liegen. Wir Lieger bleiben Gott sei Dank verschont. Uns wird berichtet, dass er eine glühende Rede auf den Führer gehalten habe. – Am Nachmittag wird mir mitgeteilt, dass am nächsten Tag mein grosses «Schlachtfest» stattfinden wird. So werde ich kein Frühstück essen dürfen. Das bereitet mir keinen Kummer, weil mir derartiges nicht unbekannt ist.

21. April. – Eine SEE-Spritze lässt meinen Willen erschlaffen. Wie ein Trunkener liege ich auf der Trage vor den Duschräumen, die zu Operationsräumen umfunktioniert wurden. Der eine sei der septische und der andere ein aseptischer OP. Ob man diese Teilung tatsächlich einhält? Jedenfalls legt man mich auf einen Tisch.

Marine-Stabsarzt Matz lächelt mich freundlich an und vermittelt Vertrauen. Er ist ein flotter Mann mittleren Alters, der bei Professor Dr. Sauerbruch studiert haben soll. Als Narkotiseur fungiert ein Assistenzarzt im Range eines Marine-Fähnrichs, der mir eine Schlummerspritze verpasst. Irgendwann erwache ich für einige Sekunden im Bett. Es scheint wohl intuitiv zu sein, dass ich die Bettdecke beiseiteziehe. Ein Kamerad, der momentan wohl die Wache übernommen hat, sieht das und brüllt sofort: «Schwester – Schwester, kommen Sie schnell – Herr Kuss blutet!» Da sehe ich, dass mein rechtes Bein im Blut schwimmt. Ich bekomme noch mit, dass die Stationschwester sagt: «Küsschen, was machen Sie bloss!» Auch merke ich noch das Abbinden am Oberschenkel. Dann ist mein Geist wieder weg.

Auf dem OP-Tisch erwache ich. Neben mir sitzt die Chefsekretärin. Ein dünner Schlauch verbindet unsere Arme. Sie lächelt mich an

und sagt: «Gleich ist es überstanden.» Ich verstehe, sie ist die Blutspenderin.

Nun kommt ans Tageslicht, was ich befürchtet habe, denn die OP-Schwester besucht mich und berichtet: «Nach der Inzision zog der Stabsarzt den Splitter heraus. In diesem Moment schoss das Blut aus der Schlagader. Er ahnte nicht, dass sich dort ein Aneurysma gebildet hatte. Er hat sofort die Schlagader abgeklemmt und dann abgebunden. Im Bett muss die abgebundene Stelle wieder aufgebrochen sein. Das machte einen zweiten Eingriff notwendig.» – Ja, so wäre ich fast unbemerkt verblutet.

Nun ist auch der wahnsinnige Schmerz nach der Beinverletzung erklärlich. Der Splitter hatte in der Kniekehle die Schlagader verletzt, und ein Aneurysma verursachte den furchtbaren Schmerz. Mir läuft es kalt den Rücken herunter, wenn ich daran denke, was eigentlich hätte passieren müssen. Der Splitter war tatsächlich so freundlich gewesen und hatte den Einschlagkanal verstopft. Was mich nur ärgert, ist der Umstand, dass der Internist keine Röntgenaufnahme hat machen lassen. Dann hätte es keine Überraschung bei der Operation geben können. Militärärzte aber sind es wohl gewöhnt, ohne Röntgenbild zu arbeiten. Das hat sicher zu manchem Misserfolg geführt. Doch in den Kriegs- und Feldlazaretten hatte es eine solche Vorsorge natürlich nicht geben können.

Zunächst steckt in der Wunde noch Tamponade. Dann aber habe ich den Verdacht, dass die Tamponade zu früh entfernt wurde. Zu schnell heilt die Wunde. Und das ist mir verdächtig. Bei der nächsten Visite frage ich den Arzt, ob er mein linkes Knie wieder funktionsfähig machen könne. Da dreht er sich um und setzt sich mit Schwung auf das Knie. Es ist eine gewagte Pferdekur, aber ich kann das Bein wieder strecken. So scheint alles im Lot.

Es herrscht ein herrliches Sonntagswetter. Deshalb gehe ich nach draussen, um mich zu sonnen. Eine Schwester begleitet mich und bleibt bei mir. Plötzlich überfällt mich ein fürchterlicher Schüttel-

frost. Die Schwester meint, ich solle mir lieber ein Hemd anziehen. Doch das mindert den Zustand nicht. Es wird immer schlimmer, und die Zähne klappern.

Also gehe ich ins Bett, um mich aufzuwärmen. Um 17 Uhr kommt eine Schwester – wie üblich – zum Fiebermessen. Als sie dann das Thermometer abliest sagt sie: «Küsschen, warum veralbern Sie mich, 41 Grad, also noch einmal, aber ehrlich.»

Ja, sie glaubt, ich hätte das Thermometer an der Bettdecke hochgerieben, was ich vom Lazarett in der Internatsschule her kenne. Wieder legt die Schwester das heruntergeschlagene Thermometer in die Achselhöhle. Und dann – wie kann es anders sein – liest die Schwester wieder: 41 Grad. «Was ist los mit Ihnen?» «Ich friere fürchterlich.» Nun bemerkt sie auch mein flatterndes Kinn. Ja, heute am Sonntag ist der Arzt nicht da. Aber am Abend kommt er doch noch. Diagnose: Sepsis im rechten Kniegelenk. «Sie kommen morgen in den OP.» Noch ahne ich nicht, dass damit ein Monate andauernder Leidensweg beginnt.

1. Mai. – Es herrscht eine gute und fröhliche Stimmung. Die Schwestern kommen deshalb gerne in unser Zimmer und tragen zur guten Laune bei. Die Stationschwester Anneliese schätze ich besonders. Sie hat nicht nur ein herzliches Wesen, sondern ist auch eine Könnlerin auf ihrem Gebiet. Auf sie kann man sich in jeder Lage verlassen. Ich bewundere immer wieder den aufopfernden Einsatz. Sie rennt und rennt. Ihre Anweisungen an die anderen Schwestern haben Hand und Fuss. Von der guten Laune um mich herum bleibe ich fast unberührt. Fieber plagt mich. Essen mag ich nicht. Ohne Schlafspritze kriege ich kein Auge zu. Die Schwestern bemühen sich rührend um mich. Sie bieten mir Wunschkost an. Der Koch sei zu allem bereit. Was wünsche ich mir? Das ist die Frage. Nach der Mundverwundung habe ich wochenlang von Mondamin-Süppchen gelebt. Und das wünsche ich mir auch jetzt, gelegentlich mal ein

Eieromelette. Wir alle sind erstaunt über die ausgezeichnete Verpflegung hier bei der Marine in dieser kargen Zeit.

Heute nun schlägt die gute Laune um. Eine Schwester unserer Station steht an der offenen Tür. Sie wischt Tränen fort. Sie will etwas sagen, aber bei dem Schluchzen kommt zunächst kein Wort über ihre Lippen. Endlich beginnt sie zu sprechen mit gurgelnder Stimme: «Der Führer ist gefallen!»

Schweigen! Langes Schweigen! Keiner wagt das erste Wort. Ich versuche, hinter mir zum Fenster zu schauen, wo die Gehfähigen vor dem Fenster am Tisch sitzen. Ich sehe nur nachdenkliche Mienen. Kein Jubel – keine Trauer – kein Laut! Nur Stille! Was mag in den Hirnen der Kameraden vorgehen? Besonders beim Kameraden Otto Becker? Er ist einige Jahre älter als wir anderen, und er hat vor dem Krieg als Ingenieur eine Zeit als sogenannter Werkstudent hinter sich gebracht. Keiner hörte oder weiss etwas von der politischen Einstellung des anderen. In unserem Kreis wurde nie ein Wort über Politik verloren. Da gab es doch so schöne Attribute für die einzelnen Waffengattungen: Kaiserliche Marine, deutsches Heer, nationalsozialistische Luftwaffe. Da scheint etwas dran zu sein. Vor der Führerrede im Berliner Sportpalast vor uns Kriegsschulabsolventen am 30. Mai 1942 hatte ein Mann in brauner Uniform zu uns gesagt: «Wenn der Führer den Raum verlässt, ist in Heil-Rufe auszubrechen!» Ja, und da schieden sich die Geister. Ich schaute zum rechten Balkon, wo die Marine-Fähnriche sassen. Dort rührte sich keine Hand und kein Mund. Dann schaute ich zur Luftwaffe auf dem linken Balkon. Da flogen die Arme in die Höhe, und das Heil donnerte. Im Parkett sassen wir vom Heer, wo ich in der vorletzten Reihe sass. In den ersten Reihen hatte man die mit höheren Orden Dekorierten plaziert. Dort schloss man sich der Luftwaffe an. Dahinter jedoch hörte man nur hier und da mal einen Ton. Auch als Hitler mit Anhang – Göring, Himmler et cetera – an mir vorbeiging, blieben die Rufe eher schwach. Stimmten die Attribute also? Merkwürdig: Als Hitler an mir vorbeiging, dachte ich, wie leicht doch ein Attentat sei, wenn man sich selbst opfert.



*Die DRK-Schwestern und Hilfsschwestern sind ein Segen für die verwundeten Soldaten: Sie versorgen nicht nur die Wunden, sondern helfen bei alltäglichen Verrichtungen, beim Schreiben und Essen. Oft werden so die letzten Worte und Grüße von Sterbenden den Verwandten in der Heimat übermittelt.*

Nun, in unserem Krankenzimmer gibt es zur Zeit einen Leutnant der Marine und vier Leutnants des Heeres. Ein «Politischer» scheint sich zu uns nicht verirrt zu haben. Zu meiner Zeit auf der Kriegsschule gab es keinen politischen Unterricht. Mein Inspektionschef wagte es einmal sogar, die Ortsgruppenleiter als «Ortskommödianten» zu bezeichnen. Das löste nur Heiterkeit, aber keinen Ärger aus. Mein späterer Kommandeur der 111. Infanteriedivision, Generalmajor Recknagel, testete uns junge Leutnants bei der Vorstellung an

der Terekfront auf unser Wissen über Johann Wolfgang von Goethe, aber nicht auf eine politische Gesinnung. Das war der Geist, der mir zumeist begegnete. Tatsache ist, dass die deutsche Wehrmacht als Staat im Staate bezeichnet werden muss. Es galten die zehn Gebote des alten Preussen, des Feldmarschalls und Reichspräsidenten Paul von Hindenburg. Dazu zählte auch das Gebot: «Treue ist das Mark der Ehre!» An dieses Gebot hielten wir Soldaten uns bis zum Tage des Untergangs.

Das Schweigen der Kameraden dauert wirklich lange. Nein, es sind keine Gedenkminuten. Nein – nein, es sind die Gedanken zum grossen Halali. Der Tag ist nahe, den wir verdrängt haben. Die Angst vor diesem Tag und die innere Freude, dem Schlachtfeld entronnen zu sein, haben den Blick auf das bevorstehende Ende verdrängt. Doch jetzt liegt der Abgrund vor uns. So konnte das erste Wort, das ich höre, auch nur lauten: «Das ist das Ende Deutschlands!» Wieder Schweigen. Jeder wird an das Gemunkel denken, dass die Kriegsgegner das Deutsche Reich aufteilen wollen. Nach dem Ersten Weltkrieg haben diese Gegner auch schon kräftig hingelangt. Doch dieses Mal scheint der Hass so geschürt worden zu sein, dass man Deutschland ausradieren wird. Das Streben Polens ist mir durch meine Eltern bekannt, deren Heimat in der Provinz Posen-Westpreussen liegt. Der ausgeprägte Hass Frankreichs gegen das Deutsche Reich besteht spätestens seit der Schlacht bei Sedan am 2. September 1870. Der britische Premier Winston Churchill allerdings überflügelt Georges Clemenceau in seinem Hass gegen die Deutschen noch. Die Amis werden die Deutschen in die Knie zwingen. Die deutschen Verbündeten Italien und Rumänien – wie uns bekannt geworden ist – haben ihre Waffen jetzt gegen uns Deutsche gerichtet. Das war ein hinterhältiger Sprung vom Besiegten zum Sieger.

2. Mai. – Unsere Gedanken haben zum Alltag zurückgefunden. Die Nacht führt uns ohnehin von der Zukunft in die Gegenwart zurück. Des Fiebers wegen finde ich wieder keinen Schlaf. Unvermit-

## UNSER FELDZUG IM OSTEN – DAS HALALI

---



*Ab dem 25. April – nach der Räumung des Hafens Pillau – werden die Rettungsaktionen für Flüchtlinge, Verwundete und Truppenteile nur noch von der Halbinsel Heia aus durchgeführt. Mehrere Zehntausende Menschen verlassen täglich den Hafen. Das letzte Schiff legt am späten Abend des 8. Mai 1945 von Heia ab.*

telt höre ich die leise und krächzende Stimme des Kameraden Schöppe, der in dem schmalen Zimmer mir gegenüber liegt: «Ich blute!» O mein Gott, er hat eine verletzte Halsschlagader. Sofort brülle ich: «Licht an!» «Was ist los?» fragt einer. «Beeilung! Herr Schöppe blutet.» Haller knipst das Licht an. Becker springt aus dem Hochbett. Blut schiesst im hohen Bogen auf den Fussboden. Die Lache wird grösser. Becker steht hilflos und fragt: «Was soll ich tun?» Diese Frage bringt mich fast zur Verzweiflung, aber ich kann nichts machen. Das Blut schiesst und schiesst. «Die Schlagader abdrücken!» brülle ich. Becker fragt: «Wo?» Mein Gott, hat der im Biologieunterricht gefehlt? «Natürlich unter der Wunde!» Endlich drückt Becker zu. Der Springbrunnen stoppt. Eine riesige Blutlache bedeckt den Fussboden. «Herr Haller, laufen Sie schnell zur Nachtschwester. Sie soll dringend den Arzt verständigen.» Oje, wissen die Herren nicht selbst, was zu tun ist? Als Infanterist kenne ich mich wohl besser aus. Becker steht aber brav und drückt den Daumen auf den Hals.

Nach fünf Minuten bringen zwei Sanis eine Trage. Auch der Stabsarzt erscheint. Der steckt einfach den Daumen in die blutende Wunde. Schöppe wird zum OP gebracht. Leutnant Haller besorgt einen Wassereimer mit Feudel. Er braucht lange, um die Blutmenge zu beseitigen. –

Schöppe hat überlebt. Er liegt wieder in seinem Bett, still und tonlos. Als seine Frau am Nachmittag erscheint, lege ich den Finger auf den Mund, zum Zeichen, dass sie schweigen soll. Sie erschrickt und geht leise zum Bett. Ich erkläre ihr, was geschehen ist. Tränen fliesen.

9. Mai. – Wir erfahren, dass seit 0 Uhr die Waffen schweigen. Das heisst also: Kapitulation.

Der Tag, vor dem sich alle Deutschen fürchteten, ist nun endgültig gekommen. Damit gibt es einen Kommandowechsel, dem wir uns werden fügen müssen. Doch wie werden die Kommandos lauten?

Wir stecken im Zwiespalt. Freuen wir uns, dass das Töten ein Ende hat und dass wir überlebt haben, oder überwiegt die Angst vor der Zukunft? Aber haben wir alle schon überlebt? Bei Schöppe ist der kritische Tag noch nicht gekommen und bei mir auch nicht. Bei mir ist die Vereiterung des Beines vom Knie bis zum Fussgelenk fortgeschritten. Bisher liegt das Bein nur auf einer Schiene, so dass ich es bewegen kann. Allerdings stecken neben der Kniescheibe Drains, die wie Schornsteine hervorlugen.

Die sich ändernden Zeiten werfen ihre Schatten voraus. Die Stubenkameraden schauen durch das Fenster einem «Freudenfeuer» zu. Papiere, Bücher und eine Fahne seien das Opfer. Sicher wird der Chefarzt auch den Mann symbolisch verbrennen, für den er vor wenigen Tagen, am 20. April, noch ehrende Worte fand – den Führer.

Jeder von uns erhält eine Flasche des bekannten Weinbrands aus dem französischen Städtchen Cognac. Erstaunlich, was sich noch hinter unseren Mauern verbirgt, und was man dem Tommy nicht überlassen will. Diese Rarität hat das Personal bei dem Standortwechsel aus Paris mitgebracht. So kann auch ich ab und zu meinen Geist erwecken.

Wir werden aufgefordert, unsere Waffen abzugeben. Die Pistole meines Vaters hätte ich nicht gerne aus der Hand gegeben. Für deren Erhaltung wird nun der Dieb sorgen. Allerdings habe ich noch die Pistole 08 des zu meinen Füßen auf dem Frachtschiff verstorbenen Kameraden. Daraus entnehme ich den Schlagbolzen und gebe so die Waffe ab. Leutnant Haller kommt in Gewissenskonflikt. Seine kleine Mauser-Pistole, die man auch als Damenpistole bezeichnet, ist ein Familienerbstück. Was tun? Bei uns treibt sich ab und zu ein schnodderiger Mann der Waffen-SS im Range eines Leutnants herum, der weiss Rat. Er besorgt eine Zigarrenkiste, in die er Pistole und ein Hitlerbild legt. Die vergräbt er an einem bestimmten Baum. Ob er sie mal ausgraben wird?

Kameraden, die in die Stadt gegangen waren, berichten, dass die Zivilbevölkerung die Offizierskleiderkammer der Marine, die sich in einem Saal befindet, gerade plündern. Auch das noch. Eine Hose besitze ich nicht mehr. Die Stiefel sind durchgelatscht. Meine Mütze ist in Danzig verschüttet. Einen Mantel besitze ich auch nicht. Zwar hatte ich, weil ich noch einige Reichsmark besass, mir durch einen Kameraden vor einiger Zeit ein Oberhemd und ein Paar Halbschuhe mitbringen lassen, aber das Oberhemd hat mir der SS-Mann abgegaunert. Ich als Bettgebundener bin eben leicht übers Ohr zu hauen. Na, das kann ja noch heiter werden.

Zwei Tage später erscheinen der Chefarzt und der Chirurg mit zwei britischen Offizieren in unserem Zimmer. Die Briten lassen sich den Zustand jedes einzelnen Soldaten erklären. Der Chirurg scheint der englischen Sprache mächtig zu sein. Beim Verlassen des Zimmers ruft ein Brite: «Do you have pistols?» Wir murmeln fast im Chor ein Nein.

Nun sind wir also Kriegsgefangene. Für uns, die ans Bett gefesselt sind, ist das nicht spürbar. Bewachung gibt es nicht. Wer aber das Haus verlassen will, braucht einen Sonderausweis. Nun wird, wie man berichtet, auch in Schleswig der Spiess umgedreht. Die russischen und polnischen Kriegsgefangenen laufen jetzt frei herum. Die Burschen würden klauen, was ihnen unter die Finger kommt, so wie diejenigen Deutschen, die die Marine-Kleiderkammer im Baumhof leergeräumt haben. Die Briten sollen sich aber als gute Ordnungshüter zeigen, nachdem sie das Austoben der ehemaligen Gefangenen satt haben. Sie kasernieren allesamt.

In der Schleswiger Domschule werden die Verwundeten der Waffen-SS zusammengezogen. So muss uns auch der SS-Mann, der mein Oberhemd – und dann auch noch ein Verwundetenabzeichen – ergaunert hat, verlassen.

Eines Tages wird ein Hauptmann der Luftwaffe in unserem Zimmer einquartiert. Er hätte sich bei einem Mädchen «etwas wegge-

holt». Da kommt nun Leben in unsere Bude. Seine Kameraden des Nachtjagdgeschwaders, die offenbar auch als Gefangene Privilegien genießen, besuchen ihn häufig. Natürlich sind diese Herren nicht von der bescheidenen Art eines geschundenen Infanteristen. Sie haben nie darben müssen. So wird der Hauptmann auch mit Zusatzverpflegung versorgt. Einmal bringen seine Kameraden ein ganzes Spanferkel mit. Alle spachteln fleissig. Schöppe und ich müssen auf diesen Genuss verzichten. Ich hätte nicht einen Bissen herunterkriegen können. Immer noch lebe ich von Süppchen und Omelette.

Nach und nach werden Kameraden entlassen, aber es kommen ab und zu auch neue hinzu. Schöppe ist der Einzige, der Besuch bekommt. Seine Frau hat sich in Schleswig einquartiert und erscheint täglich, auch mit Mitgliedern ihrer Quartiersfamilie Weyhe.

Schöppe hat sich gut erholt. Der kritische elfte Tag nach der Operation ging gut vorüber. Nur seine Stimme ist krächzend geblieben. Ein neuer Stubenkamerad leidet unter Nervenschmerzen in den Beinen. So lässt er seine Beine aus dem Bett hängen, und die Füße werden immer mit neuem Wasser gekühlt. Das geht nun schon tagelang so.

Meine Sepsis im Unterschenkel und im Kniegelenk geht trotz neuer Inzisionen nicht zurück. Ja, meint der Chirurg, Penizillin sollte man haben, aber das gäbe es nur in England. So bleibt der Arzt hilflos. Ich ersticke fast im Gestank des Eiters, der sich jetzt anschickt, auch den Oberschenkel zu befallen. Na, und dann ist der Exitus nicht weit.

Also sagt der Arzt: «Ich muss amputieren!»

«Um Himmels willen – Nein!» platzt es aus mir heraus.

Darauf sagt der Arzt: «Ja, dann muss ich das Bein ruhiglegen, aber damit wird es steif.»

Diese Erklärung trifft mich wie ein Keulenschlag. Ich kann nur noch die Bettdecke über den Kopf ziehen, um meine Reaktion zu verbergen.

Im Zorn steigen immer wieder Fragen auf. Warum hat der Mann nicht steril arbeiten können? Warum hat er nicht reagiert, als ich ihm

das kleine Loch in der heilenden Inzisionswunde zeigte? Warum? Warum?

So lande ich also wieder auf dem OP-Tisch. Bei jeder Bewegung des Kniegelenks brülle ich laut vor Schmerzen. Also werde ich eingeschläfert. Es ist das neunte Mal. Als ich wieder im Bett erwache, bin ich bis zum Bauchnabel eingegipst. Nur der linke Unterschenkel ist gipsfrei und natürlich die Stellen im Schritt. Am rechten Knie befindet sich ein Fenster, aus dem die Drains heraus schauen. Die gegipsten Oberschenkel sind mit einem Stab verbunden. So soll ich nun acht Wochen zubringen. Nicht nur die Hilflosigkeit treibt mich fast zum Wahnsinn, sondern vor allem die Druckstellen, die der Gips verursacht. Die Druckstellen eitern. Die Watteeinlage saugt sich voll. Unter dem Gips juckt die Haut wahnsinnig. Meiner Bitte, Fenster hineinzuschneiden, wird nicht stattgegeben. Die Schwester besorgt mir ein dünnes Stöckchen, mit dem ich unter dem Gips etwas kratzen kann. Oh, was stinkt der Eiter.

Wieder einmal soll ich eine Bluttransfusion erhalten. Da kommt also ein Assistenzarzt mit dem Dreiwegehahn und einem Soldaten als Blutspender. Zunächst versucht er dem Spender die Kanüle einzuführen. Es will nicht klappen. Schliesslich wird dem Spender übel, und er fällt vom Stuhl. Ein neuer Spender muss also her. Eine Schwester ist so nett und er bietet sich. Bei ihr gelingt es dem Assi. Nun bin ich an der Reihe. Er probiert und probiert. Die Armbeuge ist schon recht zerstoichen. So holt er einen Kollegen zur Hilfe. Auch dem zweiten Assi gelingt es nicht. Alle Schwestern haben bisher eine Vene gefunden, nicht aber die jungen Dachse. Der dritte Assi wird also geholt, der mir auch das Eviphan verpasst hatte. Ihm gelingt es. Nun kann ich nur beten, dass er mir keine Luft in die Vene pumpt. Der Akt ist geglückt. Ja, solche Assis kann man nur auf Soldaten loslassen. Da verkündet ein Assi auch noch voller Stolz, dass er meinen Fuss eingegipst hat. Dieser Stümper hat mir mit einer Druckstelle an der Ferse ein ewiges Andenken verpasst.

Die Behandlung als Baby habe ich langsam satt. Die Schwestern bewundere ich, die mich trotz allem liebevoll betreuen. Endlich kommt der Tag der Befreiung. Ein Sani erscheint, um den Beckengips, auf dem man ein Haus bauen könnte, zu entfernen. Er versucht es mit einer Schere. Denkste! Ja, da müssen Hammer und Meißel und Säge her. Es dauert lange, bevor er mich befreit hat. Nun liegen die vielen Eiterstellen auf der Haut offen. Im Bein ist die Vereiterung tatsächlich gewichen. Ja, nun kann ich das Knie nicht mehr bewegen. Ich bin ein Krüppel – auch ohne Amputation.

Ende August 1945. – Das Lazarett Galibergschule wird aufgelöst. Nun heisst es Abschied nehmen von den uns ans Herz gewachsenen Schwestern. Von der Stationsschwester Anneliese fällt mir der Abschied besonders schwer. Sie hat als Könnerin viel für mich getan, um mir Lebensmut zu geben. Ich war ihr Küsschen. Keiner kennt die Zukunft in dieser schweren Zeit. Ganz ohne Tränen geht es nicht.

Ja, diese für den Kriegshilfsdienst ausgebildeten und eingezogenen DRK-Schwestern werden nun wohl aus der Dienstpflicht entlassen, und damit sicher arbeitslos. Ich muss auch Abschied nehmen von den Kameraden, die entweder entlassen oder in andere Lazarette verlegt werden.

Ich lande im Lazarett IV am Stadtfeld. Es liegt im Atriumbau der Heilanstalt. Hier ist es mit der guten Verpflegung vorbei. Es gibt Anstaltskost. Das sind täglich Wracken – gelbe Rüben – auf Wasser gekocht. Abends gibt es Fischpaste auf Brot. Die Schwestern produzieren gelegentlich Quark zur Abwechslung. Im Zimmer stehen fünf Betten, alle sind belegt. Die Kameraden sind alle umgänglich und nett, auch der SA-Standartenführer und Hauptmann Moser. Ihn hat es besonders schwer erwischt. Durch ein fehlendes Knochenstück im Oberschenkel ist ein Bein erheblich verkürzt. Der Kantinenwirt und Panzer-Oberleutnant Heitmann ist ein besonders freundlicher Mann. Seine Frau, die ihn ab und zu besucht, macht uns mit kleinen Geschenken eine Freude. Der Rechtsreferendar und



*DRK-Hilfsschwester Elene T. aus Schleswig, eine der vielen selbstlosen Helferinnen, die verwundeten Soldaten und Zivilisten das Leben zu erleichtern suchten. – Aus eigener Erfahrung weiss der Autor zu berichten, dass während des Zweiten Weltkrieges als Schwesternkleidung generell weisse Schürzen und gestärkte Hauben üblich waren und die Hilfsschwestern gestreifte Kleider, die DRK-Berufsschwestern einfarbig-blaue Kleider trugen.*

Leutnant Wittmann ist nicht so zugänglich. Der Jüngste ist der Fleischersohn und Leutnant aus Berlin, Harro Bonssdorf. Er trägt, wie wir sagen, eine «Stuka», das heisst, die Armschiene ist rechtwinklig am Körper angebracht.

Die Ärzte hier sind sehr gut. Einmal kommt unser Chirurg mit dem bekannten Professor Küntscher – durch den Küntscher-Nagel bekannt und zur Zeit Stabsarzt in einem Schleswiger Lazarett – an mein Bett. Der Chirurg erklärt ihm meinen Zustand. Als Küntscher von der Abbindung der Beinarterie hört, sagt er: «Fifty-fifty! Wenn das Bein durch neue Blutadern nicht ernährt wird, muss es amputiert werden. Die Erreger im

Bein werden noch fünf Jahre latent bleiben.» Für mich heisst es also: Abwarten. Zur Zeit hat das Bein eine Gipsmanschette, und ich lerne langsam sitzen.

An jedem Wochenende bringt mir die Schwester – wir haben nur eine – stets einen prachtvollen Blumenstrauss. Auf meine Frage, wem ich den Blumengruss zu danken habe, bekomme ich stets zur Antwort: «Das darf ich nicht sagen.» Einmal schafft es die Schwester, das Blumenmädchen zu mir zu bringen. Es ist die Tochter der Quartierwirtin von Frau Schöppe, die oftmals mit ihr zu Besuch kam. Sie wird etwa fünfzehn Jahre alt sein. Ja, da wird man schon verlegen und hilflos. Ich bemühe mich um einen Dialog, aber es kommt nicht viel dabei heraus. Sie stellt wohl fest, dass es mir besser geht. So ist dieser Strauss auch der letzte. Schade! Vermutlich steckt Frau Schöppe dahinter, die ja weiss, dass auch mir das Überleben ihres Mannes zu verdanken ist.

September 1945. – Allmählich lerne ich das Gehen an Achselkrücken trotz Gipsmanschette. Ein Erfolg zeigt sich. Ich gehe nach draussen, um auf einer Bank endlich mal wieder frische Luft zu schnappen. Immerhin war ich seit April nicht mehr draussen und lag in der Zeit vier Monate fast regungslos im Bett.

Ich wundere mich selbst, dass ich in dieser Lage und bei karger Kost alles durchgestanden habe. Die jetzige Verpflegung ist auch nicht geeignet, den Körper zu regenerieren. Ich glaube, dass ich mir diese Zähigkeit in meiner Jugendzeit von Kind auf durch Sport aller Art erworben habe.

Mein «Stuka»-Kamerad Hasso Bonssdorf er bietet sich, mich bis zum Kino zu begleiten. Fahrzeuge gibt es nicht. Also muss ich den relativ langen Weg zu Fuss gehen. Britische LKW-Fahrer sind immer höflich, wenn ich eine Strasse überqueren will, was ich nicht erwartet hätte. Leider liegt das Lazarett auf dem höheren Stadtteil und das Kino im Tal. So ist der Weg sehr anstrengend.

Oktober 1945. – Endlich wird nun auch die Gipsmanschette abgenommen. Damit können die Massagen beginnen. Im Haus ist ein Massageraum, wo vier jüngere Masseusen unter Leitung einer älte-

ren Dame bereit sind, die müden Knochen der Verwundeten mehr oder weniger kräftig zu kneten. Regelmässig kommt mein Bein vor der Massage unter den Lichtbogen, was ausserordentlich bekömmlich ist. Alle Masseusen haben Freude an der Unterhaltung. Es sind zumeist Mädchen aus Hinterpommern und Schlesien. Eine davon ist eine gute Tennisspielerin und packt deshalb auch kraftvoller zu als andere. Alle Verwundeten sind immer wieder gern in diesem Raum, auch ich.

Ich werde nun als «Geher» in ein anderes Zimmer verlegt. Es ist ein grösserer Raum mit sechs Betten. Wir sind hier zur Zeit fünf Offiziere, junge und etwas ältere Herren. Ein ostpreussischer Oberleutnant ist ein lustiger Geselle. Er hat immer neue Anekdoten auf Lager, die in seinem Ostpreussisch besonders nett anzuhören sind. Mit einem Panzeroberleutnant, Jürgen Rudolf Bartsch, der aus meiner Heimat Hinterpommern stammt, habe ich besonders guten Kontakt. Er hat schon ein Berufsziel vor Augen. Er möchte Theaterwissenschaften studieren, obwohl er durch die Nervenverletzungen in den Beinen sehr schlecht gehen kann. So müssen Berufsoffiziere und jene, die von der Schulbank weg sich freiwillig gemeldet hatten – wie auch ich –, ins kalte Wasser springen.

Obwohl ich im Skatspiel immer noch ein Stümper bin, hat mich unser Stabsarzt Dr. Heinrich als dritten Mann angeheuert. Langsam gewinne ich Spass am Spiel. Der Stabsarzt ist – Gott sei Dank – kein fanatischer Skatspieler. So kommt die Unterhaltung nicht zu kurz.

Mitte November 1945. – Kamerad Bonssdorf und ich fragen zwei Damen aus der Stadt, die uns gelegentlich besuchen, wo man wohl ohne Marken etwas zu essen bekommen kann, denn wir haben Hunger. Wir sollen es mal im Börsenkeller versuchen, meinen sie. Ach ja, vom Börsenkeller erzählte schon meine Cousine, die bei dem Besuch ihres Mannes hier war. So gehen wir also dorthin. Wir bestellen markenfremen Heringssalat und Molkebier. O wie herrlich,

wenn man wochenlang nur gelbe Rüben gefuttert hat. Wir sind uns einig, hier waren wir nicht das letzte Mal.

Der nächste Besuch wird schnell gemacht. Diesmal erregen zwei Mädchen, die ebenfalls im Thekenraum sitzen und pausenlos herumgackern, unsere Aufmerksamkeit. Die eine scheint die Wirtstochter zu sein. Bonssdorf und ich gehen abgefüllt mit Heringssalat und gut gelaunt zum Lazarett zurück.

Plötzlich stehen meine Eltern vor mir. Ich bin erschüttert. Beide sind abgemagert. Mein Vater, der jetzt sechzig Jahre alt ist, geht gebeugt. Er hat ein Miniköffchen in der Hand, und meine Mutter hat einen fast leeren Rucksack auf dem Rücken. Sie sind armselig gekleidet. Sie waren nach dem Einzug der Roten Armee am 26. Februar 1945 in ihrer Heimatstadt geblieben, doch am frühen Morgen des 27. Februar erschienen russische Soldaten und trieben alle Hausbewohner auf den Hof, wo sie antreten mussten. Etliche Bublitzer wurden in die Turnhalle gebracht – so auch meine Eltern –, andere in die Kirche. Dann wurde eine Marschkolonne zusammengestellt. Das Marschziel hatte Baldenburg sein sollen, wo angeblich Güterwagen zur Deportation bereitstanden. Meine Eltern konnten sich aber beim Marsch in die Büsche schlagen und bei der ihnen bekannten Bauernfamilie Steffen in Porst unterkommen. Am nächsten Tag hatten die Russen die Stadt angezündet. Auch unser Haus ist niedergerannt und damit restlos alles vernichtet. Deshalb also diese Armseligkeit. Versteckt in ihrem Unterschlupf entgingen sie einem weiteren Transport nach Osten am 4. März, zu dem fast ausschließlich alte und kranke Bewohner der Stadt gehörten. Im August haben sie meine Heimatstadt verlassen. In Stettin-Scheune hätten die Polen ihnen weggenommen, was sie beehrten; natürlich auch die goldene Taschenuhr meines Vaters. Zweimal wurden sie auf diese Weise erleichtert. Papiere warf man einfach weg. Meine Mutter sammelte aber alles wieder ein.

So hatten sie also auch ihre zweite Heimat verloren, nachdem sie schon nach dem Ersten Weltkrieg ihre und die Heimat ihrer Vorfah-

ren in den preussischen Provinzen Posen und Westpreussen verloren hatten.

Zunächst wollten sie bei Berliner Verwandten bleiben, die aber waren ausgebombt. Dort erfuhren sie den Aufenthaltsort meines Bruders Siegfried, der mit seiner Frau und den schlesischen Schwiegereltern in Rudolstadt in Thüringen Unterkunft gefunden hat. Auch dort konnten sie nicht bleiben. Eine uns bekannte Familie Hochbaum in Schwerin nahm sie schliesslich auf. Sie erfuhren meine Adresse, und nun stehen sie vor mir, dem Habenichtes.

Nun ist guter Rat teuer. Auf dem Flur des Lazaretts kommen wir mit einer Reinmachefrau ins Gespräch. Sie würde meine Eltern aufnehmen. Am Nachmittag sei sie zu Hause. Natürlich gehen wir zu besagtem Reihenhaus. Wir klingeln – wir warten – Stille. Na, der Ehemann wird wohl nicht einverstanden sein. Das ist wohl klar. Also gehen wir zum Lazarett zurück.

Mein Vater ist seit dem Ersten Weltkrieg asthmaleidend. Ihm geht es ganz schlecht. Ich frage meinen Skatfreund, ob er etwas für meinen Vater tun kann. Er gibt ihm ein «Zäpfchen». Wo aber können die Eltern nächtigen? Nun, ich frage die Chefmasseuse, ob meine Eltern dort im Massageraum schlafen dürfen. Sie ist sofort einverstanden.

Wir haben im deutschen Westen keine Verwandtschaft. Mir fällt aber Familie Pannicke in Hameln ein, bei der ich mal einquartiert gewesen war. Frau Pannicke meinte einmal, dass meine Eltern als Gäste willkommen wären, wenn es im Osten mal Schwierigkeiten geben sollte. Sie ist eine hilfsbereite Frau. Nun ist sie wohl der einzige Rettungsanker. So bringe ich meine Eltern am nächsten Tage zum Bahnhof. Es soll tatsächlich ein Zug nach Hamburg fahren. Der Zug hat keine Personenwagen. Es sind geschlossene Güterwagen oder offene Loren. Meine Eltern finden nur einen Platz auf einer Lore mit Seitenwänden. Ich klettere in das Bremserhäuschen, um nach ihnen zu schauen. Wenn sie sitzen wollen, können sie nur den

Boden benutzen. Mein Vater sieht mich und sagt: «Junge, fall' nicht herunter!» Es sollen die letzten Worte sein, die ich von ihm höre.

Man hält sich die Geschehnisse im Kriege vor Augen und steht vor der Frage, wer eigentlich die schwerere Last zu tragen hatte: Waren es wir, die Soldaten, oder war es die Zivilbevölkerung? Sicher hatten wir Soldaten an der Front den Vorteil, dass wir in der Lage waren, uns zu wehren; erst wenn man in Gefangenschaft geriet, war man dem Gegner hilflos ausgeliefert. Die Zivilbevölkerung in vielen Städten aber war unentwegt den Bomben wehrlos ausgesetzt, und in Ostdeutschland musste sie die einfallenden grausam mordenden Ostheere über sich ergehen lassen, soweit sie diesen nicht entkam.

Etwas Derartiges habe ich bei der Wehrmacht nie erlebt. Ich erinnere mich nur an ein Rundschreiben an der Ostfront, in dem das Urteil eines Kriegsgerichts abgedruckt war, nach dem ein Soldat wegen Vergewaltigung einer Russin schwer bestraft worden sein sollte. Die Soldaten wurden wiederholt aufgefordert, sich der Zivilbevölkerung gegenüber anständig zu verhalten.

Am 7. Januar 1946 endet die Gefangenschaft, von der wir nichts gespürt haben. Wir haben britische Soldaten nur auf der Strasse getroffen, die jedenfalls zu uns Verwundeten sehr freundlich waren. Oftmals blieben sie stehen und drückten mir einige Zigaretten in die Hand. Nun werden wir von einem britischen Offizier aus der deutschen Wehrmacht entlassen. Jeder von uns wird zuvor «durchleuchtet». Wir müssen angeben, in welchen Vereinen und Verbänden wir vor dem Eintritt in die Wehrmacht Mitglied gewesen waren. Das sollte die einen Dreck angehen, aber um Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, muss man gehorchen. Der Verhörende stolpert über meine Angabe «Scharnhorstbund». Der Dolmetscher erklärt ihm die Jugendorganisation. Damit erhalte ich als Unverdächtiger den Entlassungsschein. Die Soldbücher müssen wir leider abgeben, allerdings hatte ich das meiste zuvor herausgerissen.



*Der Scharnhorstbund wird in das Deutsche Jungvolk überführt (23. September 1933). Fabrikant Max Seydel (links), Amtsrichter Kandler (Mitte), Lehrer Kollawe (rechts). Rechts und links von Kandler stehen die beiden Zugführer (rechts Heinz Kuss).*

Nun heisst es also, die Dienstgradabzeichen abzumontieren. Die graue Feldbluse, die ich im Wechsel neun Jahre getragen habe, soll eingefärbt werden. Wir sind nicht Herr eigener Entschlüsse. Auch in bräunlicher Farbe wird die Feldbluse noch lange mein einziges Bekleidungsstück bleiben – neben einer blauen Marineklapphose und einer blauen Luftwaffenmütze. Es ist immerhin erstaunlich, dass der Lazarettbetrieb weitergehen durfte wie bisher.

6. Februar 1946. – Mit der Entlassung aus dem Lazarett endet auch das Leben in Obhut und vorgezeichnetem Weg. Ich denke zurück an die sieben Monate Reichsarbeitsdienstzeit in der «Streusandbüchse» (Neumark), wo ich Kiefemharz gewonnen habe. Da war die Rekrutenausbildung bei der Infanterie und die Zeit als Bataillonschreiber. Mit Kriegsbeginn wurde aus dem Üben mit der Waffe bit-

terer Ernst in Polen – in Frankreich – in Russland. Die freiwilligen Meldungen in die Wüste und über den Rubikon wurden zum Glück abgelehnt.

Ja, und dieses aktive Leben endet nun in der Invalidität. Meine Jugendfreuden – Radfahren, Reckturnen, Leichtathletik, Schwimmen, Wandern, Klavierspiel und Orgelspiel – sind mir wegen meines rechten Armes und rechten Beines vereitelt oder nur stark eingeschränkt möglich. Und das beruht nur zum Teil auf dem Kriegsgeschehen und in der Hauptsache auf ärztlichem Versagen.

Mit dem heutigen Tage endet für mich damit die Jugendzeit und das betreute Leben, und es beginnt die Selbständigkeit und die Heimatlosigkeit in fremder Gegend unter fremden Menschen. Nun stehe ich als junger Zivilist völlig ahnungslos und unerfahren als Habenichtsfast nackt und bloss, umgeben von gut genährten und gesunden Geiern. Jetzt soll mein Hirn wieder trainiert werden, um in einer neuen Ellenbogenwelt selbständig zu denken und zu streben. Das lange Soldaten- und Frontleben hat den Geist schrumpfen lassen und den Körper geschwächt. Der Start beginnt bei Null. Die Verbindung mit der Börsenkellertochter, Ingrid Borchers, rettet mich.



*Ingrid Borchers, Mai 1945*

## Musik unerwünscht

à la Wolgalied

Ich steh' als Soldat am Schwarzmeerstrand,  
am Don, der hier zum Meere fand.  
Dieser Strom ist noch vereist,  
beim Betreten nicht zerreißt.

Der Gegner jenseits ist geschart  
und seinerseits des Angriffs harrt.  
Schubereit die Panzer steh'n  
hinterm Bahndamm, nicht zu seh'n.

Derweil im Haus entdecke ich  
ein Prachtklavier, das wirkt auf mich.  
Im Moment das Kriegsspiel ruht,  
da tut ein Klavierspiel gut.

Nun wehen Lieder bern Strom,  
als herrsche Ruhe im Schalom!  
Hörst Du mich, Kosakenbruder?  
Nein! Es ist ein böses Luder!

So rauscht ein Schuß an mir vorbei.  
Das ist Musik der Feindpartei.  
Uns verbinden keine Lieder.  
Nur Granaten hallen wider. –

Singe ein Liedchen dort droben für mich.  
Wenn wieder Frieden, dann sing ich für dich.  
Das wird nicht leicht sein nach so vielem Blut;  
Singen gemeinsam mit Mut; dann wird's gut.

Heinz Kuss

# Danksagung

Hiermit sei allen Waffengattungen gedankt – von den Pionieren bis zu den Soldaten der Panzer- und Luftwaffeneinheiten, die den Infanteristen oftmals vor schweren Verlusten bewahrten.

Bewundernswert war das Engagement vieler Ärzte, die gerade bei Grosseinsätzen unermüdlich – manchmal pausenlos – Verwundete versorgten und Leben retteten. Die Ärzte in der HKL, auf Verbandplätzen, in Feld- und Kriegslazaretten gaben ihr Bestes. Leider fehlte es manchmal am Können und Eifer in den Heimatlazaretten. Der Verfasser hatte das Pech, auch solchen Ärzten in die Hände zu fallen. Als Entschuldigung muss natürlich gesagt werden, dass nicht alle Ärzte in chirurgischen Eingriffen erfahren waren. Dennoch – die Soldaten haben den Ärzten im Allgemeinen viel zu verdanken, und wenn es «nur» das blosse Leben war.

Unvergessen seien auch die vielen Krankenschwestern und DRK-Helferinnen. Nicht nur ihr Können war bewundernswert, sondern auch ihre liebevolle Art, mit der sie jeden einzelnen Verwundeten aufmunterten. Sie haben Lebensmut vermittelt. Niemanden liessen sie im Stich. Noch immer klingt dem Verfasser die Stimme einer Sächsin im Ohr, die am Sterbebett eines Kameraden sass, der an Wundstarrkrampf litt. Bis zum letzten Atemzug – etwa vier Nachtstunden lang – sagte sie immer wieder: «Behm – gommse – drinkense.» (Böhm, kommen Sie, trinken Sie.) Ja, so wurde selbst der Sterbende nicht alleingelassen. Sie alle, die liebenswerten Krankenschwestern und DRK-Helferinnen, haben ein Ehrenmal verdient. Ihnen sei inniger Dank.

Auch den Lieben daheim sei Dank. Sie vergassen ihre Soldaten nicht. Sie taten alles, was ihnen an Möglichkeiten gegeben war. Die Verbindung mit den Frontsoldaten haben sie nie abreißen lassen. Sie schickten Päckchen, obwohl auch sie mit ihrer Lebensmittelzuteilung haushalten mussten. So manches Päckchen an einen unbekanntem Soldaten führte zu einer ständigen Verbindung. Nicht hoch genug zu schätzen ist die Treue der Heimat zum Soldaten über den Krieg hinaus.

## Lebenslauf des Autors

Heinz Kuss, geboren am 11. März 1920, ist der älteste Sohn eines Vertriebenenhepaares aus Posen-Westpreussen, das in Bublitz/Hinterpommern eine neue Heimat gefunden hat. Seine Begeisterung für Sport und seine musikalische Begabung zeigen sich früh, und dies führt unter anderem schon im jungen Alter von vierzehn Jahren zur Übernahme einer Organistenstelle.

Er tritt dem Scharnhorstbund bei und wird mit zwölf Jahren Zugführer und nach Überführung in das Jungvolk Fähnleinführer der Bublitzer Jugend. Heinz Kuss entscheidet sich gegen eine politische Betätigung und verlässt daher im 17. Lebensjahr die Schule um den Reichsarbeitsdienst zu absolvieren. Danach tritt er als Freiwilliger in das Infanterieregiment 94 in Köslin ein. Mit dem Ablauf seiner zweijährigen Dienstzeit beginnt der Polenfeldzug, der sich schliesslich zum Zweiten Weltkrieg ausweitet. Heinz Kuss ist seinen Soldaten immer ein Vorbild, während es ihm um Auszeichnungen nie gegangen ist – denn ständig, so bekundet er, hat er mit dem Tod «auf dem Felde der Ehre» gerechnet. Nach seiner fünften Verwundung erhält er das Goldene Verwundetenabzeichen, und darüber hinaus wird ihm das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen.

Die zweimalige Verwundung im Kampfraum Danzig am 29. März 1945 verdammt ihn zur endgültigen Hilflosigkeit; an einen weiteren Fronteinsatz ist erst einmal nicht zu denken. Die Ereignisse nehmen ihren Lauf, am 8. Mai kapituliert die deutsche Wehrmacht. Erst nach langem Aufenthalt im Lazarett erlangt Heinz Kuss im November 1945 seine Gehfähigkeit zurück. Im Börsenkeller, den er mit seinen Kameraden besucht, lernt er die Wirtstochter Ingrid Borchers kennen.

Nach seiner Lazarettentlassung im Februar 1946 wird Heinz Kuss als heimatloser Pommer in der Familie aufgenommen, der Sohn der Wirtsleute gilt immer noch als vermisst.

Während der Bruder Siegfried Kuss in Gefangenschaft gerät und sich unhaltbarer Beschuldigungen erwehren muss, hilft Heinz Kuss bei der Verpflegung der Vertriebenen in Küche und Theke der Gastwirtschaft –

es sind so unendlich viele, daher spricht man von «Massenfütterung».

Die Ernennung zum Justizinspektor durch das Oberlandesgericht Stettin hilft ihm nach der Wende wenig, er wird bei einem Rechtsanwalt als «Bürohilfsarbeiter» tätig.

Am 19. November 1946 heiratet er Ingrid Borchers, der er ein Leben lang verbunden bleibt.

Eine Ausbildung zum Rechtspfleger beginnt Heinz Kuss am 2. Januar 1947, die er mit dem Examen nach drei Jahren abschliesst. Ihm wird das Amt des Anklägers in Strafverhandlungen übertragen, und er übernimmt in der Berufsschule die Ausbildung von

Rechtsanwalts- und Notarlehrlingen. Als ungelernter Lehrer ist Kuss hoch erfreut über die Achtung, die er sich bei seinen Schülern erwerben kann, sowie den Erfolg seiner Lehrmethode.

Nach seiner Pensionierung widmet sich Heinz Kuss vermehrt seiner Familie und dem Schreiben. Er ist Autor einer Ahnengeschichte, verschiedener lyrischer Texte und seiner Kriegserinnerungen, denn er weiss, dass Kinder und Kindeskinde eines Tages fragen werden: «Wer war mein Grossvater?»

Aus seiner Ehe gehen drei Kinder hervor, die alle in die Fussstapfen des Vaters treten und entweder den Lehrberuf ergreifen oder sich zum Rechtsanwalt und Notar ausbilden lassen.

Heinz Kuss hat acht Enkelkinder und zwei Urenkelkinder und wohnt heute in der Nähe von Schleswig.

Nach 59 Jahren Ehe starb seine Frau an Lungenkrebs. Auf ihren Grabstein hat Heinz Kuss die Worte einmeisseln lassen, die ihm, in der Schule gelernt, oft auch an der Front in den Sinn gekommen sind:



*Heinz Kuss*

*Contra vim mortis non est medicamen in hortis.*

## Militärisches Glossar und Landsersprache

129. ID	129. Infanteriedivision
II. IR 94	II. Bataillon des Infanterieregiments 94 (32. Infanteriedivision; dort: II. Zug der 6. Kompanie)
2. IR 544	2. Kompanie (des II. Bataillons) des Infanterieregiments 544 (389. Infanteriedivision)
3. IR 509	3. Kompanie des Infanterieregiments 509 (292. Infanteriedivision)
5. IR 70	5. Kompanie des Infanterieregiments 70 (111. Infanteriedivision)
Abprotzen	Abnehmen eines Geschützes von der Protze (Anhänger zum Transport eines Geschützes); Landsersprache: das Verrichten des „Geschäfts“
Contra vim mortis non est medicamen in hortis.	Gegen die Gewalt des Todes ist kein Kraut gewachsen.
Den een sien Dod, is den annern sien Brot!	Was dem einen sein Tod, ist dem anderen sein Brot.
Donnerbalken	Latrine, hier: im Schützengraben
Eine Zigarre verpaßt bekommen	Zurechtweisung
Errare humanum est	Irren ist menschlich

Fieseler Storch	Aufklärungsflugzeug vom Typ Fieseler Fi 156 „Storch“
Flamme küssen	Eine Zigarette, die an einer anderen angezündet wird
Furier	Für die Verpflegung verantwortlicher Offizier im Heerwesen
Grenadier	Ab dem 15. Oktober 1942 werden in der Wehrmacht die bisherigen „Schützen“ und „Oberschützen“ als „Grenadier“ und „Obergrenadier“ bezeichnet und die Truppenteile – bis hoch zum Regiment – entsprechend umbenannt, so werden zum Beispiel „Infanterieregimenter“ nun „Grenadierregimenter“. Alle nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 gegründeten Divisionen werden als „Volksgrenadierdivisionen“ bezeichnet.
Gummiwurst	Jagdwurst; Verpflegung für die Soldaten, in Dosen konserviert
Halsschmerzen	Sucht nach dem Ritterkreuz
Halali	(Jägersprache) Gruß- und Jagdruf; ritualisiertes Ende einer (Reit-)Jagd
Harascho! / Wso budet harascho!	Gut! / Alles wird gut!
Hindenburglicht	Benannt nach dem Oberkommandierenden des deutschen Heeres im Ersten Weltkrieg Paul von Hindenburg; wurde in den Schützengräben, im Luftschutzkeller oder bei Verdunklung als Notbeleuchtung eingesetzt
Hiwi	Hilfswilliger; russischer Soldat in deutscher Gefangenschaft, der für die Deutschen zum Beispiel als Kutscher arbeitet
HKL	Hauptkampflinie

HVP	Hauptverbandplatz
Iwan	Rotarmist
Kandare	Ober- und Unterkieferprothese
Kasematte	Gewölbe in einem Festungsbau
Knobelbecher	Stiefel der deutschen Soldaten
KOB	Kriegsoffizierbewerber
Koffer	Schwere Granate
Koppel	Gürtel, an dem Pistolenhalter und andere Gegenstände befestigt werden
Les boches	Scheißdeutsche; abfällige Bezeichnung der Franzosen für die Deutschen; auch „sales boches“, auf Deutsch „dreckige Scheißdeutsche“
Lever dood as Slaav	Lieber tot als Sklave
LFD	Luftwaffenfelddivision
Nähmaschine	Eine russische Doppeldeckermaschine vom Typ Polikapow U-2; auch „Rata“ genannt
Nebelwerfer	Tarnbezeichnung zu Zeiten der Weimarer Republik für DO-Werfer (Dornberger-Werfer; nach dem Entwickler Dr. Walter Dornberger)
Ostwärts	Östlich
Pan	(aus dem Polnischen) Herr
Pak	Panzerabwehrkanone (Die 3,7 cm-Pak wurde abwertend auch als „Panzeranklopfggerät“ bezeichnet.)
Parole	Losungswort der eigenen Kameraden
Pennkeule	Soldat ohne eigenes Engagement und mit tatsächlich großem Schlafbedürfnis

Piz	Höhe, Berg
Plane (Pläne)	Freie Fläche
Postenklaus	Unternehmen eines Stoßtrupps, bei dem ein Posten gefangengenommen und zur Befragung hinter die eigene Linie gebracht wird
Radfahren	Nach oben katzbuckeln, nach unten treten
Ratschbumm	Russische 7,62 cm-Feldkanone, bei der Abschuß und Einschlag unmittelbar aufeinander folgten
Ruki werch!	Hände hoch!
Schießer vom Dienst	Posten, der von Zeit zu Zeit Störfeuer abgibt
Schlumpschützen	Sehr schlecht schießende Schützen
Spassiba	Danke
Stoj!	Halt!, Stop!
Vom Stuhl spritzen	Zackiges Aufstehen
Stinken/Es stinkt!	Nahende feindliche Granate
Wojna kapuut!	Krieg kaputt!
Zwölfender	Soldat mit mindestens zwölf Jahre während der Dienstzeit
Einen Zylinder verpaßt bekommen	Unehrenhafte Entlassung

# Inhalt

<b>Vorwort</b> .....	5
<b>Eine Soldatenweihnacht in Friedenszeiten</b> .....	9
<b>Unser Feldzug gegen Polen</b> .....	13
Befehl ist Befehl .....	14
<b>Unser Feldzug im Westen</b> .....	21
Die Feuertaufe .....	22
«Schiessen Sie!» .....	31
Kriegstagebuch der 3. IR 509 (292. ID) .....	38
<b>Unser Feldzug im Osten</b> .....	45
Eine kaukasische Nacht .....	46
Es weihnachtet .....	59
Heldentod?.....	68
Der Postenklaue .....	73
Kaukasus ade!.....	86
Eine verdammte Kompanie .....	104
Partisaneneinsatz .....	135
Im Abseits .....	140
Zitadelle «Friedrich Wilhelm» .....	148
Fahrt in die Hölle .....	156
Ausbruch.....	160
Ruhe bis zum Sturm .....	175
Ostpreussen .....	180
Danzig.....	191
Auf zum letzten Gefecht .....	208
Das Halali .....	223
Danksagung .....	247
Lebenslauf des Autors .....	249
Militärisches Glossar und Landsersprache .....	250

# Pour le Mérite



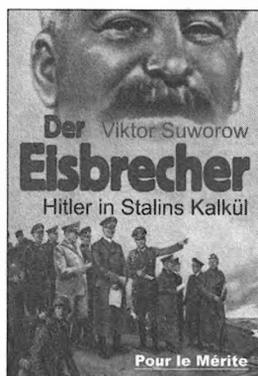
**KURT PFÖTSCH  
DIE HÖLLE VON KURSK**  
SS-Grenadiere 1943 im Kampf  
256 S. – s/w. Abb. – geb. im Großformat – € 19,95. – Die fesselnden Erinnerungen des ehem. SS-Untersturmführers versetzen uns mitten ins Kampfgeschehen der größten Panzerschlacht der Militärgeschichte. Die Gruppe des Autors stand bei der Offensive nahezu ständig im Nahkampf.



**NORBERT HANNIG  
WAS GILT DENN  
UNSER LEBEN**  
Als Jagdflieger im Einsatz  
1941–45  
256 S. – s/w. Abb. – geb. im Großformat – € 19,95. – Der Autor, ein Soldat ohne Furcht und Tadel, legt seine packenden Erinnerungen vor und berichtet vom Dienst der Flieger-HJ bis zum Einsatz auf dem Strahljäger Me-262.



**WERNER MASER  
DER WORTBRUCH**  
Hitler, Stalin und  
der Zweite Weltkrieg  
480 S. – viele s/w. Abb. – geb. im Großformat – € 24,80. – Materialreich wird die langjährige Planung Stalins für einen Erstschlag gegen das Deutsche Reich belegt und so mit der Legende von der „heimtückisch von Hitler überfallenen“ Sowjetunion aufgeräumt.



**VIKTOR SUWOROW  
DER EISBRECHER**  
Hitler in Stalins Kalkül  
512 S. – geb. im Großformat – € 24,80. – In diesem Standardwerk beweist der russische Historiker Stalins Strategie, die darauf zielte, daß die Armeen West- und Mitteleuropas sich derart schwächen würden, daß er schließlich mit einer eigenen Aggression das erschöpfte Europa überrollen könnte.



**JAMES BACQUE  
DER GEPLANTE  
TOD**  
Deutsche Kriegsgefangene in  
amerikanischen und französischen  
Lagern 1945–1946  
400 S. – davon 16 farb. u. s/w. Bildseiten – geb. im Großformat – € 19,95. – Der kanadische Historiker Bacque belegt, daß US-General Eisenhower absichtlich fast eine Million deutscher Soldaten sterben ließ.



**HEINZ MAGENHEIMER  
STALINGRAD**  
Die große Kriegswende  
352 S. – viele teils farb. Abb. – geb. im Großformat – € 25,95. – Der Autor erweist sich als glänzender Sachkenner, der dem verzerrten Bild von der angeblichen Sinnlosigkeit am Festhalten Stalingrads entgegentritt und die strategische Wichtigkeit der Stadt an der Wolga aufzeigt.

## Verlag für Militärgeschichte

# Pour le Mérite



**MEINOLF REITZ  
GROSSADMIRAL  
KARL DÖNITZ**  
und die deutsche Kriegsmarine.  
Zeitgeschichte in Farbe  
160 S. – durchgängig vierfarbig – geb. im Atlas-Großformat – € 25,95. – Dieser Bildband zeigt das Leben und Wirken des großen deutschen Soldaten und Patrioten im Rahmen von U-Boot-Waffe und Kriegsmarine.



**REINHARD GÜNZEL u.a.  
GEHEIME KRIEGER**  
Drei deutsche  
Kommandoverbände im Bild.  
KSK – Brandenburger – GSG 9  
128 S. – durchgängig vierfarbig – geb. im Atlas-Großformat – € 25,95. – Drei Ex-Kommandeure berichten in diesem Bildband über die Grundsätze ihrer Verbände und das, was sie miteinander verbindet.



**FRITJOF SCHAULEN  
DIE DEUTSCHE  
MILITÄRELITE 1939–1945**  
Zeitgeschichte in Farbe  
160 S. – durchgängig farbig – geb. im Atlas-Großformat – € 25,95. – Die Oberbefehlshaber von Heer, Marine, Luftwaffe und SS, die Generalfeldmarschälle, Armee- und Heeresgruppenführer und die Träger des Ritterkreuzes mit Eichenlaub, Schwertern und Brillanten.

**REINHARD OLTSMANN  
DER RUSSLANDKRIEG IN FARBE**  
Zeitgeschichte in Farbe

160 S. – durchgängig farbig – geb. im Atlas-Großformat – je Band € 25,95. – Der Ostfeldzug war gekennzeichnet von immensen Geländegewinnen und riesigen Kesselschlachten mit Millionen von russischen Kriegsgefangenen. Aber die deutschen Soldaten lernten auch die Tücken des Feindeslandes kennen: verschlammte Rollbahnen, mörderische Winter und Partisanen. Nach einer sachkundigen Einführung erstehen in atemberaubenden, teilweise bisher unveröffentlichten Farbfotos Faszination und Schrecken dieses Feldzugs zu neuem Leben.



**BAND 1: STURM AUF MOSKAU**  
Von Finnland bis zum Schwarzen Meer (1941)  
**BAND 2: IN DIE TIEFEN RUSSLANDS**  
Durchbruch zu Wolga und Kaukasus (1942)  
**BAND 3: SCHICKSALSWENDE IM OSTEN**  
Von Stalingrad nach Ostpreußen (1943/45)  
Alle drei Bände zusammen für nur € 65,90!

**FRITJOF SCHAULEN  
EICHENLAUBTRÄGER 1940–1945**  
Zeitgeschichte in Farbe

160 S. – durchgängig farbig – geb. im Atlas-Großformat – je Band € 25,95. – Das „Ritterkreuz mit Eichenlaub“ wurde bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges an insgesamt 882 Soldaten verliehen. Diejenigen, die dieses Ehrenzeichen erhielten, gelten unter Militärhistorikern als die besten Soldaten ihrer Epoche. Von über 350 von ihnen liegen durch glückliche Umstände hochkarätige Farbfotos vor. Alle in dieser Trilogie abgebildeten Eichenlaubträger werden mit Kurzbiographien gewürdigt und in gestochen scharfen, meist unveröffentlichten farbigen Porträts vorgestellt.



**EICHENLAUBTRÄGER BAND I**  
Abraham – Huppertz  
**EICHENLAUBTRÄGER BAND II**  
Ihlefeld – Primožic  
**EICHENLAUBTRÄGER BAND III**  
Radusch – Zwernemann  
Alle drei Bände zusammen für nur € 65,90!